DUKE UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/dasparadiesderar01simo_0

Das Paradies der Arbeit

Verlag Jos. C. Huber, Dießen vor München

Das Paradies der Arbeit

Ein Weg in eine deutsche Zukunft

(La cité Chinoise)

Von

Eugène Simon

Früherer französischer Konsul in China
und früherer Schüler des Nationalen Instituts
für Landwirtschaft in Versailles

Deutsch bearbeitet von

Paul Garin

1920

Jos. C. Hubers Verlag / Diessen vor München

Copyright 1920 by Jos. C. Huber, Diessen vor München

Graph. Kunstanstalt Jos. C. Huber, Diessen vor München

915.1
S594
c581
1920

Vorwort des Verfassers.

Ich habe in einem der Kapitel des folgenden Werkes gesagt, daß ich außer Stande bin, China nach seinen Büchern zu studieren, es nach dem Leben d. h. auf Grund der Tatsachen getan habe.

Der Leser wird daher hier vor Allem Dokumente, um die Sprache der Zeit zu reden, finden.

Bezüglich der Nutzanwendungen habe ich mich auf die beschränkt, welche sich von selbst aus der Beobachtung ergaben. Auf moderne Bücher bin ich nur zurückgegangen um durch einige sehr kurze Anführungen die vollkommene Uebereinstimmungen der Grundsätze mit den Beobachtungen zu zeigen.

Die Cité Chinoise ist ein ehrliches Buch.

Paris, den 7. Oktober 1885. G. Eug. Simon.

Vorwort des Übersetzers.

Es ist das außerordentliche Buch eines außerordentlichen Menschen. Erfüllt, vielleicht vertrieben von der Kultur eines Volkes, welches sich für das erste hält, kommt er nach China. Er findet dort, ohne sich dessen bewußt zu werden, sein Volk, sich selbst wieder. Wie an einen Gott schaut er an dem älteren Bruder empor und sieht die eigene Vortrefflichkeit vergrößert und die Erfüllung seiner geheimsten Träume. So wird es ein begeistertes Buch, ein ehrliches Buch.

Der Franzose ist aber nicht der einzige Blutsverwandte des Chinamann. Ja, es ist, als ob alles, was auf der Halbinsel Asiens, die wir Europa nennen, lebt, nur Sprengstücke wären die aus Schuld oder Laune nur vorübergehend aus dem Zusammenhang der Familie geraten und in ihrer Entfernung von dem himmlischen Reich in der Entwicklung zurückgeblieben wären.

Das Schweifen in die Ferne aber wird die nächste, vielleicht eine lange Zukunft dem deutschen Volke, vielleicht ganz Europa verbieten. So kann ein Blick auf ein Volk, das in sechstausendjähriger, von außen unberührter Entwicklung nur sich und seinem Lande gelebt hat, uns allen zeigen, was in der Beschränkung wird und werden kann. Es wird uns dabei nicht eine Wiederholung, die unmöglich, und auch nicht dasselbe Ziel gezeigt. Denn das Ziel der Menschheit und um ein solches werden die nächsten Jahrhunderte des Abendlandes ringen, kann nicht das Ziel *eines* Volkes sein und wäre es in seiner Enge das glücklichste auf Erden.

Doch im Ringen um jenes Ziel wird sich das Verhältnis der Völker des Abendlandes zu ihrem Boden auch vergeistigen und in dem Maße als jenes ferne unbekannte Ziel der Menschheit aus dem Schoße der Zeiten emporsteigt, je mehr werden sich die Völker gezwungen sehen, ihren Verkehr im Austausch geistiger statt materieller Güter zu suchen.

Es wird nicht der Weg Chinas sein.

Aber Richtlinien, Fingerzeige kann der ältere Bruder geben für den neuen Weg, für einen neuen Weg auch in eine deutsche Zukunft.

Und ein Trost wird es sein auf diesem Wege, daß die Weggenossen, so sehr sie anders zu meinen und zu wollen scheinen, doch in gleichem Schritt und Tritt mit uns marschieren von derselben Macht geführt demselben Ziele zu.

München im November 1919. Paul Garin.

I.

Die Familie.

Genies von der Art Pascals, Leibnitzens, Bacos sagten, man müsse das Menschengeschlecht als einen einzigen Menschen auffassen, der ewig lebte und unaufhörlich lernte. Was sie bezüglich der Menschheit im Ganzen forderten, läßt sich gleicherweise auf jene engere Menschheit ausdehnen, welche man Familie nennt. Täglich sammeln die Gelehrten neue Tatsachen, beobachten neue Erscheinungen des Atavismus, welche in der Tat zwischen den einander folgenden Generationen einen derart innigen Zusammenhang enthüllen, daß von da zu der Einheit und Gleichheit, wie sie Pascal, Leibnitz, Bacon ausgesprochen — man muß noch den Namen des Pater Leroux hinzufügen — wirklich nur ein Schritt ist. Wenn daher das, was sie von der Menschheit im allgemeinen gesagt haben, wahr ist für die Familie, so ist es umsomehr wahr für jene größere Familie, welche man ein Volk nennt.

Alle Nationen, von welchen wir heute noch Kunde haben, sind verschwunden. Eine einzige lebt noch und ist so die älteste geworden von allen, die gegenwärtig existieren. Aber man kennt sie nicht. Man kann freilich sagen, daß alle Völker von den andern erben und daß daher die Franzosen, die Engländer, selbst die Russen auf Anfänge zurückgehen, welche man sich beliebig weit entfernt vorstellen kann. Aber während die modernen Völker von den andern sozusagen nur in der Nebenlinie geerbt haben, hat das Volk, von dem hier die Rede ist, in gerader Linie geerbt von den Völkern, aus welchen es gebildet ist. Darin liegt seine tiefe Originalität. Bei ihm hat sich die Erscheinung der Vererbung regelmäßig geoffenbart, niemals wurde sie gestört oder beeinflußt von Aenderungen der Umwelt. Bei ihm erfuhr die Entwicklung der Ideen und der Dinge keinerlei Störung und Erschütterung, so wenig wie die der Wesen selbst. — Keinerlei äußere Einflüsse, keinerlei Offenbarungen drangen herein, die Richtung seiner Anstrengungen zu ändern, den Gang seiner Entwicklung zu verzögern. Darin sage ich, besteht die tiefe Originalität Chinas und vielleicht auch das Geheimnis seiner außerordentlichen Dauer.

So ist es mindestens interessant, zu sehen, was der Mensch sich selbst überlassen unter solchen Umständen wird. Man kann die Fortschritte sehen, welche er zu verwirklichen vermochte, die Organisationen, zu welchen er kam, mit einem Worte seine Zivilisation. Das Folgende soll das zeigen. Das Wort Zivilisation hat je nach dem Munde, der es ausspricht, einen sehr verschiedenen Sinn und Zweck. Hier werden wir den Staat als am weitesten zivilisiert ansehen, in dem auf einer gegebenen Erdfläche die größtmögliche Menschenzahl möglichst gleichmäßig und mit dem geringsten Aufwand sich der größtmöglichen Summe des Wohlbefindens, der Freiheit, Gerechtigkeit und Sicherheit erfreut. Ich werde zunächst die Verhältnisse in China unter diesen Gesichtspunkten darlegen und dann die Mittel untersuchen, durch welche das Land dahin gekommen ist und die Grundsätze betrachten, welche es dabei geleitet haben.

I.

In dieser angegebenen Ordnung lenkt sich zunächst der Blick auf die Bevölkerungszahl. Sie beträgt 537 Millionen Einwohner für das ganze chinesische Reich einschließlich der Wanderstämme der Mongolei und der mehr oder weniger abhängigen und unabhängigen Stämme der Nachbargebiete von Tibet und Annam. Das ist mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung der Erde. Doch werden wir die Untersuchung auf das eigentliche China beschränken, das im Osten und Süden vom Meere, im Westen von dem Bergland Tibet, im Norden von der großen Mauer eingeschlossen ist. Hier auf einer Fläche von 330 Millionen Hektar, d. h. auf einer Fläche sechs bis siebenmal so groß als Frankreich finden wir eine Bevölkerung von mehr als 400 Millionen Menschen.

Demgegenüber besteht die Tatsache, daß auf der vier- bis fünffach größeren Fläche Europa kaum 337 Millionen Einwohner zählt. Dagegen gibt es in China Provinzen so groß wie Frankreich oder Deutschland, in welchen sechs bis sieben Einwohner auf den Hektar leben. Es gibt Bezirke, so groß wie ganz Belgien, in welchen dieser Bevölkerungsdichte bis auf zwölf und sogar fünfzehn Einwohner steigt. Keine einzige Gegend von Europa, vielleicht die Insel Jersey und die Provinz Valenzia in Spanien ausgenommen, welche in dieser Beziehung mit China verglichen werden könnte. Diese Bevölkerungsdichte erscheint derart außergewöhnlich, daß sie oft bestritten wurde und — daß man die Richtigkeit der chinesischen Angaben bezweifelt hat. Aber sie ist nicht im geringsten zweifelhaft für Jenen, welchem es vergönnt war, das ungeheure Reich in seiner ganzen Ausdehnung zu bereisen.

Bis an die Grenzen von Tibet achthundert Meilen vom Meer durchzog ich häufig Städte, welche 500 000 bis 1 500 000 Einwohner zählten. In den entferntesten Provinzen begleitete ich oft Menschenmengen von 15 000—20 000 Personen, die einem Markt zuwanderten, an Plätzen, an welchen man Tags zuvor kaum einige Wirtshausgäste antraf. Von einem Ende zum andern sozusagen sah ich Dörfer, Weiler, Gehöfte, Häuschen so nahe aufeinander und so rasch meinem Blick vorüberziehen, daß nur die Umgebung unserer Millionengroßstädte eine Vorstellung davon geben kann. Die Erde verschlingt das Wasser. Felder und Gärten auf Flößen angelegt bedecken gewisse Seen. Die Felsen überziehen sich mit Ernten. Und dazu überall die kostbarsten Kulturen, die die meiste Kraft und Ausdauer verlangen, der Zucker, die Seide, der Tee, das Wachs. Bis in die entferntesten Täler eine Fruchtbarkeit des Bodens, welche für den Reis Ernten gibt von 12 000 bis 13 000 kg auf den Hektar; und den Bodenwert auf 35 000 bis 40 000 Franken ansteigen lassen. Man sieht, daß unter dem Gesichtspunkt der Bevölkerung uns die Chinesen weit hinter sich lassen. Und während wir den Bevölkerungszuwachs auf alle mögliche Weise einzuschränken suchen durch den Krieg, durch die Ehelosigkeit, durch die freiwillige Geburteneinschränkung, fahren die Chinesen fort sich zu vermehren, wie wenn die Erde keine Grenzen hätte. Sie kümmern sich um Nichts und sie tun recht daran. Man kann die Fläche eines Ackers messen aber wer mißt dessen Fruchtbarkeit? Die Erde trägt soviel als der Mensch taugt. Nichts ist wahrer und China beweist es. Die heute am dichtesten bevölkerten Provinzen waren nicht bevölkerter und nicht geeigneter für die Besiedelung als diejenigen, welche heute noch die geringste Bevölkerung aufweisen. Berge, welche nichts hervorbrachten, nackte Felsen sind heute die reinen Früchte- und Blumenterrassen. Die Chinesen sind eben Meister, die Fruchtbarkeit des Bodens zu vermehren und zu erhalten. Sie werfen nicht, wie wir den Reichtum ihres Landes in Schwemmkanäle und Flüsse. Sie sammeln ihn mit der größten Sorgfalt, und halten es für ein Gebot der Gerechtigkeit, der Erde zurückzugeben, was sie ihnen geliehen hat. Sie halten jede Verschleuderung für eine Untat, die sich sogleich rächen müßte. Dann sagen sie sich, daß die Vermehrung der Bevölkerung das beste Mittel ist, den Reichtum des Staates wie jedes Einzelnen zu vermehren. Kostet eine Straße, ein Kanal, eine Eisenbahn nicht weniger in einer stark bevölkerten Gegend als in einer menschenleeren? Sind dort die Betriebskosten nicht geringer? Sind dort die Absatzmöglichkeiten nicht größer und leichter? Ist es also unzweifelhaft, daß die Ausgaben eines Landes in geraden Verhältnissen zu seiner Aus-

dehnung und in umgekehrtem Verhältnis zu seiner Bewohnerzahl stehen. In der Tat: Wieviel zahlt ein Chinese Steuer? Drei Franken im Jahre.

In Frankreich zahlen wir 90 bis 100.*) Aber wird man einwenden, sind dort auch die öffentlichen Arbeiten Null. Null? O, nein. So schmerzlich es sein mag für unser abendländisches Selbstgefühl: Was sind unsere Straßen, Kanäle, Eisenbahnen gegenüber den unzähligen Kanälen in China? Was sind unsere öffentlichen Bauten — übrigens sehr jungen Datums — im Vergleich zu der wunderbaren und gigantischen Wasserwirtschaft, welche vom Westen bis zum Meer achthundert Meilen das Wasser durch das Land führt unmittelbar unter die Hände des Landwirts. Ich höre andere Einwände: Gut, aber wahrscheinlich ist das Wohlbefinden jedes einzelnen Chinesen sehr mäßig? In dieser Beziehung scheint mir die Dichtigkeit der Bevölkerung eine genügende Antwort zu geben. Es ist klar, daß wenn die Chinesen wirklich so unglücklich wären, so hätten sie ganz wie wir auch die Mittel gefunden, dem Bevölkerungszuwachs zu steuern, wenn er ihnen unbequem würde. Im Uebrigen, gibt es ein verlässigeres Maß für das Elend oder das Wohlbefinden eines Volkes als den Stand seiner Kriminalität?

Davon nur die folgenden Tatsachen. In einer Stadt von nahezu zwei Millionen Einwohner, in Han-kau, in welcher ich mich einige Zeit aufhielt, hat sich im Zeitraum von 34 Jahren eine einzige Mordtat zugetragen. In einer Provinz von 25 Millionen Einwohner in Tsche-Li fanden im Jahre 1866 oder 67 nur zwölf Hinrichtungen statt. Dazu ist zu bemerken, daß Diebstahl im dritten Rückfall mit dem Tode bestraft wird, daß es keine mildernden Umstände gibt und daß sich Peking, das Paris von China, in dieser Provinz befindet. Um aber dem Leser das unmittelbare Urteil über das Wohlbefinden der chinesischen Bevölkerung zu ermöglichen, möchte ich ihn in diese kleinen Landgüter, in diese Bauernhäuschen, wo ich so oft eine so herzliche Gastfreundschaft genoß, führen und ihm die Sauberkeit der Wohnungen, der lackierten Möbel zeigen und mit ihm meine Inventarien durchgehen können, die ich über das Vermögen und die Hilfsquellen der Bewohner aufgezeichnet habe. Einer dieser Bewohner in einem der weniger reichen Bezirke legt in einem Jahre bei einem Besitz von 5½ Hektar 15 000 bis 18 000 Franken zurück, nachdem er und seine Familie gelebt haben. Ein anderer erspart mit einem Hektar 700—800 Franken. Ferner wünschte ich den Leser teilnehmen lassen zu können an ihren reichlichen Mahlzeiten bestehend aus einer Mannigfaltigkeit der Speisen, welche die Ernährung unserer Land-

*) Anm. des Übers. Heute 800—900.

bevölkerung weit übertrifft. Keiner, so bescheiden sein Häuschen sein mag, der nicht einige Süßigkeiten seinem Nachtisch beifügen und einem Freunde anbieten könnte.

Vor allem aber möchte ich den Leser vergleichen lassen das freie, leichte Benehmen, die sorglose Miene eines beliebigen Bauern dieser oder jener Provinz mit dem schweren, wuchtigen Gang, dem verlegenen und linkischen Auftreten unserer Kolonen, Viehpächter, Meier der Bretagne, Sologne und Auvergne, Savoiens, zu schweigen von dem Süden. Man fühlt bei ihrem Anblick, daß es zwischen den Reichen und Armen, ich will sagen weniger Reichen, zwischen den Bewohnern der Stadt und des Landes weniger Abstand und Unterschied gibt als bei uns. Man fühlt eine aus langer Vergangenheit überkommene Gleichheit, in der sich jeder leicht bewegt und mit Behagen atmet, welche in die Beziehungen aller eine Höflichkeit, ein gegenseitiges Wohlwollen bringt, das jeden Fremden in Erstaunen setzen muß. Soll ich sagen, wie sie sich gegenseitig behandeln, wie sie miteinander reden? Zu den Beförderungsmitteln in China gehört als eines der bequemsten der Tragstuhl, die Sänfte, wo wie in den Bergen die Kanäle selten sind. Ich habe damit 600—700 Meilen zurückgelegt. Man mietet vier Träger für eine Sänfte und legt damit 8—9 Meilen im Tag zurück. Nun drückt jede Last auf die Länge, selbst wenn sie von vieren geteilt wird, was die armen Chinesen sehr wohl wissen. Was taten nun die, welche uns auf unserem Wege begegneten? — „Mein Herr", sagten sie zu einem der Träger, wir haben heute noch nichts verdient. Erlauben Sie uns Ihren Platz einzunehmen und Sie einige Zeit zu entlasten?" „Gerne, mein Herr, aber wir können nicht viel bezahlen. Wir verdienen selbst nicht viel." „Das macht nichts, mein Herr, wir verlassen uns auf Ihre Freigebigkeit." Und diese Zufallsträger nehmen den Platz der andern ein und die Entlasteten folgen unter munteren Gesängen dem Zuge eine oder zwei Meilen.

Doch dieser Titel: „Mein Herr, sien-sien wird nur gebraucht, zwischen Leuten, welche sich nicht kennen. Kennt man sich etwas näher, oder ist man gleichaltrig, so fügt man dem Vornamen noch das Wort: „Bruder" bei und es ist sehr selten, daß sie sich nicht als Brüder behandeln. Soll ich nun sagen, wie weit selbst dem Fremden gegenüber, der sich das Vertrauen des Chinesen gewonnen, dieses allgemeine Wohlwollen gehen kann? Ich will nicht sagen, daß die Sache leicht ist. Sie war es nicht, als ich China zu durchwandern begann. Es war einige Monate nach dem Kriege, den wir mit ihnen geführt und dem Vertrag, den wir ihnen aufgezwungen hatten. Ich hatte daher einige Zeit unter der Beobachtung der Beamten zu leiden, welche mich, so sehr man sich bemühte, sie nicht merken zu lassen, sehr beengte.

Sobald man sich jedoch überzeugt hatte, daß die Aufsicht unnötig und daß die Aufgaben, die ich zu erfüllen hatte, keinen feindseligen Charakter trugen, als man mir erlaubte meine Forschungsreise bis in die entferntesten Provinzen an der Grenze von Tibet auszudehnen, wie glaubst Du, geneigter Leser, daß man den Verfasser dieses Buches behandelte? Ich wage es kaum zu sagen. Welches Vorrecht der Souveränität hältst Du für das beneidenswerteste und höchste? Das Begnadigungsrecht? Nicht wahr? Siehst Du, und gerade das verlieh man mir. Sobald ich eine Stadt betrat, verschwand die Autorität der Beamten vor dem Range, den man mir mit jenem Recht eingeräumt hatte. Sie fuhren fort Recht zu sprechen und Verwaltungsmaßregeln zu treffen, aber es geschah in meinem Namen und beim Austritt aus meinem Haus fand ich die Verurteilten vom Tag zuvor, für welche ich dann bald eine volle Begnadigung, bald eine Minderung ihrer Strafe erwirkte. Aber wie ziehe ich noch der Erinnerung an diese Ehre die an die freundlichen Empfänge, die ruhige und ergebene Gastfreundschaft vor, welche ich in den Dörfern und Weilern fand. Oft wenn wir unseren Sänften oder Schiffen entstiegen, unser Gepäck zurückließen auf die nächste Station bestellt, drangen wir allein auf schmalen Pfaden in die Felder ohne eine andere Vorsichtsmaßregel, als daß wir unser chinesisches Gewand anzogen. Wir wanderten dahin, blieben bei jedem Schritt stehen, plauderten mit dem nächsten Wanderer vom Regen, vom guten Wetter, von der Ernte und von diesem und jenem. Ich sehe heute noch einen gewissen Baum, unter welchem wir uns erschöpft von der Hitze und Anstrengung niedergelassen hatten. Ein bißchen Rasen, wirklicher Rasen, so selten in chinesischen Feldern, wo alles angebaut ist, umgab seine Wurzeln und bereitete uns einen sanften und kühlen Ruheplatz, auf dem wir uns mit unendlichem Behagen ausstreckten. Unglücklicherweise hatten wir zwei Frauen nicht bemerkt, welche nicht weit davon von einigem Gebüsch verdeckt in einem kleinen Garten arbeiteten und uns auch nicht hatten kommen sehen. Nun muß man wissen, daß es sich für Fremde nicht schickt, sich lange in Gegenwart von Frauen aufzuhalten. Wir wußten sehr wohl, daß wir nicht am Platze waren, aber wie sollten wir ohne Bedauern den Schatten des Baumes verlassen? Wir versuchten die Gefahr zu beschwören.

„Guten Tag, meine Damen", sagte der Dolmetsch mit der einschmeichelndsten Stimme, die ihm zu Gebote stand. „Guten Tag, guten Tag, aber was tut Ihr da? Geht weiter weg." „Bitte, meine Damen", wollte er einwenden. „Wir sind sehr ermüdet und Sie sehen, die andern Bäume sind weit weg."

„Was sind das denn für Barbaren", sagte die Eine, „es so an Anstand fehlen zu lassen. Geht und laßt es Euch nicht zweimal sagen." Beschämt und verlegen erhoben wir uns, als dem Dolmetscher ein rettender Gedanke kam, er auf seine Pfeife deutete und sagte: „Aber vielleicht hätten Sie die Güte, uns Feuer zu geben." „Geht nur, man wird Euch Feuer bringen." Wir gingen langsam weiter und wurden bald von einem jungen Burschen eingeholt, der uns Feuer brachte. Ich dankte ihm und schenkte ihm ein kleines Messer zu acht Sous. Drei oder vier Schritt weiter ließen wir uns wieder nieder. Einige Minuten später kam der Bursche wieder und brachte uns vier Orangen. Ich gab ihm dann ein Päckchen Nähnadeln, worauf er ging. Doch blieben wir nicht lange allein. Er kam ein drittes Mal und führte einen alten Mann mit sich und zwei oder drei Männer mittleren Alters, welche uns nach einigen höflichen Worten einluden, bei ihnen auszuruhen. Wir nahmen mit Freuden an und es dauerte keine Stunde, so waren wir die besten Freunde von der Welt. Die Frauen besorgten frei vor uns ihre Arbeit, die eine bereitete ein Mahl, die andere deckte den Tisch. Inzwischen hatten sich sämtliche Männer des Dorfes zu denen des Hauses eingefunden und alles plauderte. Wir plauderten, wie sie zu sagen pflegen, von Abend- und Morgenland und allem, was zwischen diesen beiden Punkten den Menschen interessiert und sein Reich ausmacht, das er so wenig kennt. Wir sprachen von Europa, unsern Eltern und Verwandten, denn damit beginnt jede Unterhaltung. Endlich nahmen wir Abschied von diesen braven Leuten, eine Erinnerung an diesen Tag in unserem Herzen, die mir nach zwanzig Jahren beinahe nicht erloschen ist. Auch einen Empfang werde ich niemals vergessen, den mir eines Tages ein armer chinesischer Bauer bereitete, der jenseits der großen Mauer in die Mongolei an der Grenze der Wüste Gobi eingewandert war. Wir hatten Tscheng-Kia-Keu seit fünf Uhr morgens verlassen auf dem Wege nach Si-Uang-tse und um 11 Uhr oder Mittag hatten wir in dieser traurigen Gegend noch keinen Ort, kein Haus finden können zum Ausruhen und Nahrung zu uns zu nehmen. Wohl hatten wir einige elende Weiler durchwandert, aber sei es, daß die Einwohner mit auswärtigen Arbeiten beschäftigt waren oder aus irgend einem andern Grunde hatten wir niemand bemerkt. Endlich gegen Mittag kamen wir zu einer Gruppe von Häusern, welche etwas ansehnlicher als die früheren schienen, aber auch keine offenen Türen zeigten. Wir standen da, Tier und Mensch die Nase in der Luft und frugen uns, ob wir uns nicht an irgend eine Mauer lehnen sollten, als wir einen Bauern auf uns zulaufen sahen, welcher uns begrüßte und ungefähr folgendermaßen ansprach:

„O, mein Herr, Sie werden umsonst in diesem Dorfe ein Haus suchen, das sie aufnehmen könnte. Es ist zu klein und wir sind zu arm. Ich selbst bin sehr elend und unwürdig. Wenn Sie aber Ihrem kleinen Bruder die Ehre geben wollen, sich bei ihm auszuruhen, so wird er sein Bestes tun. Hier ist sein Haus." Sein Haus war etwas größer als die andern und von äußerster Sauberkeit. Nachdem er uns eingeführt hatte, verließ er uns und wir sahen, wie er den Hühnern nachging. Seine Absicht erkennend, baten wir ihn, davon abzustehen, da wir alles Nötige mit uns führten und wir bäten ihn um nichts als Unterkunft. Er hatte aber schon zwei Hühner gemordet. Während er die Mahlzeit zubereitete, begannen wir mit ihm zu plaudern und ich konnte nicht umhin, seine bescheidene und taktvolle Haltung, seine einfache, würdige, ohne Furcht ehrerbietige Art zu sprechen, zu bewundern. Dann kam das Essen und er wollte durchaus selbst auftragen. Er tat es mit seinem Sohne, einem Jungen von 10 bis 12 Jahren, mit so feinem Anstande, daß mich die Erinnerung an unsere französischen Bauern zu einem Vergleiche nötigte, der mich mit aufrichtiger Trauer erfüllte. Als das Mahl beendet war und die Stunde des Aufbruchs kam, wollte ich unserem Gastfreund ein kleines Zeichen der Erinnerung zurücklassen, allein ich vermochte ihn durchaus nicht zur Annahme zu bewegen. Er bat mich nur um die Erlaubnis, mir seine Familie vorstellen zu dürfen. Außer dem Jungen, der dem Vater geholfen hatte, besaß er noch ein Mädchen von vier Jahren und ein solches von zwei Jahren, welche beide uns ihre kleine Aufwartung machten, wie es nur große Damen von der besten Erziehung hätten tun können.

II.

Viele Europäer glauben, daß China das Land des ausgesprochenen Despotismus ist. Nun frage ich, wie ein Despotismus aussehen muß, der über 500 Millionen Menschen ausgeübt nicht mehr als 25 000—30 000 Beamte dazu braucht, der zu seiner Erhaltung sich mit einer Armee von 100 000 Mann Tartaren begnügen kann, die sich doch inmitten eines solchen Ameisenhaufens vollkommen verlieren. In Wirklichkeit regiert und verwaltet der Chinese sich selbst und zwar in der Familie durch alle Mitglieder der Familie, in der Gemeinde durch gewählte Beauftragte, während die Beamten gewissermaßen nur die Präsidenten der letzteren sind. Dabei ist nicht zu vergessen, daß sie sich nicht genieren, die Präsidenten einfach fortschicken, wenn sie sich darüber zu beklagen haben, welches Fortschicken sie im übrigen auf eine ziemlich originelle Weise ins Werk setzen. In einem der bevölkertsten Bezirke einer Provinz, die

ich bereist habe, kündigt man die Ankunft eines neuen Präfekten an, welcher überall, wo er gewesen war, einen üblen Ruf hinter sich gelassen hatte. Man wußte das. Das Volk rührte sich, der Bezirksrat trat zusammen und man schickt Eingabe auf Eingabe an den Vizekönig, er möge von seiner unglückseligen Wahl abkommen. Der Vizekönig bleibt bockbeinig und bald hört man, daß der neue Präfekt im Anzuge und nur mehr einige Meilen von der Stadt entfernt sei. Der Bezirksrat versammelt sich aufs Neue. Er läßt vor der Stadt ein Zelt errichten, in dem das übliche Mahl und sonstige Erfrischungen bereit sind. Das herkömmliche Empfangsgefolge wird abgestellt. Aber zugleich werden vier Sänften mit frischen und willigen Trägern bereit gehalten.

Dann wird unser Präfekt erwartet. Er kommt an, man empfängt ihn höflich, man ladet ihn ein, sich auszuruhen und sich zu erfrischen. Nur erklärt man ihm, daß das Volk von ihm nichts wissen will, daß er die Stadt nicht betreten würde und daß drei Beauftragte des Bezirksrats sich die Ehre geben würden, ihn wieder nach der Hauptstadt zurückzugeleiten, woher er gekommen.

Das geschah. Eine Ausnahme? Durchaus nicht. Die Ruhe, mit der sich der ganze Vorgang abspielte, beweist allein schon das Gegenteil und daß es eine allgemeine Sitte ist. Im übrigen ist zu beachten, was ihre Gesetzgeber und Philosophen dazu sagen: „Der Monarch, sagen sie, ist nichts als der Beauftragte des Volkes. Wenn sich der Herrscher gegen Wohl und Willen des Volkes beträgt, betrachtet ihn jedermann als ein Unglück und er wird weggejagt, obwohl er die Macht in Händen hat.“ So sagt Konfuzius, der größte und volkstümlichste ihrer Philosophen, Lehrer und Gesetzgeber. Soviel über die politische Freiheit. Aber die Chinesen haben nicht nur die politische Freiheit, sie haben alle Freiheiten: Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, Kultusfreiheit; in der Tat findet man fast in allen Rangstufen der Beamtenschaft Muselmänner, Juden, Christen, Buddhisten und Leute, welcher keiner besonderen Religion anhängen außer dem Ahnenkultus. Die Regierung mischt sich in religiöse Fragen nur, insoweit sie Fragen des bürgerlichen Lebens berühren oder in das Laiengebiet eingreifen. Von Zeit zu Zeit dagegen liest man in jenen kaiserlichen Verordnungen, wie sie die Vizekönige, Gouverneure an die Bevölkerung zu richten pflegen, die für unsere Begriffe etwas seltsam anmutende Empfehlung: „Mißtrauet den Religionen.“*) Daher rührt der Vorwurf des Atheismus, den man

*) Anm. d. U. Ich habe mich an den französischen Wortlaut gehalten, obwohl der chinesischen Gedankenwelt unser abendländischer Begriff der Religion ferne liegt. Mißtrauet den Weltverbesserern käme vielleicht der Sache näher.

lange dem chinesischen Volke gemacht hat. Es wird sich zeigen, daß nichts ungerechtfertigter ist als dieser Vorwurf. Auch in den öffentlichen Unterricht greift die Regierung nicht ein. Jedermann kann ihn besuchen oder wegbleiben. Trotzdem oder eben deswegen gibt es kaum einen Chinesen, der nicht lesen, schreiben, rechnen und zeichnen kann. Diejenigen, welche sich dem Berufe der Gelehrten widmen wollen, welcher der einzige Zugang zu den öffentlichen Aemtern ist, hängen freilich von den Examinatoren ab, welche von der Akademie in Peking ausgesandt werden. Letztere aber, obgleich vom Staate unterhalten, ist doch vollkommen unabhängig von der Regierung. Was das Versammlungs- und Vereinsrecht anlangt, so ist es wenigstens in den letzten Jahrhunderten keiner chinesischen Regierung jemals eingefallen, es irgendwie in Frage zu stellen. Man vereinigt und versammelt sich ohne vorherige Anzeige bei der Behörde oder irgend einer Erlaubnis zu einer solchen Versammlung zu bedürfen. Auch sind infolgedessen meiner Ansicht nach in keinem andern Lande der Welt die Vereinigungen aller Art so zahlreich und so ungehindert wie in China. In keinem andern Lande der Welt sieht man einen solchen Beweis innerer Stärke und Lebenskraft. Ich hoffe das später näher auszuführen. Nichts endlich beschränkt die volle Freiheit der Presse. In der Provinz Se-Tschuen habe ich Plakataufrufe mit den giftigsten Angriffen auf den Kaiser und die Regierung gesammelt, welche sich gegen die Unterzeichnung der Verträge wendeten, welche die Europäer nach der Plünderung des Sommerpalastes und der Verbrennung der Bibliothek erzwangen. Höchstens, daß die Mandarinen die Maueranschläge entfernen ließen. Sie dachten aber nicht daran, die Urheber zu verfolgen.

Dann: Keine Pässe, keine Patente und Monopole in Industrie und Handel, keine Zölle, außer beim Eingang in jede Provinz und auf fremde Waren, ein Staatszoll von 5—8% auf diesen oder jenen Artikel.

Also eine vollkommene Freiheit und eine viel wirklichere als wir uns träumen lassen in Industrie, Gewerbe, Handel, Geldwesen und Verkehr. Als letzte der Freiheiten habe ich mir eine vorbehalten, welche am weitesten abliegt von europäischer Vorstellung. Doch ist sie die vollkommenste und zarteste aller Freiheiten, die das Gewissen der Menschen am meisten erhebt und welche meiner Ansicht nach alle übrigen Freiheiten in sich schließt. Ich meine die Freiheit, sich selbst zu richten, was man Eigengerichtsbarkeit nennen könnte. Ich werde sogleich erklären, wie die Chinesen diese Freiheit üben. Ich beschränke mich im Augenblick sie zu nennen. Auch hier greift der Staat nur ein, wenn er gerufen wird. Und daß sein Eingreifen weder so notwendig noch so häufig ist als man vermuten

könnte, beweist der eine Umstand, daß er dazu nicht einmal eine besondere Behörde hat. Mit einem Wort: Es gibt weder eine Richterkaste, noch eine Priesterkaste, noch eine Militärkaste, noch eine Gelehrtenkaste. Kann man einen vollkommeneren Beweis verlangen für die Freiheit, deren sich das chinesische Volk erfreut?

Ich erwähnte, daß meiner Ansicht nach nichts geeigneter, die Gewissen der Menschen zu erheben, ihnen das Gerechtigkeitsgefühl zu stärken als die Ausübung der richterlichen Gewalt selbst. Aber ich habe mehr als eine Ansicht auszusprechen.

Man weiß, daß die Bodenindustrie, die Landwirtschaft sozusagen das nationale Gewerbe Chinas ist. Jeder Chinese kann man sagen ist der geborene Landwirt. In der Tat kann man sagen, daß es kaum einen Chinesen gibt, der nicht unmittelbar an dem Gedeihen der Landwirtschaft interessiert ist. Man weiß ferner, daß der Anbau des Reis die Grundlage der chinesischen Landwirtschaft bildet, daß sie zwei Drittel des Bodens beansprucht und daß diese Kultur vom Wasser und seiner Verteilung abhängt. Man weiß endlich, wie leicht es ist, das Wasser abzugraben, abzuleiten, zu entwenden. Also wie sollte die Reiskultur möglich sein ohne vollkommene Gerechtigkeit? Daß der wichtigste Betriebsstoff, das Wasser nun tatsächlich, richtig, regelmäßig und sicher verteilt wird, ist ohne weiteres ein Beweis für die das ganze Volk beherrschende Ehrlichkeit. „Keine Landwirtschaft ohne Recht und Ordnung, sagt Michelets, Gerechtigkeit ist aus der Furche geboren. Ceres, welche in Theben und Athen die Menschen einander genähert hat und die Gesetze gegeben, Ceres, die als nichts anderes erscheint, als wie als Themis, Ceres ist der erste Gedanke der ackerbauenden Völker.“ Und nicht nur dem Reis läßt der Chinese Gerechtigkeit widerfahren, sondern allen Früchten oder vielmehr der Erde selbst, der Erde, welche sie hervorbringt, dem Büffel, dem Ochsen, die ihm helfen bei seiner Arbeit. Folgendes Wort steht im alten persischen Gesetz:

„Uebe Gerechtigkeit gegen die Pflanze, den Stier, das Pferd. Hüte Dich, daß die Kuh Dich anklagt mit ihrem Brüllen. Sei nicht undankbar gegen den Hund. Die Erde hat ihr Recht auf den Samen. Vernachlässigt flucht sie, gepflegt dankt sie, dem Menschen, der sie von rechts nach links und von links nach rechts wendet, wird sie sagen: Das Feld möge tragen, was gut zum Essen, mögen seine Dörfer so zahlreich sein als sie wollen, sie mögen überfließen an allem Guten.“ Man sagt weiter: „Arbeite und säe. Wer mit reinem Herzen säet, erfüllet das ganze Gesetz.“

Der gute Glaube, der Kredit sind unter den gangbaren Dingen dieses Lebens eine andere Form der Gerechtigkeit.

Ich will einige Tatsachen anführen. So mußte ich zum Beispiel auf meinen Reisen oft Angebote von zinslosen Darlehen, welche mir von Mandarinen und reichen Leuten gemacht wurden auf mein einfaches Wort hin, ablehnen. „Mein Herr, sagten sie zu mir, Sie sind seit langem entfernt von Ihren Landsleuten. Vielleicht brauchen Sie Geld. Verfügen Sie über uns.“ Einmal mußte ich sogar eine Summe von 8000 Franken einem Mandarin zurückschicken, welcher sie in einem dunklen Winkel meines Hauses zurückgelassen hatte, obwohl ich sein Angebot abgelehnt hatte. Und doch war ich nur ein Fremder. Aber das beweist umso deutlicher, wie geläufig den Chinesen das Kreditgeben auf das einfache Wort ist. Ich glaube nicht, daß ein Fremder in Europa in die Lage kommt, ähnliche Angebote abzulehnen. In China sind sie häufig und natürlich besonders unter Leuten, welche sich kennen. Auch ist es bei den Banken üblich, ihren Kunden das doppelte ihres Guthabens zu kreditieren zum laufenden Zinsfuß und auf Fristen von drei Tagen bis auf sechs Monate. Was aber am besten zeigt, wie der moralische Kredit, das Kreditgeben auf Wort allgemeine Sitte ist in China, das ist die Menge kleiner Geldgesellschaften, welche ohne oder gegen geringen Zins leihen, die sogenannten Hoei-Tsienn-Gesellschaften, welche sich täglich bilden, um irgendeinem Zweck zu dienen, von dem Studenten, dem sie die Mittel verschafft, seine Studien fortzusetzen, von dem Bauern, der einen Büffel braucht, dem kleinen Kaufmann, der ein Geschäft anfangen will, bis zu der Hausmutter, welche die Heirat einer Tochter ausrichten will.

Eine andere Form der Gerechtigkeit ist die Hilfe, welche man den Enterbten der Erde schuldig ist. Obwohl weniger als anderwärts gibt es solche auch in China, denn keine Gesellschaft ist vollkommen. Man trifft in allen Ländern Kranke, Blinde, Taube, Stumme, Krüppel. Man vergißt sie in China nicht mehr als anderwärts. Ich behaupte sogar, daß die Anstalten, in welche man sie dort unterbringt, und die entweder vom Staat oder von privaten Gesellschaften gegründet und unterhalten werden, in mancher Beziehung als Muster für Länder dienen könnten, in welchen mehr auf Schein, auf den Glanz der Einrichtungen, als auf das Wohlergehen der Pfleglinge gesehen wird. So sah ich chinesische Spitäler, welche ihren Insassen ein kleines Abteil mit zwei Zimmern und der Möglichkeit, sich von ihren Verwandten pflegen zu lassen, zur Verfügung stellten. Aehnlich ist es mit den Findelkindern. Man hat über diese Menschenklasse so viel Falsches verbreitet und tut es noch, daß man auch einige Worte zu dem Gegenstand danken wird.

Wenn man verschiedene Missionsberichte liest, so wäre der Kindermord in China zu einer Art Staatseinrichtung geworden, die nicht nur von dem Gesetz geduldet, sondern ermächtigt ist. Darnach soll die Verachtung des menschlichen Lebens derart sein, daß die Eltern angeblich ihre Kinder, die sie als Last empfinden, den Schweinen vorwerfen. Man hat Bilder verbreitet von solchen Untaten, die man in den Schulen umgehen ließ. Es gibt sogar eine gewisse Kirchenfahne, die mit solchen Bildern geschmückt ist und gelegentlich in öffentlicher Prozession umhergetragen wird. Mehrere Missionäre des vorigen Jahrhunderts und des gegenwärtigen haben jedoch wiederholt Einspruch erhoben gegen derartige scheußliche Verleumdungen. Ich kann insbesondere den Brief des Jesuitenpaters Amyot erwähnen, welcher im 4. Bande der Memoires concernant les Chinois aus dem Jahre 1790 veröffentlicht ist, der die Schamröte den Erfindern der Legende des chinesischen Kindermordes ins Gesicht treiben muß. Was mich betrifft, der ich zehn Jahre in China zugebracht und der ich das Land durchstreift von Norden zum Süden, von Ost nach West, so erkläre ich, daß nach meiner Kenntnis nicht ein einziger Kindermord, sei es in den Gegenden, die ich besucht, sei es in der Nachbarschaft begangen wurde. Ich sage nicht, daß niemals ein solcher begangen wurde und daß nie ein solcher begangen wird. Aber ich behaupte, daß dieses Verbrechen weit seltener in China als in Frankreich ist und daß aus einem möglichen Fall, sei es zufällig oder absichtlich herbeigeführt, daß ein Kind von einem Schwein gefressen wurde, auf eine Gewohnheit zu schließen, eine abscheuliche und teuflische Verleumdung ist. Und indem ich sie als solche brandmarke, habe ich keinen Widerspruch seitens Europäern zu fürchten, welche China nicht bloß aus Schauermären oberflächlicher oder interessierter Beobachter kennen. Zudem sind Tatsachen bekannt, wirkliche Tatsachen, welche jene Beobachtungen Lügen strafen und die allein genügen müßten, sie als Verleumdungen abzulehnen, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, ein wenig nachzudenken. Vor allem, wie vertrügen sich jene Berichte mit der unaufhörlichen Zunahme der chinesischen Bevölkerung? Sie betrug 360 Millionen Einwohner im Jahre 1812 und beträgt heute 537 Millionen. Ich denke, die Widerlegung ist unangreifbar. Dann was ist in der Regel die Ursache des Kindermordes? Das Elend und die unehelichen Geburten, nicht wahr?

Nun haben wir eben gesehen, wie es mit dem Elend und Wohlbefinden in China steht. Und wenn es eines andern Maßstabs noch bedürfte, so wäre anzuführen, daß es nirgends anderwärts weniger Bettler gibt als in China. In Peking gibt es gewiß viele und ihre Zudringlichkeit ist abstoßend genug.

Aber sie reichen lange nicht an die 400 000 Armen von Paris, von denen abgesehen, die dort aus ihrer Armut ein Geschäft machen. In den Städten des Innern kann man nach meinen Erkundungen und Erfahrungen kaum mehr als 20—25 auf Einwohnermengen von 150 000—200 000 Einwohner zählen. Auf dem Lande kann man sagen gibt es überhaupt keine Armen.

Was die zweite Ursache der Kindermorde betrifft, so existiert sie in China sozusagen überhaupt nicht, da die Ehe vom sozialen, politischen und religiösen Gesichtspunkte aus dort eine derart heilige Pflicht ist, daß die Zahl der Eheloſen von über 24 Jahren nicht der Rede wert ist. Doch können unvorhergesehene Unglücksfälle einzelne Familien ins Verderben bringen, das ihnen Kinderzuwachs als ein Unglück erscheinen läßt. Doch warum sollten sie sich ihrer Kinder durch den Mord entledigen, wenn die Kinderaussetzung, die von den Eltern als das äußerste Unglück betrachtet wird, von Staat und Gesetz nicht bedroht wird? Ferner bestehen seit den ältesten Zeiten Waisen- und Findelhäuser und besondere Anstalten, wo Kinder derart die sorgfältigste und verständnisvollste Pflege finden. Das ist die Wahrheit!

Die Annahme, daß vor der Ankunft der Missionäre die Kinder wie die Hunde in den Straßen starben, ist ein Irrtum, den man ablegen muß. Im übrigen kann der Leser selbst urteilen. Bevor ich jedoch auf weiteres eingehe, muß ich wiederholen, daß wie der Kindermord und seine Gründe, das Verlassen und Aussetzen der Kinder in China viel seltener sind als in Frankreich. Ein Missionär, Vorstand eines Waisenhauses in Tient-sin, sagte mir, daß er drei Jahre nach Eröffnung seiner Anstalt noch nicht imstande gewesen sei, auch nur ein einziges chinesisches Kind zu bekommen.

Ferner haben Verlassen und Aussetzen eines Kindes in China nicht den endgültigen Charakter wie anderwärts. Sie hören häufig mit den Ursachen selbst auf, die den Anlaß gegeben hatten. Denn die Armut ist nicht unheilbar, sondern vorübergehend. So fordern die chinesischen Eltern die Kinder häufig den Wohltätigkeitsanstalten wieder ab, denen sie anvertraut waren. Diese beeilen sich, die Kinder zurückzugeben. Das ist nicht der Fall in den Missionsanstalten, wo die Kinder, wenn sie einmal getauft sind, nicht mehr an ihre „heidnischen“ Eltern zurückgegeben werden. Das ist auch die Geschichte der Franzosenmassakres von Tientsin, welche durch die Weigerung der Missionäre veranlaßt wurden, den chinesischen Eltern ihre Kinder zurückzugeben, die sie infolge der Ueberschwemmung des gelben Flusses erhalten hatten. Man darf nicht vergessen, daß der Zweck der Missionen nicht ist, die Kinder vom leiblichen, sondern vom geistigen Tode zu be-

wahren. Ein Bischof sagte sogar zu einem Kollegen, daß es gut wäre, wenn der Himmel eine kleine Epidemie schickte. Das war natürlich eine Entgleisung, welche nur einem Heidenbekehrer begegnen konnte. Was die Knaben betrifft, so findet die Mission für sie in den verschiedenen Handwerken leicht Stellen so gut bezahlter Art, daß die Zöglinge den für sie gemachten Aufwand bald und reichlich zurückerstatten können. Anders ist es mit den Mädchen. Es gibt nur wenig Berufe für sie und verheiraten können sie sich nur mit Christen. Anderseits sind sie zahlreicher als die Knaben. Und diese bleiben nicht immer Christen. So wird die Zahl der Zöglinge zu einem richtigen Hindernis für den eigentlichen Zweck der Missionen. Das ist alles ganz anders in den chinesischen Anstalten dieser Art. An diese wenden sich häufig reiche Leute, um Kinder zu erhalten, sei es, um solche zu adoptieren, sei es, um Männer für ihre Töchter, Frauen für ihre Söhne zu gewinnen. So besitzen denn diese Anstalten überlegen reiche Mittel, welche gestatten, den Kindern alle Sorgfalt zuzuwenden und ihnen das größtmögliche Wohlbefinden zu sichern. Das trifft in dem Maße zu, daß sich ein Jesuitenmissionär von Sou-Tscheu, einer Stadt von 500 000 Seelen, sich bei mir beklagte über die Konkurrenz, die das chinesische Waisenhaus dem seinigen mache. „Sie sind viel reicher, als wir", sagte er. „Sie begraben ihre Kinder in Särgen, während wir die Leichen nur in Strohdecken einhüllen können. Außerdem ist es für uns außerordentlich schwer, überhaupt Kinder zu bekommen."

Es gibt noch andere Gründe und zwar sterben viel weniger Kinder in den chinesischen Waisenhäusern als wie in den christlichen, weil dort Mittel und Sorgfalt größer sind, weil es dort strenge verboten ist, einer Amme mehr als ein Kind zuzuweisen, während in den Missionsanstalten eine Amme drei und vier und noch mehr Kinder zu versorgen hat, wie mir ein befreundeter Arzt, der die Tatsache in Macao festgestellt hat, erzählte. Ferner kommt es in den chinesischen Anstalten niemals vor, daß ein scheintotes Kind begraben wird.

Ich habe bisher zwei Punkte nicht berührt, welche die landläufigen Uebertreibungen in gewissem Grade erklären können.

Der erste ist, daß sich die Missionen blindlings auf die Hebammen verlassen müssen, welche ermächtigt sind, die nichtlebensfähigen Kinder notzutaufen. Diese Weiber erhalten für jede Taufe 20—25 Centimes, und da keinerlei Kontrolle möglich ist, so liegt für sie die Versuchung nahe, mehr in Rechnung zu stellen, als sie verdient haben und die übermäßige Sterblichkeit auf die angebliche Unsitte des Kindermordes zu schieben. Der zweite Grund für jene Uebertreibungen liegt in

der Uebung armer chinesischer Familien, ihre totgeborenen Kinder auszusetzen zu dem Zwecke, daß die chinesischen Waisenhäuser die Beerdigungskosten übernehmen. Man nimmt an, daß diese Kinder eines gewaltsamen Todes gestorben seien, eine Annahme, welcher jede ernsthafte Begründung fehlt.

Der Kindermord hat mich ein wenig von meinem Gegenstande abgeführt. Aber es ist unmöglich, davon zu sprechen, ohne zugleich eine Reihe anderer Fragen zu berühren. Ich wollte ein für allemal Klarheit bringen und ich glaube, die Abschweifung war nicht ohne Wert. Zu meinem Gegenstand zurückkommend, hätte ich nun die Frage der Sicherheit zu behandeln, doch was wäre zu sagen, was nicht bereits gesagt ist oder was ich weiterhin zu sagen habe? Ich werde mich daher nicht weiter aufhalten und zu einem anderen Gegenstande übergehen.

III.

Das Eigentum und die Familie sind in China wie in andern Ländern die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung. Das Eigentum und ich verstehe darunter hier das Eigentum am Boden, ist das wichtigere. Der Herd ist der Grundstein, welcher die Gemeinde trägt. Aber der Herd ruht auf dem Boden. Wenn er nicht fest ist, stürzt alles. Anderseits ist der Boden der Träger der Menschheit. Wenn er nicht frei ist, bedeutet das den Tod. Endlich durch die Arbeit und den Fleiß, die der Mensch dem Boden einverleibt, nimmt der Boden Teil an der Persönlichkeit des Individuums, wenn er verletzt wird, so ist das Diebstahl.

In China hat das Eigentum an Boden mehrere Wandlungen durchgemacht und diese Wandlungen folgten wie überall den verschiedenen Entwicklungsstufen der Menschheit. Kollektiv zu der Zeit als die Bevölkerung nur aus Hirtenstämmen oder halben Ackerbauern bestand, individuell als sie wuchs und der Ackerbau sich intensiver gestalten mußte.

Dann vom 5. Jahrhundert vor bis zum 3. nach Christus gab es an verschiedenen Stellen des Landes Gegenströmungen, verursacht durch den Mißbrauch des individuellen Eigentums, was zu verfolgen hier zu weit führen würde. An verschiedenen Stellen wurde das Eigentum am Boden wieder kollektiv und in die Hand einzelner gelegt, welchen die Verwaltung im Namen aller übertragen wurde. Aber es kam was kommen mußte. Diese Verwalter und Häuptlinge, welche sich bald als die Besitzer fühlten dessen, was ihnen nur anvertraut war, sie wurden die Herren, woraus dann für die andern eine Art unerträglichen Vasallentums wurde. Endlich nach peinlichem Tasten erfuhr das Eigentum am Boden vom

3. bis zum 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine letzte Umwandlung. Es wurde zugleich individuell und kollektiv. Das ist die Form unter der es heute besteht.

Doch bevor weiter gegangen werden kann, muß ich erklären, was der chinesische Kollektivismus ist.

Nach der Auffassung der Chinesen ist die Menschheit ein Ganzes, eine Einheit, welche die Namen der Ahnen, der Lebenden und der Nachkommenschaft nicht brechen können, deren ewige Zusammengehörigkeit und deren ewige Interessen die drei Zeiten, welche ihr Dasein bezeichnen, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft nicht auflösen können. So besteht die Menschheit, Einheit der Menschheit, die wohl auch die Grundlage anderer Zivilisationen bildet, bei uns aber durch die Idee, die wir von Tod und individuellem Heil haben, widerspruchsvoll ist, in China nur unter der Voraussetzung ihrer Ewigkeit. Um ihre Art der Auffassung dieser Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes besser zu betonen, gehen sie soweit eine ihrer Modalitäten zu unterdrücken. Indem sie von den Lebenden und der Nachwelt sprechen, nennen sie das künftige Altertum und suchen aus dem Geiste die Idee, welche diese ewige Einheit trennt, auszulöschen. Sie gehen noch weiter. Wie wenn sich ihr Geist weigerte eine Zusammengehörigkeit zuzugeben, welche nicht aus den Generationen käme, hatten sie früher und haben sie an einzelnen Orten noch die Sitte, in den Totengebräuchen, den Toten durch ein Kind darstellen zu lassen, dem man alle Ehren erweist, die man dem Toten zugedacht, wie wenn dieser sich in dem stellvertretenden Kinde bereits wieder verkörpert hätte. Die Erde gehört demnach nicht allein der lebenden Gemeinde, sie geben nicht zu, daß die Arbeit und der Mehrwert, die sie ohne Unterlaß der Erde gewidmet, ganz in die freie Verfügung der Nachwelt übergehe. Sie leugnen, daß die Lebenden, dieser flüchtige Teil der Menschheit das Recht hätte, das Gut, das sie von der Vergangenheit überkommen, zu verschleudern. Sie erkennen in ihnen nicht das Recht zu, irgendeinen Teil des gemeinsamen Gutes zu benützen oder zu mißbrauchen. Die Lebenden sind in ihren Augen nicht vielmehr als die Verwalter der Nachkommenschaft. Früher wurden vernachlässigte Bodenstücke eingezogen. In Wirklichkeit ist in China das Eigentum am Boden nur ein Recht der Nutznießung. Und nur dieses Recht, nichts anderes kann übertragen, veräußert werden. Die Chinesen nennen das Tienn-Mienn. Das Eigentum am Grund und Boden Tienn-Ti bleibt in der Hand der Allgemeinheit, dargestellt durch den Staat. Dieser behauptet sein Recht, indem er es mit einer Abgabe belegt, welche niemals an einen Andern als an ihn bezahlt wird. Wenn also ein Besitzer ein

Grundstück verkauft oder vermietet, so stellen Kaufpreis oder Miete immer nur den Preis oder die Miete des Werts dar, welche seine Ahnen dem Grundstück durch ihre Arbeit einverleibt oder zugeführt haben. Dagegen ist zu beachten, daß die Allgemeinheit oder der Staat sich kein Recht zuspricht, die Grundrente nach Maßgabe des Wertzuwachses der Grundfläche zu erheben.

Die Grundrente ist nicht festgesetzt nach dem Wert, sondern nach der Fläche. Wenn sie einmal festgesetzt ist, ändert sie sich nicht mehr. Diese Rente ist fast die einzige Steuer in China.

Das ist in der Tat die Hochachtung, welche man vor der Arbeit und den Früchten der Arbeit hat, daß man für nichts in der Welt daran rühren möchte, sei es durch Erhöhung der Rente, sei es Einführung anderer Steuern, die letzter Linie immer auf die Arbeit fallen. Es ist richtig, daß diese Rente selbst auch nicht anders als durch Arbeit bezahlt wird, aber es ist nicht zu vergessen, daß das Land nur durch sie seine großen Werke der Kanalisation, der Straßen verwirklichen und unterhalten kann, durch welche Werke es erst die volle Entwicklung der Einzelarbeit ermöglicht und erleichtert hat.

Ich habe gesagt, daß die Rente nach der Grundfläche festgesetzt wird. Ich muß gleich hinzufügen, daß man dabei doch dem Maße Rechnung getragen hat, in dem diese großen Amelierationen ausgeführt werden konnten. So zahlen die Ländereien der Ebene und die nicht bewässerten der Berge eine geringere Steuer als die bewässerten und die erst dem Wasser abgerungenen Ländereien bleiben eine gewisse Zeit lang von der Steuer befreit, bevor sie in eine der vier Klassen der Besteuerung eingereiht werden. Daneben gibt es keine andere Art der Klassifikation. Man baut im Norden Pflanzen, welche dem Klima entsprechen und im Süden dem Süden entsprechende und in der Schlußrechnung halten sich doch die Erzeugnisse die Wage. Das Getreide bringt dem Gewicht nach weniger als der Reis. Aber es ist nährstoffhaltiger und wird teurer bezahlt und man findet es nicht ungerecht, von dem Boden, der Getreide hervorbringt, ebensoviel Steuer zu verlangen als von dem, auf welchem der Reis wächst. Man kann mit einem Wort sagen, daß der chinesische Staat, nachdem er den Grund und Boden des Reiches möglichst günstig für die Allgemeinheit zugerichtet hat, sich etwa verhält wie ein Hausbesitzer, welcher sein Haus in mehrere Stockwerke geteilt hat und die Mieten nach dem Wert der einzelnen Stockwerke festsetzt, ohne sich um die Mittel und die Geschäfte der Mieter zu kümmern. Die Bodenrente schwankt je nach der Klasse zwischen 1, 3 und 5 Franken für den Hektar. Alles inbegriffen: Frohne, Steuer und Leistung. Im Durchschnitt beträgt sie nicht mehr als ungefähr 3 Franken auf den

Einwohner. Um diesen einmal gezahlten Preis kann jeder Chinese jedes Gewerbe, jedes Handelsgeschäft, das ihm gefällt, unternehmen und hingehen, wo er will. Es gibt weder Türen- noch Fenster-, noch Patent-, noch Trinksteuern, noch Oktrois zu bezahlen. Er hat keinerlei Formalitäten zu erfüllen, keinerlei Erlaubnis einzuholen, keinerlei Beschränkungen und Schikanen zu befürchten. Er ist frei wie die Luft, die er atmet und er atmet sie frei. Man kann in der Tat sagen, daß die Einzigkeit der Steuer das Werkzeug seiner Freiheit ist und man wird gleich sehen, mit welcher Ehrfurcht er sich ihr unterwirft und sie bezahlt. Irgendwelche andere Steuern würden die Chinesen als gegen die Rechte der Arbeit gerichtet ansehen und nichts setzt sie mehr in Erstaunen, als zu hören, daß in andern Ländern auch noch andere Steuern bestehen. Alles Kapital, alle Ersparnisse entspringen der Arbeit. Alle Einkünfte dienen dazu, sie anzuregen, zu entwickeln und wer das eine oder andere davon trifft, vermindert ihre Kraft, schwächt die Mittel der Umwandlung der Bodenerzeugnisse, verringert die Nachfrage des Handels und der Industrie. Das aber heißt den Wert der Erzeugnisse in den Händen dessen, der sie verkauft, herunter-setzen und ihn künstlich hinauftreiben für den Käufer.

Die chinesische Steuer, die Einheitssteuer, entlastet Handel und Industrie von jeder besonderen Abgabe und verleiht dadurch in China der menschlichen Tätigkeit eine unvergleichliche Energie und Kraft. In der Tat gibt es in China sehr wenige industrielle Erzeugnisse, welche man dort nicht billiger herstellen könnte als bei uns und sehr wenig europäische, welche man dort nicht billiger verkaufen könnte als bei uns. Es gibt Artikel, englische, französische, deutsche, welche man in ihren Läden zum Drittel des Preises kaufen kann, den die Kaufleute in den Ländern, wo diese Artikel hergestellt werden, fordern müssen und fordern. Was die chinesischen Erzeugnisse selbst anlangt, so habe ich für 75 Centimes oder einen Franken lange Gamaschen oder einen Filzhut gekauft, für welche ich in Frankreich mindestens drei Franken bezahlt hätte.

Die Einheitssteuer ist daher in China nicht nur ein Werkzeug der Freiheit, sondern auch des Fortschritts derart, daß man sagen kann, daß, wenn der chinesische Bauer Steuer zahlt, sie ihm durch den allgemeinen Fortschritt dank dem sicheren, größeren und vorteilhafteren Absatz schließlich wieder hereinkommt. Zudem hat sie den Vorteil, daß sie, indem sie sich von einem zum andern auf die Gesamtheit der Bevölkerung verteilt, fast unmerklich wird für den Einzelnen.

Die chinesische Steuer ist ferner ein Werkzeug der Gerechtigkeit. Der Grundgedanke, der sie schuf, die Ehrfurcht vor der Arbeit gibt den Ausschlag in den Verträgen zwischen Besitzern und Pächtern. Solange ein Pächter sein Land richtig bebaut, kann der Besitzer einen anfänglich festgesetzten Pacht nicht erhöhen. Wenn der Pächter aus irgendwelchem Grunde den Pacht aufgibt, muß der Besitzer den Mehrwert, den der Pächter durch seine Arbeit dem Grund und Boden hinzugefügt hat, vergüten. Unter diesem Gesichtspunkt hat das chinesische System Ergebnisse gezeitigt, über die ich mich hier nicht weiter verbreiten kann, ohne die Grenzen dieser Studie zu überschreiten. Doch will ich sie wenigstens aufzählen.

Es erleichtert den Zugang zum Grundbesitz jenen, welche ihn selbst bebauen wollen und lenkt jene andern davon ab, welche ihn nur zur Kapitalsanlage und Spekulation mißbrauchen wollen. In der Tat, indem die Steuer nur auf der Oberfläche haftet, wird der Boden umsomehr entwertet in den Händen jener, welche nur müßige Besitzer sind und behält seinen ganzen Preis für jene, welche ihn persönlich bearbeiten. Die Steuer ist demnach letzten Endes nichts als ein unveränderlicher Pacht, gezahlt an den Staat statt an schmarotzerhafte Privateigentümer, und indem sie den dem Boden nach und nach durch die Arbeit zugeführten Mehrwert, den Arbeitern selbst sichert, fördert sie deren Fleiß und die Fruchtbarkeit des Bodens, wodurch es gelingt, in ein und demselben Jahre mehrere Ernten zu erzielen und einen Mehrwert von 4000 bis 15 000 und 20 000 Franken auf den Hektar zu erreichen. Das chinesische System hält demnach die Einwohner an der Scholle fest, statt von dem Ackerbau abzuschrecken und in die Stadt zu treiben, was die Wirkung der europäischen Systeme ist. Es begünstigt ferner das Entstehen kleiner Eigentümer, wie folgendes beweist.

Wenn man die gesamte Oberfläche von China durch die Anzahl der Familien, die ungefähr 90 Millionen beträgt, teilt, so finden wir, daß auf eine Familie nicht mehr als ungefähr 5½ Hektar treffen im Mittel. Es gibt jedoch eine größere Anzahl von Familien, welche nur 1½ Hektar, sogar nur ½ Hektar besitzen, welcher Unterschied in dem größeren Besitz der Reicheren zum Ausdruck kommt. Aber ich glaube nicht, daß man viel Besitzer findet, welche über 20 Hektar besitzen. Solche mit einem Besitz von 100 Hektar sind außerordentlich selten. Solche aber, welche diesen Besitz noch überschreiten, sind verschwindend wenig. In jeder der Provinzen, welche so bis 40 Millionen Einwohner aufweisen, sind kaum drei oder vier Eigentümer zu finden, welche 300 bis 500 Hektar besitzen. Auf

alle Fälle, die größten Güter überschreiten kaum die Größe von 12 Hektar. Es gibt wesentlich keinen Großgrundbesitz.

Das Grundeigentum hat in China nicht nur allein diesen allgemeinen Charakter des Kollektivismus, den ihm das Steuersystem verleiht. Sei es, daß der Gesetzgeber jede Rückkehr zu dem Irrtum der alten Verwalter des Gemeindeeigentums, daß sich die Rechte der Allgemeinheit in ihnen personifizierten, ausschließen wollte und damit die Rückkehr zu dem daraus folgenden Despotismus, sei es aus anderen Gründen, er hat innerhalb gewisser Grenzen den von dem Arbeiter durch seine Arbeit dem Boden mitgeteilten Mehrwert mit demselben Vorrecht der Unveräußerlichkeit geschützt, welches das nationale Gut des Grund und Bodens selbst schützt. Jedes Individuum und jede Familie, welche zu Grundbesitz kamen, sahen im Laufe der Zeiten unter ihrer Hand dessen Unveräußerlichkeit ständig zunehmen. Jede Familie übte so die Rechte der Allgemeinheit aus und wurde Hüterin des Bodens in dem Maße, als sie einen Bruchteil der Menschheit darstellte. Der größte Umfang dieses unveräußerlichen Grundbesitzes betrug früher 20 Hektar, er ist heute auf ¾ Hektar gesunken. Dieses Bodenstück nennt man Vatergut. Von den 330 Millionen Hektar, die China umfaßt, sind demnach auch heute noch 70—75 Millionen festgelegt. Dieses Vatergut sichert nicht nur jedem Chinesen die Freiheit, sichert ihn nicht nur vor der Rückkehr des Despotismus. In den kanonischen Büchern Chinas findet man folgendes Wort: „Der Gottesdienst hat das Ziel, die Erde zu vergeistigen.“ Ich habe jetzt nicht zu untersuchen, ob dies Ziel vollkommen erreicht ist, aber ich kann mich nicht enthalten nebenbei festzustellen, daß die Chinesen wenigstens auf dem Wege zu sein scheinen, der dahin führt. Das scheint mit der Sinn der Einrichtung des Vatergutes zu sein, des unverletzlichen, unveräußerlichen so zu sagen fast menschlich gewordenen, das so wenig wie der Mensch selbst verkauft werden kann und so heilig ist wie er.

Auf diesem Vatergut wird das Haus, der Herd gebaut und im französischen Sinne die Wohnung. Ist man reich genug, so wird darauf auch die Begräbnisstätte für die Familie errichtet, der Saal gebaut, oder der Tempel, in welchem sich monatlich zweimal die Mitglieder der Familie versammeln zur Verehrung der Ahnen und wenn nötig Streitigkeiten zwischen den Angehörigen der Familie zu schlichten, Fehler zu rügen, Vergehen zu ahnden, Verbrechen zu strafen. Hier werden das Familienarchiv und die Standesregister der Familie aufbewahrt. Hier wird auch zur Seite dieses Saales oder Tempels für alle Kinder der Familie und der Nachbarschaft die Schule und die Bibliothek angelegt.

Nichts ist nun leichter als sich ein Bild über das ländliche Eigentum und das chinesische Landleben zu machen.

Die ehemaligen Wälder sind der Bevölkerung gewichen, Dörfer so zahlreich und so dicht gedrängt wie in der Nähe unserer Großstädte haben sie ersetzt. In den Zwischenräumen eine Menge von Weilern, bestehend aus kleinen Anwesen, die kaum drei Hektar überschreiten. In der Mitte des Vaterguts bemerkt man das Haus, das Ganze bepflanzt mit Bäumen und Büschen. Man könnte ohne Uebertreibung sagen, daß die Häuser sich berühren. Was sie einander aber hauptsächlich so nahebringt, ist das, daß sie beinahe alle miteinander verwandt sind und daß die Einwohner der kleineren in den größeren, von denen sie ja ausgehen, so zu sagen ausschwärmen, die Hilfe und den Beistand einer aufs beste geordneten Gesellschaft erfahren. Jeder Weiler, jede Gruppe von Häuschen ist eine vollkommene Einheit, wo die Einwohner zunächst ihre Schule, ihre Bürgermeisterei, ihre Mühle, das Wasserrad und was nicht jeder einzelne Kleinbetrieb für sich haben kann, findet. Und trotzdem ist jedermann bei sich zu Hause abgesondert, soviel als er will, so Herr, so würdevoll in seiner Zurückgezogenheit in seinem Heim, so unabhängig von seinem Nachbar und vom Staat und sicherer als irgendeiner unserer Ritter auf seiner Burg in unserem Mittelalter war.

Gewiß gibt es vom malerischen Gesichtspunkt aus gesehen Landschaften von einer majestätischeren Größe, von glänzenderer und blendenderer Schönheit. Aber nirgends ist die Natur rührender, sympathischer. Da und dort über die sanften Hänge der Hügel sind die Bambusgebüsche zerstreut mit ihrem leichten und zierlichen Blätterwerk. Die Pflanzungen um die Felder und Häuser geben der Landschaft den reizenden Anblick der Gegenden der Loire oder ihr auch gelegentlich das Aussehen unserer Weinberge. Wohl sieht man auch in der Nähe von Pagoden und auf einigen Berggipfeln die seltenen Reste von Wäldern. Was man aber überall und vor allem sieht, das sind Blumen, Blumen aller Arten. Die purpurnen Azaleen, die Rhododendren, die Geranien, mit ihrem Duft die Glyzinien überziehen die steilsten Hänge, Rosen, Chrysanthemen und eine Menge anderer, die wir nur von China her kennen, umblühen und umduften zu jeder Jahreszeit die Nähe der Hütten und Häuschen.

Nirgends sonst ist auch der Mensch so durchdrungen von dem innigsten Gefühl für die Dinge, die ihn umgeben. Und in den Gesängen des Feierabends lauschte ich vergebens auf die immer traurigen, verzichtenden, manchmal verzweifelten Töne in den Gesängen unserer Landarbeiter, wie sie namentlich in unserem Norden zu hören sind. Nichts erinnert in den

chinesischen Sagen an die Schrecken undurchdringlicher Wälder, wilder und vereister Berggipfel. All das ist hinter der großen Mauer, in der Mongolei und noch weiter weg, dem Pole zu, in Sibirien. Das volkstümlichste Lied von China, das Sin-fâ, ist eine sanfte, aufgeräumte Weise voll Frieden und Sicherheit. Weder in dem Sin-fâ noch in irgend einem anderen Lied oder in irgendeiner Sage findet sich eine Spur von dem Leiden unserer Sklaverei, den Greueln des Krieges, der Religionskämpfe. Es sind mindestens zwölf Jahrhunderte, daß die Sänger sich einer Ruhe und eines Friedens erfreuen, die wir wohl erst in einer fernen Zukunft erreichen werden. Und auf diesem Grunde, dieser Stimmung, die weder durch ein Bedauern verlorener Zeit und Mühe, noch peinlicher Erinnerungen, noch durch die Hoffnungen auf Rache und Wiedervergeltung gestört werden, erhob sich der Bau ihrer Sitten, der allen und jeden eine Summe des Wohlbefindens sichert, von der Europa, wie ich fürchte, noch weit entfernt ist. — Ich kehre zu meinem Gegenstand zurück.

Man kann sagen, daß in China kaum eine Familie existiert, welche nicht ihr Vatergut besäße. — Es ist unverletzbar. — Ein Mensch, durch den ein Fremder, ich meine ein Eindringling in jenes Heiligtum kommt, ist ein Schänder. — Ein Familienmitglied, welches das Eingreifen des Staates veranlaßt hat, ist verflucht, ausgestoßen. Sein Name wird ausgelöscht aus dem Buch der Familie. — Ein Gouverneur, der in die Hände des Feindes einen der Herde, deren Schutz ihm anvertraut war, fallen läßt, begeht Selbstmord. — Das ist der Boden, auf welchem der Herd, die Familie, die Gemeinde beruht. Ich habe nun von der Familie selbst zu sprechen.

IV.

Auf Grund der Ueberzeugung von der ewigen Zusammengehörigkeit der Generationen nehmen die Chinesen die Unsterblichkeit der Seele an und halten es für widerspruchsvoll anzunehmen, daß mit der Trennung vom Körper die Seele irgend eines ihrer Merkmale verliert. Die Seele erinnert sich, sie lebt. Vereinigt mit den übrigen Seelen der Familie, ihren Wiedereintritt in das Erdenleben erwartend, schwebt sie über den Familienmitgliedern, die im Leibe wandeln, leidet mit ihnen, teilt ihre Freuden. Wenn man sie vergißt, ist sie traurig. Sie beklagt sich und ihre Klagen sind Warnungen. Wehe dem, der ihr Andenken vergißt. Wer nicht die Seele seines Vaters verehrt, kann nicht an seine eigene denken. Wohlgemerkt die Gerechtigkeit einer Seele, deren Andenken nicht gepflegt wird, verschwindet. Ohne Gerechtigkeit gibt es jedoch kein Wohlergehen. Man darf die Seelen der Vorfahren nicht vergessen.

Es darf nicht sein, daß sie vergessen werden können. Es darf nicht sein, daß ihr Andenken verschwinde. Und wer würde es erhalten, wenn die Familie ausstürbe? Die Ehe ist daher eine heilige Pflicht, die erste von allen. Weit entfernt, daß der Ahnenkultus, wie man gesagt hat, die Lebenden an die Toten schmiedet, ist er vielmehr die Quelle selber des Fortschritts und der stärkste Antrieb dazu, weil die Vorbereitung der Zukunft seine unmittelbarste Forderung. Die Vergangenheit, die in unseren Händen nicht mehr ist, die Gegenwart die entflieht, die Zukunft, die noch nicht ist, zusammengefaßt in demselben Gedanken, werden sie zur belebendsten aller Wirklichkeiten.

Wohin sich der Mensch wendet, von allen Seiten hört er dieselbe inständige und rührende Bitte: Sorge, daß unser Andenken nicht stirbt, sorge, daß wir eines Tages leben, damit wir Deine Seele ehren, Dein Andenken segnen können. Das Grab verlangt die Wiege. Von dem einen wie von dem andern erhebt sich eine unablässige Beschwörung. In welcher Religion, in welcher Zivilisation findet man mächtigere Antriebe zum Fortschritt und zur Anstrengung? Es sind nicht die weichlichen Träume der Religion Indiens, Egyptens und Syriens. Es ist die männliche Selbstbehauptung des Menschen, der selbst für sein Heil verantwortlich ist und es selbst herbeiführt, des Menschen, der den Tod besiegt und das Vergessen. Es ist die fortwährende Auferstehung der Menschheit selbst, die sich ihrer Anstrengungen und ihres Schicksals bewußt ist. Und welche Ruhe, welcher Frieden für den Geist. So wird aus den Einrichtungen der Familie eine wahre Religion, die obwohl sie nur die Erde im Auge hat, sicher nicht ohne Größe ist, ohne übrigens einen allgemeineren und höheren Kultus, welcher das Geschöpf mit seinem Schöpfer verbindet, auszuschließen, wovon später zu reden sein wird.

Für den Chinesen, wir müssen das wohl im Auge behalten, gibt es keine fürchterlichere Strafe als den Ausschluß aus der Familiengemeinschaft. Was würde aus seiner Seele, wenn sein Name von den Seinen verflucht würde? Um sich von dem Alpdruck solchen Gedankens zu befreien, ist er bereit zu jedem Opfer, selbst dem des Lebens. Ich weise wiederholt auf diesen Punkt hin. Vom häuslichen Herd vertrieben geht er verloren in den Menschenmengen der Seehäfen, unterzieht sich den peinlichsten Arbeiten, lebt wie er kann und unterwirft sich den äußersten Entbehrungen. Er schlägt seine Freiheit in die Schanze, man sieht ihn an den entferntesten Küsten, eine irrende Seele, alle Unbilden und Mißhandlungen, alle Leiden der Verbannung ertragen. Gleichgültig gegen alles hat er, wenigstens ist dies bei den chinesischen Einwanderern

in Amerika und Europa der Fall, nur den einen Gedanken, durch seine Arbeit die Mittel seiner Wiederaufnahme in die Familie zu gewinnen. Aus solchen Ausgestoßenen besteht in der Tat fast die ganze chinesische Auswandererschaft in dem ganzen Teil der Welt, welcher nicht zwischen Tibet und der großen Mauer eingeschlossen ist. Man schätzt die Zahl der Chinesen, welche alljährlich ihr Land verlassen auf 120 000 d. h. das Land der erwähnten Grenzen und auf 50 000 die Zahl derer, welche wieder heimkehren. Man sieht, die Zahl der Zurückkehrenden ist verhältnismäßig ziemlich groß. Viele sterben jedoch, bevor sie ihre Wiedereinsetzung erlebt haben, viele vielleicht ohne sie verdient zu haben. Es gibt jedoch auch viele, welche überzeugt, daß ihnen die Ihrigen verziehen, das Unglück der Fremde nicht ertragen können und sich selbst den Tod geben, um so schneller in den Schoß ihrer Familien zurückzukehren.

Ich komme nun zu der Stellung des Vaters, der Mutter und der Kinder in der Familie. Im Anfang war die Macht des Vaters außerordentlich ausgedehnt. Wie in Rom, hatte der Vater Macht über Leben und Tod. Noch unter der Dynastie Thang gegen das Jahr 600 unserer Zeitrechnung war es so. Von dieser Zeit ab jedoch findet man neben den Gesetzen, welche die väterliche Gewalt heiligen, solche, welche sie einschränken. Man straft die Eltern, deren Kinder an schlechter Behandlung sterben. Auf alle Fälle, jene Zeit existiert nicht mehr. Seit Konfuzius, das ist seit 400 vor Christus, hat jene unumschränkte Gewalt aufgehört und ist kollektiv geworden. Das Familienoberhaupt ist sozusagen nur mehr der Vertreter der Gesamtheit der Familie, das Vollzugsorgan. Alle wichtigen Entscheidungen werden von der ganzen versammelten Familie getroffen. Konfuzius schreibt sogar den Kindern vor, bis zu drei Vorstellungen den Eltern zu machen, wenn sie glauben, daß diese im Begriffe sind, einen Fehler zu begehen, oder in einen Irrtum zu verfallen. Wenn man auch die alten Gesetze noch in den chinesischen Büchern findet — man rührt nicht gerne an die alten Texte — so sind sie doch faktisch abgeschafft durch den langen Gebrauch. Der Vater allein kann kein Urteil sprechen. Er kann auch nicht allein Ahnenkultus versehen. Die Mutter vertritt ihn in allen Obliegenheiten außer den religiösen. Sie steht ihm jedoch selbst in diesen bei. Sie bietet die Opfer dar, welche der Vater den Ahnen bringt. In alter Zeit war ihre Mitwirkung bei den religiösen Handlungen unerläßlich. Heute wird sie oft durch einen Verwandten ersetzt. Aber sie führt, wie der Mann in Familienversammlungen den Vorsitz, bei Gerichtsverhandlungen etc. Die Kaiserin selbst kann Regentin werden. Der Kaiser, selbst volljährig geworden,

fährt fort ihr dieselben Pflichten zu erfüllen, die jeder Chinese seiner Mutter gegenüber erfüllt. In den meisten Familien führt die Frau die Kasse. Jeden Morgen gibt sie dem Gatten soviel Geld, als er für seine kleinen Bedürfnisse des Tages, wenn er auswärtig sein muß, braucht.

Nach dem Tode des Vaters übernimmt sie die Leitung des Hausstandes, wenn sie nicht vorzieht, sie einem erwachsenen Kinde zu übertragen. Kommt es zu einer Güterteilung, so hat sie Anspruch auf zwei Kindsteile zur Nutznießung. Diese Teile verliert sie jedoch, wenn sie sich wieder verheiratet. Ist sie Witwe ohne Kinder, so behält sie die Nutznießung des Ganzen, doch wird sie nicht Eigentümerin, es sei denn, der Gatte hätte dieses ausdrücklich letztwillig bestimmt. Bekommt sie keine Kinder oder nur Mädchen, so kann der Mann eine zweite, eine sogenannte „Kleine Frau" nehmen, denn vor allem muß der ununterbrochene Fortgang der Ahnenverehrung gesichert werden. Aber die Kinder dieser Frau werden als solche der ersten betrachtet, welche die einzige legitime Frau ist und bleibt. Die so legitimierten Kinder haben alle Rechte der andern. In Haushaltungen ohne Kinder, in welchen man nicht die Last einer zweiten Frau, der man, wird sie zurückgeschickt, einen anständigen Unterhalt aussetzen muß, auf sich nehmen will, ist die Adoption sehr häufig.

Die Kinder, Knaben und Mädchen, haben nicht dieselbe Stellung in der Familie. Wenn beim Tode des Vaters der älteste Sohn volljährig ist, ersetzt er den Vater in den Kultushandlungen und im Auftrage der Mutter in den übrigen Obliegenheiten. Ist er minderjährig, so wird der Onkel oder der nächste Verwandte berufen. Dem ältesten ist das Vatergut anvertraut. Aber alle übrigen Kinder fahren fort, darauf zu wohnen wie zu Lebzeiten des Vaters und mit ihnen die Erträgnisse zu teilen. Sind andere Güter vorhanden, so werden sie zu gleichen Teilen unter den Söhnen verteilt, von den zwei erwähnten Teilen abgesehen, welche die Mutter erhält. Verläßt ein Kind die Familiengemeinschaft, um auswärts sein Glück zu suchen, so schuldet es der Gemeinschaft den Ertrag seiner Arbeit und seines Fleißes, es sei denn, es sei durch die Teilung auseinandergesetzt worden. Letzterenfalls hat es keinerlei Verpflichtung mehr und ebenso auch die Familie. Es ist zu bemerken, daß solche Auseinandersetzungen so viel als möglich hinausgeschoben werden. Sie finden übrigens niemals statt, solange die Kinder minderjährig sind. So umfassen die Familiengemeinschaften meist bis zu drei und vier Generationen, Es gibt viele, die heute mehrere Jahrhunderte bestehen. Kein Grund, außer das allgemeine Einverständnis kann die Auflösung der Gemeinschaft notwendig machen. Und in allen

Fällen vollzieht sich die Teilung und Uebertragung der Güter an die Berechtigten ohne irgendwelche Kosten oder behördlichen Eingriff. Nur die verheirateten Söhne haben beschließende Stimme in der Familie, die übrigen volljährigen Kinder haben nur beratende Stimme.

Würden die Frauen erben, so würde der Bestand des häuslichen Herds und die Existenz der Familie in Frage gestellt. Der Herd könnte in eine fremde Familie übergehen oder durch Verkleinerung der Erbteile der Söhne, die Bildung neuer Herde verzögern oder beeinträchtigen. Darum sind die Frauen von der Erbschaft ausgeschlossen. Sie haben bei der Verheiratung nur Anspruch auf eine kleine Mitgift in Geld oder Hausrat, die der Vater und die Brüder ihrem Vermögen und ihrer Freigebigkeit anpassen. Die geringste Mitgift besteht aus einem Schrank und einer kleinen Wäscheausstattung. Besitzt die Braut auch das nicht, so muß es der Bräutigam liefern und die Sachen werden Eigentum der jungen Frau. Der Bräutigam muß zum wenigsten das Bett liefern. Wenn nun auch die Frauen nicht erben, so haben sie doch Ersatz dafür, wie sie ihn sonst nirgends haben. Solange die Mädchen in der Familie sind, werden sie wie die Knaben behandelt. Verheiratet haben sie keinerlei Rechte mehr, aber sie gewinnen diese Rechte zurück in der Familie des Gatten. Schon die Verlobung sichert ihnen diese Rechte, wenn der Tod den Bräutigam vor der Hochzeit wegrafft und die Braut seinem Andenken treu bleiben will. Es kommt auch häufig vor, daß der Schwiegervater und die Schwiegermutter die Braut oder die Witwe ihres Sohnes wieder verheiraten, wie wenn sie die eigene Tochter wäre, mit einem Manne ohne Vermögen und daß sie das Kind dieser zweiten Ehe adoptieren. Bedenkt man anderseits, daß die Statistik in China zwischen den Mädchen- und Knabengeburten nur Unterschiede von 2—3% bald zu Gunsten der Knaben, bald der Mädchen, je nach den verschiedenen Provinzen ausweist und wenn man bedenkt, daß der Ahnenkultus die Ehe für jeden jungen Mann zur heiligen Pflicht macht, so sieht man, daß das Geschick der Frauen in China vollkommen gesichert ist.

Die Verlobung, von der ich eben sprach, veranlaßt mich, von der allgemeinen ersten Erziehung zu sprechen, welche die Kinder in der Familie genießen. Es besteht in der Tat die Sitte in ziemlichem Umfange, die jungen Leute schon in der Kindheit zu verloben. Man spricht mit ihnen oft von den Verbindlichkeiten, die man in ihrem Namen eingegangen hat, man versteht es, ihnen diese Verpflichtungen annehmbar zu machen, ja sie zu lieben. Viele Jahre, vor der junge Mann verheiratet wird, fühlt er sich verheiratet. Von dem Augenblick der

Verlobung an hat das Leben für ihn nicht mehr jenes verschwommene unbestimmte, ferne Ziel, wie es den Kindern der andern Völker unklar vorschwebt. Es ist gegenwärtig und bestimmt. Seine Gedanken sind davon unablässig erfüllt und erhellen sich dadurch. Alles, was ihn umgibt, gewinnt dadurch einen Wert, den ihm nichts anderes geben könnte. Auf diese Weise lernt er das wirkliche Leben kennen mit seinen Pflichten, seinen Opfern, seinen Verantwortlichkeiten und auch seinen Freuden. Für das junge Mädchen gibt es keine jener Anfälle der Unruhe, der Traurigkeit, der Enttäuschungen, die es in anderen Zivilisationen bedrücken und es oft widerstandslos allen Verführungen ausliefern. So lernt in China das Kind lernen. Dagegen hütet man sich auch wohl, nachdem der Geist des Kindes für den wirklichen Sinn der Dinge erweckt ist, seinen Anstrengungen entgegenzuwirken und durch lügenhafte Belehrungen zu lähmen. Kein Vorwand gilt, ihm eine Wahrheit zu verhüllen, sobald es im Stande ist, sie zu verstehen. Hieraus ergibt sich bei den Kindern chinesischer Erziehung eine Frühreife des Urteils, welche den Europäer in Erstaunen setzt, die aber keineswegs anstößig erscheint und die man in gewissen ernsten Umständen nicht umhin kann, zu bewundern. Diese Frühreife schließt übrigens keinen der kindlichen Reize der Unbefangenheit und Unschuld der Jugend aus. Die Chinesen sind nicht der Meinung, daß die Unwissenheit das beste Mittel sei, die Unschuld zu bewahren, den größten jener Reize. Aber sie bemühen sich, sie aus anderen Quellen entstehen zu lassen und sie halten den gegenseitigen Respekt für die reinste jener Quellen. Indem sie sie niemals belügen, indem sie sie über nichts täuschen, zeigen sie ihnen die Hochachtung, die sie für sie empfinden. Die Bescheidenheit ist dagegen die Form der Hochachtung, die sie von ihnen verlangen. „Ein wohlerzogenes Kind nähert sich dem Freunde seines Vaters nur, wenn dieser es ruft, spricht nur, um zu antworten und entfernt sich nicht, bevor er es erlaubt. Ehre wie deinen Vater den, der das Doppelte deines Alters hat und wie einen Bruder den, der zehn Jahre älter wie du."

Zwischen Eltern und Kindern besteht nicht dieselbe Vertraulichkeit, aber mehr wirkliche Gleichheit. Das drückt sich auch aus in der Hochachtung, die man für das Urteil der Kinder hat. Man veranlaßt sie oft, es abzugeben. Und das führt sie, ohne daß sie sich davon selbst Rechenschaft geben, zu größerer Selbstachtung. Ist diese erreicht, so bilden die andern Gegenstände der Erziehung, wie sie die Chinesen sie bezeichnen, die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Beobachtung der Sitten und Gebräuche, Geradheit und Aufrichtigkeit. Das bildet die Grundlage der Erziehung. Das sind die Gefühle,

welche sie der Jugend einzupflanzen und allen Altersstufen zu befestigen suchen und sie sind der Ansicht, daß der junge Mann, bei welchem sie genügend entwickelt sind, reif ist für die Familie und die Gemeinde und daß er alle Eigenschaften besitzt, welche ihn für die Pflichten und Aufgaben beider befähigen.

Ich gehe nun über, zu zeigen, wie sich das Leben der Familie erfüllt. Am besten führe ich den Leser in den Saal, wo sie sich eben versammelt hat. Noch ein Wort zuvor über gewisse Vorstellungen, welche, ohne ein Bestandteil der Familienreligion zu bilden, diese unterstützen.

Wir haben gesehen, daß die Chinesen nicht glauben, daß der Tod jede Verbindung unterbricht. Sie glauben auch nicht, daß die Trennung eine plötzliche, unvermittelte ist. Mehrere Tage lang ist sie nur scheinbar. Selbst wenn der Körper schon kalt geworden ist, ist die Seele noch nahe. Sie könnte darein zurückkehren oder vielmehr sie schweift über ihrer einstigen Hülle, die sie nur mit Bedauern verläßt. Die Beerdigungen finden daher sehr spät statt, selten vor drei Monaten. In den ersten Tagen bittet die ganze versammelte Familie die Seele zurückzukehren. Man ruft sie mit den rührendsten Klagen. Man geht bis zu Vorwürfen. Man zeigt ihr den Platz, den sie leer gelassen. Und überall bleibt der Platz des Toten aufgehoben, zum wenigsten drei Monate und einmal alle vierzehn Tage während des ganzen Jahres. Endlich wird die Leiche in das Familiengrab überführt oder, wenn noch kein Vatergut vorhanden, auf einen gemeinsamen Friedhof, wo sie nur so lange bleibt, bis ein Vatergut gegründet ist. Man hat jedoch den Namen, Datum seiner Geburt und seines Todes auf eine lackierte Holztafel geschrieben. Und sobald die Beerdigung, die immer an einem Familienversammlungstag stattfindet, erfolgt ist, wird diese Holztafel auf einem Sockel in dem Ahnensaal aufgestellt. Hier werden zweimal oder wenigstens einmal im Monat die feierlichen Familienversammlungen abgehalten.

Am Ende des Saales gegen die Mauer steht ein langer Tisch aus lackiertem Holz, der fast die ganze Länge der Mauer einnimmt und als Altar dient. Auf diesem Altar sind Absätze, welche nach den Daten geordnet die kleinen lackierten Holztafeln tragen, auf welchen die Namen der Vorfahren eingeschrieben sind. Ganz oben an der Mauer aufgehängt befindet sich das Götterbild. Vor den Tafeln sind Leuchter und Weihrauchgefäße. Endlich in einiger Entfernung vom Altar ein gewöhnlicher viereckiger Holztisch von Stühlen umgeben. Auf diesem Tische in der Mitte liegt das Familienregister, ihm zur Seite Bücher.

Alles ist festlich gekleidet und wartet. Der Vater und die Mutter, welche sich zwei Tage durch Fasten vorbereitet haben, treten ein, gefolgt von zwei Beiständen und treten vor den Altar. Sie richten an den Himmel einen kurzen Anruf und die Beistände stimmen den Ahnengesang an. Aber wozu eine Feierlichkeit beschreiben, die jedermann kennt und der nichts fehlt, was die Zeremonien der buddhistischen und christlichen Gottesdienste ausmacht. Anrufung des Himmels, Gebete, Beschwörungen, Offertorium, Meditationen, Kniebeugungen, Gesang und Musik, all das ist nichts Neues. In China reicht das hinauf bis in die Anfänge des Kultus, bis in den Anfang der Jahrhunderte kann man sagen. Etwas ist jedoch anders: Der Gegenstand der Verehrung. Wie wir gesehen, ist es im chinesischen Kultus die Menschheit selbst, d. h. das, was an ihr geistig und unsterblich ist: Der Geist der Ahnen, dem sich einst die Geister der Lebenden, die zukünftigen Ahnen vereinigen werden.

In anderen Religionen liegt der Gegenstand des Kultus jenseits des Gewissens, in der chinesischen ist es das Gewissen selbst. Das wird sich gleich zeigen. Im übrigen ist der Grundgedanke derselbe. Wie könnte es auch verschieden sein, da es sich bis zu demselben metaphysischen Gott erhebt? Damit beginnt der Gottesdienst. Dann während des Ahnengesangs ruft der Priester, d. h. der Hausvater, deren Geister an. „Man weiß wohl", sagte der Kaiser Kang-Hi zu dem Legaten des Papstes, den Kardinal Tournon, daß die Seelen der Ahnen nicht kommen können, um die Holztafeln und Gefäße zu bewohnen, welche ihre Namen tragen, aber man sucht sich vorzustellen, daß man in ihrer Gegenwart sei." Man opfert oder weiht ihnen verschiedene Dinge: Eine Taube, ein Huhn, Früchte, Wein, Reis oder Getreide, je nach der Gegend. Man kann auch nur Reis oder Getreide oder Wein opfern. Die Beistände holen diese Opfer. Die Hausfrau nimmt sie in die Hände, reicht sie ihrem Gatten, welcher sie neben sich legt, dann über seinen Kopf hebt und dann auf den Altar legt zum Zeichen des Dankes. Der Vater liest hierauf die Namen der Ahnen, die auf den Tafeln eingeschrieben sind. Und indem er sie der Familie wieder ins Gedächtnis bringt, läßt er sie gewissermaßen aus ihren Gräbern erstehen und spricht in ihrem Namen. Das Korn und den Wein, die er ihnen soeben als Symbole der vollbrachten Anstrengungen, der verwirklichten Fortschritte geweiht, gibt er wie aus ihren Händen den Beiständen zurück als Pfand ihrer unlöslichen Einheit. Endlich ermahnt der Priester die Familie zum Nachdenken über den Sinn dieser wahrhaften Kommunion über die Pflichten, die sie einschließt, welche Pflichten alle schwören zu erfüllen. Nach einem letz-

ten Gebet wird ein Mahl aufgetragen, in welchem die geweihten Opfer einen Bestandteil bilden. Das ist der eigentliche Familiengottesdienst, genau geschildert. Aber es ist nur der erste Teil der Feier.

Im zweiten Teil sitzt der Vater zwischen seiner Frau und den beiden ältesten Mitgliedern der Familie vor dem viereckigen Tisch und öffnet zuerst das in der Mitte liegende Buch. Es ist das Familienbuch. Es besteht aus mehreren Heften. Die einen enthalten alle auf das bürgerliche Leben bezüglichen Aufzeichnungen: Geburten, Heiraten, Todesfälle. Die andern enthalten Familiengerichtsurteile, das Leben der Verstorbenen, ihre Lebensläufe, Testamente etc. Man kann wirklich sagen, es sei das heilige Buch, die Bibel der Familie. Es beweist nicht nur ihre geistige und weltliche Existenz, es bestätigt auch den Zivilstand eines jeden Chinesen. Denn es gibt kein anderes Standesregister. Das Familienbuch hat Beweiskraft vor allen Behörden, wenn sein Zeugnis wirklich einmal nötig. Es gibt meiner Ansicht nach keinen edleren und schlagenderen Beweis für die Freiheit und Unabhängigkeit des Menschen und des Bürgers. Und es wird mit einer solchen allgemeinen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geführt, daß sich jeder Eingriff und jede Kontrolle seitens des Staates erübrigt, ihm höchstens das Interesse lassend, das es für die Zwecke der Volkszählung hat. Das Familienbuch, das jeder Chinese berufen ist, einmal zu besitzen, bedingt eine gewisse Bildung. Man muß lesen und schreiben können. Das ist die erste Bedingung und die erste aller Pflichten. Man versäumt daher nie, dem Ahnensaal eine Schule und eine Bibliothek beizufügen, wodurch jener ein wirklicher Tempel wird, der auf gemeinsame Kosten von den Reichen der Familie unterhalten wird.

Ich komme auf die Familienversammlung zurück. Der Vater öffnet das erste Buch und schreibt die letzten Familienereignisse ein. Dabei erhalten gegebenenfalls vorgekommene Heiraten von Vater und Mutter die Weihe nach den Gebräuchen einer großen Feier. Dann nimmt er ein zweites Buch und liest oder läßt von einem der Beistände eine der Biographien eines der Ahnen lesen. Er gibt Erläuterungen, verweilt bei den Verdiensten, welche den betreffenden Ahnen dem Andenken der Nachwelt empfehlen und ermahnt, seinem Beispiel zu folgen.

So liest er bei jeder Versammlung eine andere Biographie, bis die Reihe erschöpft ist. Dann wird wieder von vorne angefangen und schließlich wissen sie alle auswendig und keiner der Ahnen, wenigstens keiner der verdienten Ahnen bleibt den Familienmitgliedern unbekannt. Es gibt wenig Chinesen selbst

unter den geringsten Bauern, welche nicht genau die Geschichte ihrer Familie auf mehrere Jahrhunderte zurück genau kennen.

Hierauf wird in einem chinesischen Plutarch — die Bibliotheken sind derart sehr reich an Büchern — die Lebensgeschichte eines berühmten Mannes der eigenen oder einer andern Provinz, dann ein Kapitel eines Philosophen oder Sittenlehrers und endlich dieser und jener Gesetzartikel gelesen. Nach diesen Vorlesungen und den anschließenden Erläuterungen ändert sich der Zweck der Versammlung und die Familie verwandelt sich in eine Ratsversammlung, oder je nachdem in einen Gerichtshof. Der Vater nimmt das Familienbuch wieder vor und stellt allgemein die Frage, ob jemand seine Steuer noch nicht bezahlt hat. Denn die ganze Familie würde sich als entehrt betrachten, wenn einer der ihrigen dem Staat gegenüber im Rückstand bliebe und es einem Beamten das Recht zur Mahnung gäbe. Ist es wirklich der Fall, so gibt man dem Rückständigen sofort die nötigen Mittel. Die zweite Frage ist die, ob eines der Familienmitglieder einen Streit oder sonst eine ernste Angelegenheit mit einer andern Familie hat, damit für gütliche Beilegung oder Berufung eines Schiedsgerichts gesorgt werden könne. Endlich geht man zu etwaigen Mißhelligkeiten in der Familie selbst über.

Handelt es sich um ein Vergehen oder ein Verbrechen, so wird der Angeklagte abgesondert und ohne weiteres abgewandelt. Sind Erkundigungen einzuziehen oder Beweise zu erheben, wird die Verhandlung auf die nächste oder eine außerordentliche Versammlung vertagt. Ich habe schon gesagt, daß alle diese Urteile die Berufung zum Staat zulassen. Aber die Achtung vor ihnen ist eine so tiefe und allgemeine, daß sich die Verurteilten sehr selten des Rechtsmittels bedienen. Ich habe einen Mann gekannt von zweiunddreißig Jahren, verheiratet, Vater von drei Kindern, der zu drei Monaten Fußeisen verurteilt war, sich selbst von einem Europäer, den man gewonnen hatte, um nicht einen jüngeren Verwandten damit beauftragen zu müssen, fesseln ließ. Sogar Beamte, die für ihre Handlungen des öffentlichen Dienstes den Gesetzen entgehen könnten, werden von diesen Familienräten gerichtet.

Die von den häuslichen Gerichten verhängten Strafen sind Geißelung, Verbannung und Ausschluß. Verbrechen, die nach den Staatsgesetzen die Todesstrafe verwirken, müßten den Staatsgesetzen überlassen werden. Da dies aber einen Einbruch in die Unantastbarkeit der Familie bedeuten würde, so läßt man den Verbrechern die Wahl zwischen Selbstmord oder Ausschluß und es gibt wenige, die nicht den Selbstmord vorziehen.

Das sind einige Züge des Systems, dem meiner Ansicht nach China sein moralisches und materielles Wohlergehen verdankt. Um diese Studie abzuschließen, müßte ich nun die ersten Grundlagen, die tiefsten Quellen seiner Kultur, untersuchen. Ich hätte allgemeiner als bisher die großen Einrichtungen darzulegen: Die Religion der Familie, wie sie die der Menschheit geworden, die Arbeit, wie sie zur Höhe eines Kultus emporgehoben wurde. Dann hätte ich zu sprechen vom Staat und von der Rolle des Staates. Indessen werde ich diese Arbeit mit einigen Bemerkungen abschließen.

Man hat gesehen, was man von der Lage der chinesischen Frau zu halten hat. Was ich berichtet habe, widerspricht zweifellos den Berichten vieler Reisenden über die untergeordnete Rolle der Frau in China. Aber diese Erzähler bemerken nicht, daß sie sich selbst widersprechen, wenn sie zugleich die Chinesen wegen ihres allzu sanften Benehmens, ihrer Höflichkeit, überhaupt ihres weibischen Wesens verspotten. Eben das beweist in zwingender Weise den tiefen Einfluß der Frau.

Die Wahrheit ist, daß die chinesische Frau für ihre Kultur zum mindesten dieselbe Bedeutung hat, wie die Frau in Europa, wenn es auch nicht so hervortritt. Die Frau ist das Haus in China wie in allen zivilisierten Ländern und vielleicht mehr als irgendwo. Sie macht den Mann durch die Heirat zum Bürger und gibt ihm erst seinen ganzen Wert. Man überschüttet sie nicht so wie in Frankreich mit Schmeicheleien und Verhätschelung, aber man bringt ihr mehr Achtung entgegen und erweist es ihr, indem man sie heiratet, indem man sie weniger oft ins Unglück kommen und darin umkommen läßt. Die Männer verlangen für sie nicht die volle Gleichheit der Rechte, die ihnen auszuüben ihre Natur und Schwäche verbieten. Aber jeder Mann hält sich von Kindheit an für das Los einer von ihnen verantwortlich unmittelbar und persönlich verantwortlich. Ich überlasse es dem Leser, für welche der beiden Arten der Lösung er sich aussprechen will.

Der andere Gegenstand, von dem ich sprechen will, ist nicht minder wichtig. Die Menschheit, habe ich eingangs gesagt, ist wie ein einziger Mensch, der ewig lebt und unaufhörlich lernt, und ich habe hinzugefügt, daß das ebenso zutrifft für die Familie wie für die Menschheit. Gut, stellt man sich vor, was ein Mensch wäre, der alle Jahrhunderte überlebend die Erinnerung behielte an die Epochen, die Ereignisse, die Erfahrungen und Umwälzungen, die er durchgemacht? Stellt man sich die Ueberlegenheit vor, die er so über seine Zeitgenossen gewänne? Die Kraft und Stärke, zu der er seine Persönlichkeit erhöbe, seine Persönlichkeit? Nun denke man sich ein ganzes Volk zusammengesetzt aus lauter solchen Menschen. Hat man dann

nicht das chinesische Volk mit seinem Ahnenkultus? Hat man nicht das chinesische Volk, wie es jede seiner häuslichen Feiern mit der Lektüre des Lebenslaufes eines seiner Ahnen und eines seiner großen Männer krönt? So verstanden kann man sagen, daß es kein mächtigeres Mittel der Einheit gibt als den Kultus der Tradition. Man hört oft sagen: „Glücklich das Volk, das keine Geschichte hat.“ Das ist falsch. Man ist nur, weil man gewesen ist. Es gibt kein Volk ohne Geschichte, wie es keinen Menschen gibt ohne Kindheit und Jugend. Man muß also die Geschichte eines Landes kennen. Denn wenn man sie nicht kennen würde, so wäre es, wie wenn diese Geschichte nicht gewesen wäre und keine Früchte getragen hätte. Es wäre, wie wenn man sich selbst außerhalb seines Landes stellen wollte. Es hieße die eigene Nationalität verlieren. Man muß die Geschichte auf die Höhe eines Kultus heben. Und welch besseres Mittel gibt es, welch wirksameres, als daß jede Familie ihre eigenen Ueberlieferungen pflegt, wie man in China tut? Welche Familie, ich sage die geringste, wäre, deren Jahrbücher geführt mit Sorgfalt und Ehrerbietung nicht zusammenfielen mit der Geschichte der Nation? Kennt man eine wahrere und intimere, tiefere und höhere allgemeinere und ins Einzelne dringendere von Frankreich als die Geschichte eines französischen Bauern? Das ist nicht alles. Es gibt wenig Menschen, welche, angekommen am gewöhnlichen Ende ihres Daseins, beim Rückblick es nicht beinahe gleicherweise gemischt mit Erfolgen und Rückschlägen sähen, ungewöhnliche Umstände ausgenommen. Aber auf die mittlere menschliche Lebensdauer beschränkt könnte keiner mit seiner Erinnerung mehrere Jahrhunderte umfassen. Gerade das aber findet statt in dem Familienkultus der Chinesen. Immer beschäftigt mit den Ahnen und der Vergangenheit haben sie sich gewöhnt, in der Vergangenheit zu leben und in der Zukunft beinahe ebenso wie in der Gegenwart. Ihr Glück oder ihr Mißgeschick machen sie weder blind noch verzweifelt. Sie sind nicht immer glücklich und nicht immer unglücklich, nicht immer reich und nicht immer arm. Sogar diejenigen, welche nicht soweit gehen, sich mit ihren vorangegangenen und folgenden Generationen identifizieren zu können, bewahren aus ihrer Erkenntnis der Familienüberlieferungen eine Art, den Wechsel der Dinge ins Auge zu fassen, die alles in allem zwischen den Stärksten und Schwächsten eine wahre Gleichheit herstellt und die Kasten und sozialen Klassen bis zum Schattenhaften verflüchtigt. In jeder Familie sah man große Mandarinen, Vizekönige, Bauern, Arbeiter und man wird sie wiedersehen. Daher kommt statt des Neides und der Mißgunst, des Hasses und der Anmaßung jenes allgemeine

Wohlwollen, jene Milde der Beziehungen, diese wahre Brüderlichkeit, auf die ich gelegentlich hinwies.

Endlich in einer Zeit, in der in Frankreich sich alle Geister mit der Notwendigkeit und den Schwierigkeiten einer Justizreform beschäftigen, ist gewiß das chinesische System, diese so sichere, so rasche, so billige, so allem Europäischen überlegene Selbstgerichtsbarkeit wohl der Beachtung wert. Und mancher Leser wird sich mit Bedauern sagen, daß der Stand unserer Kultur uns leider nicht gestattet, eine Uebertragung auf unsere Verhältnisse auch nur zu träumen.

Zweiter Teil.

Die Arbeit.

Die übernatürlichen Religionen haben, wer immer auch ihre Gründer gewesen sein mögen, hinsichtlich der Arbeit nur eine einzige Auffassung: Sie ist zum mindesten eine Strafe. Alle sind über diesen Punkt einig: Der alte griechische Polytheismus, wie der indische, christliche, jüdische, mohammedanische Monotheismus. In den darauf gegründeten Kulturen sucht sich ein jeder der Arbeit zu entziehen. Da aber schließlich allein die Arbeit das Leben ermöglicht, so wälzen sie die Stärkeren auf die Schwächeren. Die Priester, welche die Verachtung der Arbeit lehren, verbinden sich mit den Kriegern, die sie unterdrücken und diese zwei Hauptkasten bringen andere hervor, in welche sie jene einschließen, unentrinnbar, welche sie zur Arbeit verdammen. Die Arbeit ist nicht nur eine Schande, sie ist eine Marter. Daher die Proteste, Revolutionen, blutigen Unterdrückungen, welche die Geschichte des Westens ausfüllen. Sei es jedoch, daß ein schwacher Schimmer der Gerechtigkeit und des Wohlwollens den Geist der bevorzugten Klassen erleuchtet, sei es, daß sie es für klug und praktisch halten, von der Masse der Arbeiter die Gelehrten, Literaten und Künstler, welche die Kraft jener Ansprüche erhöhen könnten, zu trennen, man schafft für sie eine Klasse der freien Künste. Die Handarbeit wird jedoch darum nur um so unansehnlicher. Heutzutage ist diese Unterscheidung noch lange nicht beseitigt aus den Ideen und den Tatsachen. Die geringste Wirkung, welche eine so traurige Theorie haben mußte, war die, daß sie die Arbeit der Handarbeiter und der Bauern entmutigte. Alle haben nur e i n Ziel, einen Traum, sich ihr zu entziehen. Um es zu erreichen, schrecken sie von keinem Opfer zurück und wenn es ihnen nicht für sich selbst gelingt, so wollen sie wenigstens sterbend die Hoffnung mit sich nehmen, daß es ihren Kindern besser gehen werde.

Aber diese verfluchte Verachtung der Arbeit hat noch viele andere Folgen und es wäre leicht zu zeigen, daß aus ihr

die Kriege, die Verbrechen, die Gewalttätigkeiten aller Art entspringen, welche heute noch die europäischen Länder entehren.

Doch nicht die ganze Menschheit blieb versunken in diesem Irrtum. Es gibt ein Volk, welches dank dem Fehlen jeder übernatürlichen Religion ihre Kultur auf natürliche Grundlagen aufbaute und so den Klassen und anderen Gründen der Auflösung, welche die Kulturen der übrigen Welt bedrohen, entging und sogar so mächtig geworden ist, daß alle religiösen, kommerziellen, militärischen Versuchungen dieser fremden Zivilisationen schließlich immer vollkommen an ihr abprallten.

Letzteren Punkt will ich rasch in den folgenden Seiten darlegen. Dann will ich die Bedeutung, Wichtigkeit und die Rolle der Arbeit in China auseinandersetzen. Schließlich will ich die Organisation der Arbeit in China, ihre Mittel und ihre Art des Wirkens erläutern.

I.

Man ist in Europa im allgemeinen der Ansicht, daß der Buddhismus die nationale Religion in China sei, und glaubt, daß diese Religion dort auf die Einrichtungen und den Geist des Volkes denselben Einfluß geübt hat und noch übt, wie man ihn von den Religionen bei den anderen Völkern geübt sieht. Das ist ein großer Irrtum. Gewiß ist der Buddhismus das Glaubensbekenntnis des weit überwiegenden Teils des Volkes vom Kaiser bis zum Bauern aber nur als Privatsache und ohne irgend welche Beziehung zu den nationalen Einrichtungen. Er ist eine Religion der Loslösung und der Enthaltsamkeit, welche mit ihrem Glauben an das individuelle Seelenheil und der allmählichen Auflösung der Seelen im Nirwana niemals weder die Idee der absoluten Zusammengehörigkeit, wie sie sich schon in der chinesischen Familie offenbart und wie man sie immer deutlicher wird hervortreten sehen, noch das Kollektiveigentum, die Grundlage der nationalen Verfassung, noch das Vatergut, die Grundlage der Familienorganisation hätte hervorbringen können. Was seinen Einfluß auf die Individuen betrifft, so ist das eine andere Sache und bei Besprechung der Mängel und Ausnahmezustände der chinesischen Kultur werde ich nach Feststellung des normalen Funktionierens auch auf die abergläubischen Vorstellungen zu sprechen kommen, welche der Buddhismus hervorgerufen hat. Indessen muß ich betonen, daß sein Einfluß selbst auf die Individuen viel unbedeutender ist, als man gemeiniglich annimmt.

„Glauben Sie denn an die Wirksamkeit ihrer religiösen Gebräuche?“ habe ich oft Chinesen gefragt, mit welchen ich in längerem Verkehr gestanden hatte.“ „Das ist nicht so ängstlich“

antworteten sie. „Bald glauben wir daran, oft glauben wir nicht daran. Bald lachen wir über die, die mit den Prozessionen gehen und dann gehen wir selber mit. Das kommt darauf an.“ Eines Tages kurz nach meiner Ankunft in China komme ich zur Zeit des Frühstückes in ein abgelegenes Dorf, in dem kein Gasthaus war und man führte mich wie üblich in solchen Fällen in die Pagode. Die Pagode, nebenbei gesagt, ist die meiste Zeit bald ein Theater, bald ein Klublokal, bald ein Warenhaus, bald ein Markt. Im Innern gibt es keine andern Möbel als den Altartisch und die verschiedenen Buddhabilder. Mich auf die Steinfließen hinzustrecken schien mir hart und neidisch ließ ich meine Blicke auf die Stühle der Götterbilder schweifen. Aber wie sollte ich mich darauf setzen? Da fiel mir ein Scherz ein: „Ich möchte gerne Eure Exzellenzen einladen, mit mir zu frühstücken“, sagte ich zu dem Haufen Bauern, der mich umgab. „Aber das sind ja keine Menschen, erwiderte einer von etwas einfältigem Aussehen, sie essen nicht.“ Nun erwiderte ich, wenn sie nicht essen, was sitzen sie zu Tische? Ich höre noch ihr lautes Gelächter. Im Augenblick legten alle Hand an und der Altar war abgeräumt und die guten Götter auf die Erde gesetzt ohne weitere Umstände. Wenn ich mich seitdem in gleicher Lage befand, bat ich ganz einfach einen der Neugierigen mir eben diesen Dienst zu erweisen, was man immer mit größtem Vergnügen tat. Ein andermal kam ich während einer großen Dürre in eine kleine Stadt, deren Bewohner fast alle bei einer Bittprozession über Land waren. Ich mache dem Unterpräfekt den üblichen Besuch. Er ist abwesend. Am Abend läßt er sich ankündigen und ich sehe ihn herankommen langsamen Schrittes wie ein stark ermüdeter Mensch. „All diese Leute da,“ sagte er nach einer Entschuldigung, daß ich ihn nicht getroffen, und indem er auf die Umstehenden deutete, „All diese Leute da sind dumm wie die Gänse. Haben sie sich nicht in den Kopf gesetzt, eine Wallfahrt um Regen zu veranstalten und mich zu zwingen, sie zu begleiten. Es ist blöd. Und sie wissen es so gut wie ich, aber, was wollen Sie, man muß von Zeit zu Zeit Einbildungen nachgeben.“ Das würde im gemütlichsten Tone gesagt und alles lachte. „Apropas,“ fügte der Präfekt hinzu, „wie leben Sie denn eigentlich? Sie haben geschworen, kein Fleisch zu essen, bevor es nicht regnet und die Metzger schlachten daher nichts. Es ist nicht recht, daß Sie leiden unter ihrer Dummheit. Ich werde Ihnen einen Ochsen schicken.“

Und er schickte uns einen Ochsen, Hammel, Geflügel, Mehl, Eier und sonstige Nahrungsmittel für lange. Man sieht, daß der Glaube der chinesischen Buddhisten ziemlich entgegenkommend ist, und sie selber wissen gut zu- und abzugeben. Die Art

übrigens, wie der Buddhismus in China eingeführt wurde, ist ziemlich originell.

Von Paris nach Peru, von Rom bis nach Japan
Ist doch das dümmste Tier der Mensch in seinem Wahn.

Gewiß von einem Ende der Welt zum andern hat Boileau recht: Zu allen Zeiten unter allen Himmelsstrichen im Naturzustand auf der höchsten Kultur, ob dolicho-ortho oder brachycephal, wollhaarig, glatt oder struppig, weiß, schwarz, gelb, rot oder violett, ist der Mensch von denselben Dämonen des Aberglaubens geplagt. Die große Kunst der Politiker und Philosophen besteht vielleicht nur darin, sie zu bändigen und unschädlich zu machen. Das haben sich die Philosophen und Politiker des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in China gesagt. Mehr als vier Jahrhunderte waren seit dem Tode des großen Konfuzius vergangen und seine Reformen wurden neuerdings von Mißbräuchen überwuchert. Die Gefahr war offenbar. Man wollte sie beschwören, indem man allen Aberglauben ab- und in ein Bett leitete. Es wurde eine große Untersuchung veranstaltet. Studienkommissionen bereisten die Nachbarländer Chinas, die Religionen der anderen Länder zu studieren. Man entschied sich für den Buddhismus, insbesondere für die Sekte des Fo. In gewisser Beziehung eignete sich der Buddhismus sehr für die alte chinesische Zivilisation. Er verurteilt ebenfalls die Klassenherrschaft, lehrt die Gleichheit und seine Sittenlehre ist eine sehr reine. Aber er braucht einen Priester. Die Chinesen jedoch hatten niemals Priester gehabt, ja sie hatten nicht einmal eine Vorstellung davon, was ein Priester ist. Niemand wollte sich herbeilassen, Priester zu werden. Endlich sah sich die Regierung gezwungen, aus den Staatsgefängnissen eine gewisse Anzahl von Verbrechern zu entnehmen und ihnen den Dienst an den neuen Tempeln zu übertragen. Tatsächlich haben die Bonzen oder Priester in China seit jener Zeit nicht aufgehört, sich selbst Galgenvögel zu nennen und die gelbe Mütze und die Kleidung der Sträflinge zu tragen. Ihre Gottesdienste, die sie in gewöhnlicher chinesischer Sprache abhalten, und die sowohl in Sitten und Kostümen außerordentlich der katholischen Liturgie gleichen, interessieren niemanden. Tatsächlich ist der Buddhismus in China genau das geblieben, was seine Importeure wollten und seine Tempel sind kaum etwas anderes als Reinigungsanstalten, die ein jeder ohne Rücksicht auf seinen Nachbar besucht, um seinen Geist von Unrat zu befreien, der ihn beschmutzt haben mag.

Nach den Buddhisten sind die Taoisten die zahlreichsten. Man sagt, daß sie sich auf hundert Millionen belaufen. Aber der Taoismus ist keine Religion. Er hat weder Tempel noch

Priester. Er besteht eigentlich nur in einer Deutung und Erläuterung der alten heiligen oder vielmehr geweihten Bücher, deren wahre Lehren verloren gingen oder sich mit aller Art Irrtum mischten. Von Lao-tse gegen das Jahr 530 vor Christus aufgestellt in seinem Werk Tao-te-King oder Buch von dem ewigen Sinn fand die Lehre rasch eine große Zahl von Anhängern. Vielleicht auch wäre sie allgemein geworden. Bald jedoch wurde sie in den Hintergrund gedrängt von der Lehre des Konfuzius, welche dieser fünfzig Jahre später aufstellte und von der gleich die Rede sein soll. Unter sehr schönen und erhabenen Lehren, die ihn klassisch machten und unter die sechs „Alten King", d. i. Bücher, einreihten, enthält der Tao-te-King Spekulationen von sehr dunkler Mystik über die Tugenden und die Eigenschaften der Zahlen, über die Unsterblichkeit und andere Gegenstände, daß er bald ebenso phantastische Vorstellungen hervorrief, als er bekämpfen wollte. Seine gegenwärtigen Anhänger sind überzeugt, daß die menschliche Seele in ihren verschiedenen Wiedergeburten je nach ihren Verdiensten oder Verfehlungen in den Körper eines Tieres oder eines Menschen übergeht, wenn sie aber einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, sie keinerlei solche Wanderungen mehr durchmacht, sondern ewig mit demselben Körper verbunden bleibt. Einige Taoisten stellen sich sogar weiter vor, daß diese Unsterblichkeit ohne Unterbrechungen und Aenderungen schon in diesem Leben erreicht werden kann und daß sie auf der Suche sind nach einem Trank, der dazu befähigt. — All diese Abschweifungen erklären den verhältnismäßig geringen Erfolg des Taoismus. Im übrigen ist zu bemerken, daß seine Anschauungen ebenso wie die buddhistischen ohne Einfluß auf das soziale Leben ihrer Anhänger sind. Sie pflegen wie Jedermann den Kultus ihrer Ahnen, vereinigen sich wie jedermann und in demselben Maße zu den nationalen Festlichkeiten etc. Sie sind mit einem Wort Taoisten wie ein Christ zugleich Spiritist sein kann.

Auch das Judentum und die beiden großen Religionen, die ihm entsprungen sind, das Christentum und der Mohammedanismus sind in China vertreten. Aber sie haben dort keinerlei wirklichen Erfolg. Das Christentum wurde dort ein erstes Mal eingeführt gegen das sechste Jahrhundert durch die Nestorianer und zählt heute dort nicht mehr als 400 000—500 000 katholische Anhänger. Die Angaben der Missionäre schwanken je nach den Orden, denen sie angehören.

Die Qualität der Christen ist noch fraglicher wie ihre Zahl. Manche Heiden bekehren sich in 14 Tagen, bei andern dauert die Bekehrung zwei Jahre. Besonders fest sitzt sie in keinem Falle. Ein Missionär, der sich mir gegenüber rühmte, daß

er es bei seinen Zöglingen und Bekehrten besonders gründlich nehme, erzählte mir eines Tages mit Entrüstung einen Skandal, der sich eben in seiner Gemeinde zugetragen habe. Der älteste, reichste und bisher beste seiner Christen hatte eben eine zweite Frau genommen, während die erste noch lebte. Verzweifelt, daß er von seiner rechtmäßigen Gattin keine Söhne hatte, hatte der Mann sich fest entschlossen, solche zu bekommen, obwohl an die sechzig, kurzer Hand eine zweite Frau genommen und keine Vorstellungen, weder das Höllenfeuer noch die große Exkommunikation konnten ihn von seinem gefaßten Entschluß abbringen. Verdammt? Ja, welche fürchterlichere Verdammnis gibt es für den Chinesen, als ohne Nachkommenschaft sterben, also nicht wiedergeboren werden unter den Seinen, bei den Seinen auf der Erde? „Daß Du niemals könntest wiedergeboren werden" ist für einen Chinesen der schrecklichste aller Flüche. Unser Mann hatte daher nicht gezögert. Zwischen den Drohungen des Bischofs oder den leeren Vertröstungen und Versprechungen einer andern Welt, die niemand kennt und dem Heil der Auferstehung nach seinem alten Glauben, hat er letztere gewählt, er hatte das Leben, das er kannte, das Leben, das einfache ohne alles Beiwort gewählt. Dann das Geständnis der Missionäre selbst, daß eine Christengemeinde, die man nur zwei Jahre sich selbst überließe, ohne sie zu besuchen, nicht einen Christen mehr aufwiese. Man kann nicht einmal die chinesischen Priester, die man ausgebildet hat, was im übrigen ziemlich schwer ist, ohne Aufsicht lassen. Von den Nestorianern fand man auch nicht die geringsten Spuren mehr, als die Missionäre im vierzehnten Jahrhundert wiederkamen. Und von diesen war nicht mehr viel übrig als sie nach dreißigjähriger Vertreibung wieder erschienen, im Jahre 1842.

Der Protestantismus, jünger in China als die Katholiken, hatte dort verhältnismäßig ebenfalls nicht mehr Anhänger. Ich glaube nicht, daß die Zahl einige Tausend überschreitet.

Der Islam geht auf die Eroberungen Dschingiskhans zurück, der ihn im dreizehnten Jahrhundert einführte oder vielmehr den er einigen mongolisch-tartarischen Stämmen aufzwang, welche Stämme seitdem dem chinesischen Reich angegliedert wurden. Der Islam ist damals dort eingedrungen und hat einen kleinen Teil der Bevölkerungen der Gegenden des Südwestens in der Nähe Indiens gewonnen. Er hat indes im ganzen nur 15—18 Millionen Anhänger. Obwohl er besser ausgebildet erscheint als das Christentum, insoferne er seine Priester am Ort rekrutiert, so macht er doch keinerlei Fortschritt. Dem widerspricht nur die Bekehrung mit Waffengewalt, die vor einigen Jahren in der Provinz Yün-nan stattgefunden hat. Was das Judentum betrifft, das gegen das sechste Jahr-

hundert in China erschien, nach andern schon im ersten Jahrhundert nach Christus, so hat es nicht den Kreis der Nachkommenschaft jener, die es eingeführt, überschritten. Es zählt jetzt nicht mehr als einige Tausend Personen, deren bedeutendste Gruppe in Kai-Fong-Fu in der Provinz Schang-Si sich findet. Man erkennt übrigens ihre Anwesenheit nur durch die besonderen Schlächter, welche ihre Art, die für die Nahrung bestimmten Tiere zu töten, fordert. Man unterscheidet sie im übrigen in keiner Weise von der übrigen Bevölkerung. Diese Tatsache ist zu beachten. In andern Ländern stehen die Juden sozusagen jenseits der Zivilisation, innerhalb welcher sie sich niedergelassen haben oder haben sich, wenn man so will, jenseits derselben gestellt. In allen Fällen haben sie sich dort eine Sonderstellung geschaffen, welche ihnen oft und lange Eifersucht und Haß zugezogen haben. In China, ich wiederhole es, ist es unmöglich, sie von den übrigen durch ein ihnen eigentümliches Gewerbe zu unterscheiden. Aber ob Juden, Christen oder Mohammedaner, alle befinden sich innerhalb der chinesischen Zivilisation in einem Zustand der Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit, was ihre Religionen betrifft.

Das Mindeste, was ihnen die Chinesen vorwerfen, ist, daß sie die Geschlossenheit der Familie zerstören, indem sie Fremden eine Autorität übertragen, die jene nur aus sich selbst schöpfen darf, indem sie ihr fertige Gesetze auferlegt, die man nicht begreift und die im Menschen das Aufsuchen des Gesetzes mit aller zugehörigen inneren Arbeit des Gewissens und des Geistes, die allein dazu führen kann, unterdrücken. „Was glauben Sie von uns?“ fragte ich gelegentlich chinesische Gelehrte, deren Vertrauen ich so glücklich war, zu gewinnen. „Ihr pflegt Eure Seele nicht“, antworteten sie. Und in der Tat, andere denken daran statt wir.

II.

Krieg und Militär sind in China weit entfernt, ein ähnliches Ansehen und eine ähnliche Bedeutung zu haben wie in Europa. Die reguläre Armee zählt höchstens 100 000 Tartaren. Doch gibt es in einzelnen Provinzen eine gewisse Anzahl von Familien, die von alten Militärkolonien abstammen, welche die Regierung dort unterhielt, aus welchen der Staat in Kriegszeiten eine Miliz von ungefähr 400 000 Mann ausheben kann. Das Ganze geht das Kriegsministerium an. Die Offiziere haben gewöhnlich nicht den Vortritt vor den Zivilbeamten und ich möchte gleich bemerken, daß sie keine besonders hohe Meinung von ihrer Würde haben. Auf einer meiner ersten Reisen hatten mir die chinesische Regierung und die französische Gesandtschaft eine Art militärischer Bedeckung

von vier Mann aufgedrängt unter dem Befehl eines Oberst. Wohl, ich habe nie in meinem Leben einen Oberst gesehen, der sich so wenig aus seinem hohen Rang und seiner Autorität machte. Wir fuhren den Yang-Tse-Kiang hinauf und die Strömungen waren manchmal so stark, daß weder die Segel noch Ruder ausreichten. Die Besatzung stieg dann ans Land und halb im Wasser halb im Geschirr zogen sie an einem Seil, das am Schiff befestigt war. Nun schien es für unsern braven Oberst ein besonderes Vergnügen, sich der Schiffsmannschaft anzuschließen, wie sie in das Wasser zu steigen und an dem Seil mitzuziehen. Wie sie erhielt er von dem Führer der Bande ab und zu einen leichten Schlag mit der Gerte, welche der Führer bald da bald dorthin schwang, um seine Leute leicht aufzumuntern und seine Offiziersehre schien darunter nicht im geringsten zu leiden. Was das Volk anlangt, so scheint ihm der Soldatenstand derart traurig und abhängig, daß selbst die allerärmsten ihn nur als die letzte Auskunft betrachten.

Die chinesische Armee ist daher offenbar nur ein Verteidigungsheer. Nicht zu verwundern daher, daß sie zahlenmäßig so schwach und so niedrig stehend in der öffentlichen Meinung sich oft selbst zur Verteidigung gegen Tartaren, Mongolen oder die Mandschus oder gegen europäische Truppen oder gegen Aufständische als unzulänglich erwies. Nun kann ich nicht weitergehen in diesem Gedankengang, ohne mich von meinem Gegenstand zu entfernen. Ich frage nur und deshalb habe ich von der chinesischen Armee gesprochen, wie ist es möglich, daß mit so geringer Militärmacht und einer Grenzentwicklung von drei bis viertausend Meilen China einmal den Chinesen geblieben ist und zweitens seine Einrichtungen, seine Gesetze und seine Sitten erhalten hat? Die Mandschus und die Mongolen sind mehreremale eingedrungen, sie haben einen Thron erobert, aber haben sie nur ein Stück chinesischen Landes annektiert, haben sie daraus Fürstentümer, Herzogtümer geschnitten? Haben sie ein neues Recht eingeführt? Haben sie irgend etwas an dem Steuersystem geändert, an der Art des Eigentums? Haben sie auch nur versucht, an der Sprache zu rütteln? Nichts von alledem. Genau das Gegenteil ist eingetreten: Die Eindringlinge wurden Chinesen.

Einmal eingedrungen und auf den Thron, den niemand verteidigte, gekommen, einen dynastischen Thron, den dessen Inhaber und Stützen nicht sowohl durch die Kraft der Eroberer als durch die Verachtung des Volkes verloren, wurden sie von China eingeschlossen, aufgesaugt, verschlungen. Vielmehr ist China zu ihnen gekommen und hat ihren Platz eingenommen. Die Mandschurei ist genau genommen nur eine Provinz von China, wo die regierende Dynastie alle Mühe hat, um, ich

sage nicht den Gebrauch, sondern auch nur den Unterricht in der Mandschusprache aufrecht zu erhalten.

Glaubt man, die Mongolen und Mandschu wären Barbaren? Aber die germanischen Horden, welche Gallien im fünften Jahrhundert und später überfielen, waren auch Barbaren und wir leiden noch schwer unter den ungeschlachten Spuren, die sie hinterließen in unserer Zivilisation. Im übrigen waren es nicht nur asiatische Völker, welche in China einfielen. Auch europäische Völker haben sich beteiligt. Man weiß, daß Rußland sich mehrere Male ziemlich große Stücke chinesischen Landes im Nordosten und Nordwesten angeeignet hat. Im Nordosten sind es wesentlich weite Steppen, die von menschenarmen Stämmen, weniger Chinesen oder Mandschus als Russen oder Sibirier, bewohnt sind. Diese Annexionen sind es, die Rußland behalten hat. Aber in den Ländern, in welchen China seit langem herrscht, wo seine Strafkolonien sind, kann sich Rußland nicht ernsthaft halten. Hier bricht sich die Kraft seines Despotismus und seiner Heere an einer stärkeren Macht, weil sie dort nicht bloß Menschen, sondern eine Kultur antreffen, von der sie nichts verstehen und die sich mit der ihren nicht verträgt. Was die Franzosen und Engländer anlangt, so überheben mich die jüngsten Ereignisse in Tonkin an die von 1860 zu erinnern. Trotz der Ueberlegenheit unserer Armee und unserer Bewaffnung weiß man, welchen Preis wir bezahlt hatten für den erzielten Erfolg. Woher kam der Widerstand, den sie leisteten und an dem wir uns schließlich verblutet hätten? Gewiß, weder ihre finanziellen, noch ihre militärischen Mittel sind mit den unsern zu vergleichen. Aber wir hatten vor uns eine lebende Mauer geschlossener und fester als alle Befestigungen der Welt gebaut von einer Zivilisation von zwanzig oder dreißig Jahrhunderten, gegründet auf Gerechtigkeit und Arbeit.

Betrachten wir nun den Außenhandel.

III.

Es sind nun dreihundertfünfzig Jahre, daß der erste Handelsvertrag abgeschlossen wurde zwischen Europa und China, von den Portugiesen. Fünfzig Jahre zum mindesten sind wir in ununterbrochenen, geregelten Beziehungen mit China und die europäischen Nationen sind dort, was den Handel betrifft, durch ihre Diplomaten und Geschäftsträger vertreten. Seit zwanzig Jahren dringen sie ins Innere Chinas derart, daß heute kaum ein Winkel des ungeheuren Reichs mehr ist, dahin die Erzeugnisse Europas nicht freien Zugang hätten, freieren vielleicht als in manchen Gegenden Europas und Amerikas,

da die Zölle nur auf dem Wert, ad valorem, liegen und kaum 5—8 % übersteigen, außer dem für Opium, der 30 % beträgt. Trotz der europäischen Anstrengungen jedoch und trotz der günstigen Bedingungen ist der abendländische Handel mit China weit unbedeutender, als man vielleicht annehmen könnte. Die chinesische Zollstatistik weist allerdings die respektable Zahl von 1600—1700 Millionen Franken aus,*) aber diese Zahl schließt den Verkehr mit einheimischen Erzeugnissen, die von einem Hafen zum andern durch europäische Schiffe verfrachtet werden, ein.

Zieht man diesen Verkehr ab, so bleibt nur ein Gesamtverkehr von 1100—1200 Millionen Ein- und Ausfuhr zusammengenommen für den wirklichen europäisch-chinesischen Verkehr. Das ist ungefähr die Summe für 1860. Die Handelsverträge und die Eröffnung mehrerer neuer Häfen haben daran nichts geändert trotz der allerdings unbegründeten Hoffnungen der Kaufleute. Sie wurden gezwungen, ihre Ausgaben und Kosten zu steigern und zwar ohne Gegenwert. Sie sehen es heute selbst ein. Man hat also 600 Millionen für Ausfuhr aus China und 600 Millionen Franken für westliche Einfuhr. Aber woraus besteht die Einfuhr? Der bedeutendste Einfuhrartikel, das Opium, stammt nicht einmal aus dem Westen, sondern aus Indien. Er kommt nach China nur durch die den Europäern geöffneten Häfen und erreicht 280—300 Millionen. Ich führe die Zahl nur an, denn ein Ruhmestitel ist sie nicht. Es folgen Baumwollgewebe für 200—220 Millionen. Der Rest ist etwas englische oder russische Leinwand, schweizer und amerikanische Uhren, Eisen bearbeitet oder in Barren, einige Pariser und Wiener Artikel, Verbrauchsartikel für die in China sich aufhaltenden Europäer. Also eine Einfuhr von nützlichen Erzeugnissen im Werte von 275—290 Millionen ist das ganze Ergebnis der vereinigten Anstrengungen der Diplomaten und Kaufleute Europas seit dreihundert Jahren und all der Kriege, welche per fas et nefas unternommen wurden, es herbeizuführen. Es war wirklich nicht der Mühe wert, darum solchen Lärm zu machen. Wie? Ihr nennt Euch Europa, d. h. ein Sammelsurium von Völkern, von welchen immer das eine behauptet, zivilisierter zu sein als das andere und von welchen das geringste sich unendlich erhaben dünkt über die Chinesen, Ihr rühmt Euch, die mächtigsten Kräfte der Welt in den Händen zu halten, den Dampf, die Elektrizität, Ihr subventioniert mit großen Kosten Schiffahrtslinien und, wenn das nicht genügt, schickt Ihr dreißigtausend weiße Soldaten und tausende von Kanonen, um den Beweis Eurer Ueberlegenheit voll zu machen und all das, um bei der Kläglichkeit

*) Anm. d. Übers. Vor dem Kriege ca. 3 Milliarden Mark.

anzulangen, daß Euch jeder Chinese für 60 Centimes nützliche Waren abkauft? Ist das nicht beschämend?

Man sagt und wiederholt es zu oft, daß die Kümmerlichkeit dieser Ergebnisse auf die Bedürfnislosigkeit und die Armut des chinesischen Volkes zurückzuführen sei. Das ist falsch. In Wirklichkeit gibt es kein reicheres Volk als das chinesische. Und das ist leicht zu begreifen, denn nirgends gibt es ein arbeitsameres und weniger von Steuern bedrücktes Volk als das chinesische. In dem Steuersystem, das die Steuer so mäßig hält, so gerecht und gut verteilt, während sie in Europa geradezu tödlich wirkt. In diesem Steuersystem und nirgends anders ist der Grund des chinesischen allgemeinen Wohlstands zu suchen. Keine Aufschläge, außer den sehr unbedeutenden Zöllen von Provinz zu Provinz, weder Patente, Exzisen, Besitzwechselsteuern, weder kostspielige Erlaubnisse, Privilegien und Konzessionen und keinerlei bureaukratische Formalitäten. So haben denn auch entgegen einer weitverbreiteten Meinung in Europa nicht nur der Ackerbau, sondern auch Industrie und Handel in China einen unvergleichlichen Aufschwung genommen. Das springt nicht so in die Augen, weil es dort nicht, wie bei uns, die großen Fabriken mit den hohen Kaminen, den Massen von Arbeitern, dem Lärm der Dampfpfeifen und dem Getöse der Eisenhämmer gibt. Aber lassen Sie sich nicht täuschen. Jeder Chinese hat vielleicht so fünf oder sechs verschiedene Künste und Handwerke an seinen fünf Fingern und wird, wenn er will, Ackerbauer, Weber, Korbmacher, Schuster, sogar Schmied. Man gießt Kanonen und Granaten, Statuen von sechzig Fuß Höhe in Baracken, die kaum ein paar Franken wert sind. Das ist's, woran sich Eure Anstrengungen, Euer Handel, Eure Milliarden, Eure Heere, Eure Maschinen und all das Uebrige zu Tode laufen. Wir sind, sehen Sie, erdrückt von Steuern und Einschränkungen aller Art, um einen Kampf mit den Chinesen aufnehmen zu können.

Uebrigens wissen Sie, was Sie täten in dem Augenblick, da ihnen unsere Einfuhr ernstlich unbequem würde? Etwas sehr Einfaches. Sie würden tun, was sie bei dem Opium getan haben, den sie nicht produzierten und den sie produzieren, seit man ihnen den englischen Opium aufgedrängt hat. Sie würden einfach selbst fabrizieren, selbst Maschinen bauen und aufstellen, wie sie es bereits in der Seiden- und Leinenindustrie in zwei oder drei Provinzen getan haben. Die Europäer selbst würden ihnen dazu helfen und dann höflich verabschiedet. Gebe dann der Himmel, daß sie sich darauf beschränkten, denn an dem Tage, als sie Geschmack fänden an der Industrie, wäre es das Ende der europäischen Industrie. Keine Steuern, Handarbeit

in Hülle und Fülle, denkbar billig, Rohstoffe im Lande und dazu die ganze europäische Technik. Wer könnte widerstehen?

Da Eure Maschinen ihnen die Handarbeit nähmen, würden sie Euch mit Arbeitern überschwemmen und wenn Ihr sie mit Flintenschüssen der Existenz Eurer eigenen Bevölkerung wegen zurücktriebet, so würden sie Euch mit Produkten ertränken zu Preisen, an die ihr nicht denken könnt. Was hättet ihr dem entgegenzustellen? Die Gefahr ist vorhanden und vielleicht näher als man denkt. Ich habe sie vor fünfzehn Jahren angekündigt. Man hat sie nicht beachtet und ich bin sicher, daß manche lachen werden, wenn sie das lesen. Ich vertage sie auf zwanzig Jahre. *)

Es ist möglich, daß sich die Gefahr auf eine Verminderung unserer Einfuhr beschränkt und daß wir schlimmsten Falls gezwungen werden, unsern Tee gegen Bargeld zu bezahlen. Wenn die Chinesen nicht durchaus dazu gezwungen werden durch eine Revolution, bei der sie mehr zu verlieren als zu gewinnen hätten, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie ihrer Industrie soviel Schwung lassen, daß das Land Auslandsmärkte bräuchte.

Die Lage, in der sie sich befinden, erscheint ihnen gut und ich glaube nicht, daß sie geneigt sind, die Grundlagen ihrer Kultur umzustürzen, um die unserige anzunehmen.

Ich habe ihnen oft von den Wundern unserer Industrie, der Schnelligkeit unseres Verkehrs erzählt. Sie waren voll Bewunderung. Aber wenn ich sie frug, warum sie es nicht nachmachten, hatten sie genau dieselbe Antwort, die sie den Missionären geben, wenn diese in der Meinung, sie überzeugt zu haben, vorschlugen, sich taufen zu lassen: „All das ist sehr hübsch, sagten sie, und vielleicht ausgezeichnet für Euch, aber es paßt nicht für uns und wäre eine abscheuliche Ueberflüssigkeit. Wir haben zahlreiche und großartige Kanäle, die uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. Sie haben ihnen viel gekostet, sie sind längst bezahlt. Sie besorgen den Verkehr dank der Winde und Strömungen zu geringem Preis. Der Verkehr auf unsern Flüssen und Kanälen ist beträchtlich. Aber die notwendigen unerläßlichen Lebensmittel werden überall fast in gleichem Maße erzeugt und haben selten große Wegstrecken zurückzulegen. Unsere Landwirtschaft, so mannigfach wie ergiebig, liefert und sichert überall den Unterhalt der Bevölkerung. Wo der Reis nicht wächst, wächst das Getreide, der Sorgho, der Mais, die Hirse. Was die weniger wichtigen Erzeugnisse anlangt, so gibt es immer genug und ihr Transport erfordert keine große Geschwindigkeit mit hohen Kosten. Mit einem Wort kann man sagen,

*) Anm. d. Übers. Die Befürchtung war und ist unbegründet. Es fehlt die Voraussetzung in China: der Kapitalismus.

daß bei uns, von Unglücksfällen abgesehen, Verbrauch und Erzeugung überall in unveränderlichem Verhältnis stehen. Gewiß haben wir häufige Ueberschwemmungen. Haben Sie keine? Bei uns kommt es, wie Sie wissen, von unserer Flußwirtschaft und der Eigenart unserer Bodengestaltung, wodurch bestimmte Gegenden niedriger liegen als die Flußläufe. Wir suchten dem zu begegnen, soweit möglich durch unsere Kanäle und Dämme. Wir arbeiten daran jeden Tag, indem wir den Boden unserer Ebenen erhöhen und in der Tat sind heute die Ueberschwemmungen seltener als früher. Wie könnten die Eisenbahnen Mißernten besser bekämpfen, als unsere Getreidespeicher, die wir überall unterhalten, wo Mißernten vorkommen können?

Was Eure Dampfmaschinenindustrie anlangt, so haben wir darüber andere Anschauungen als Ihr. Wir wollen nicht, daß unsere Industrie mehr Stoffe umwandelt als das Land hervorbringt. In diesen Grenzen bleibt unsere Bevölkerung eine ackerbautreibende und ihrem Boden verbunden, denn sie lebt von ihm und nur für ihn. Eine Industrie, welche ihre Rohstoffe vom Auslande holen muß, um sie dann als Halb- oder Ganz-Fabrikate umgewandelt dem Auslande wieder anzubieten, würde aufhören, eine wahrhaft nationale Industrie zu sein, denn sie würde die Völker der Erde entwurzeln. Ihre Interessen wären da, wo sie ihre Märkte und Absatzgebiete fände. Die Wirren, welche daraus hervorgingen, würden sich notwendig bei uns fühlbar machen, ohne daß wir dagegen etwas tun könnten. Dann müßten wir, wie Sie sagen, unsern Handel und unsere Kaufleute im Ausland schützen, dort diplomatische Vertretungen unterhalten und nötigenfalls unsere Soldaten hinschicken. All das kostet Geld und was würde es uns nützen? Sehen Sie, mein Herr, wiegen Ihre Erfolge bei uns die Opfer auf, die Sie sich darum auferlegt haben, die Kriege, die Sie mit uns geführt haben? Wir wissen wohl, daß diese Auffassung der Dinge Ihren Tadel hervorruft. Man sagt, daß wir uns abschließen, daß wir uns in unseren Mauern hielten, daß wir uns nicht mit den andern Völkern verbrüdern wollen, daß wir uns außerhalb der Menschheit stellten. Das ist ungerecht. Wir sind weiter als Ihr der Menschheit entgegengegangen. Wir haben uns an unbekannte Generationen gewendet und sie in unsere Mitte gerufen. Unsere Bevölkerung ist unendlich viel zahlreicher und dichter als irgend eine andere auf der Welt. Sie stellt innerhalb unserer Mauern ein Drittel der Menschheit dar, die wir angeblich verkennen. Ist das nicht besser?

Es gibt noch andere Erwägungen. Eure Maschinen sind sehr teuer. Eine einzige Eurer Fabriken kostet zwei bis dreimal-

hunderttausend Franken. Niemand bei uns ist so reich, daß er eine solche Fabrik gründen könnte. Er müßte sich assoziieren. In den großen Gesellschaften gibt es viele Untergebene und wenig Vorgesetzte, die fast alle ohne Verantwortlichkeit sind. Wir lieben das nicht in der Industrie, so wenig als in der Politik. Wir ziehen die kleinen Gruppen vor. Dann, wenn man so große Summen in einer Industrie angelegt hat, ist man nicht mehr Herr der Produktion und kann sie nicht mehr dem Bedürfnis anpassen. Es ist notwendig, daß sich jene hohen Summen verzinsen. Also fabriziert man darauf los. Daher die Notwendigkeit, neue Märkte und Absatzgebiete zu suchen im Ausland und hat man sie gefunden, so beginnt die Sorge, sie zu erhalten. Dann spezialisiert eine Industrie, wie sie bei Ihnen besteht, zu sehr die Arbeit. Die Arbeiter werden Maschinen. Sie können nur eines machen, wenn die Fabrik still steht, sind sie brotlos und sterben vor Hunger. Bei uns versteht jedermann mehrere Geschäfte. Wenn das eine nicht geht, ergreift man das andere. Keiner braucht jemals zu feiern. Worin besteht im übrigen die Ueberlegenheit Ihrer Industrie über die unsrige? Produziert sie etwa billiger? Stellen Sie eine Liste der dringendsten Gegenstände des dringendsten Bedarfs auf bei Ihnen, und bei uns, und vergleichen Sie die Preise.

Endlich, mein Herr, haben wir zwei Grundsätze, die, solange man sie uns nicht ausgetrieben hat, sich ewig der Annahme der großen Mittel Ihrer Industrie entgegenstellen werden: Das ist die Ehrfurcht vor der Arbeit und die Ehrfurcht vor dem Menschenleben. Niemals wird es eine chinesische Regierung wagen, eine bleibende Steuer zu erheben, um Eisenbahnen bauen zu können, zu schweigen von den andern Anlässen zu Ausgaben von denen bei uns nicht jeder die absolute Notwendigkeit einsähe. Niemals wird eine Regierung bei uns oder ein einzelner die fürchterliche Verantwortung übernehmen für die Unfälle und Todesfälle, die unmittelbar oder mittelbar die Folge des Gebrauchs Eurer Maschinen sind, von denen angefangen, welche das Leben Eurer Bergleute verkürzen bis zu jenen, welche das Leben Eurer Heizer und Maschinisten bedrohen.

Wir haben kein Parlament wie Sie. Niemand hat das Recht, uns etwas als Fortschritt aufzudrängen, was nicht einem jeden als solcher erscheint und noch weniger uns dafür nur einen Centime Kosten aufzubürden. Das mag einige Nachteile haben, aber wir finden die Vorteile überwiegend. Man kann eine Parlamentsversammlung überrumpeln und ihre Zustimmung erlisten. Aber man überrumpelt nicht eine ganze Nation, welche ebensoviele Parlamente als Familien umfaßt."

Was hier angeführt wurde, entstammt zahlreichen Unterhaltungen, die ich mit Chinesen zu führen Gelegenheit hatte. Es ist nichts, als ein getreuer Abriß davon.

IV.

Manchmal machte es mir Vergnügen, sie noch weiter zu treiben. Ich sprach zu ihnen von unseren Träumen. Ich wies in die Zukunft und zeigte ihnen die Menschheit, wie sie durch unsere Maschinen entlastet von den Qualen der Arbeit, von der Wissenschaft befreit, von jeder Plage und materiellen Sorge endlich frei sich den Beschäftigungen nach ihrem Geschmack und entsprechend ihrer Intelligenz und ihrem Geschmack überlassen könnte.

Sie sahen mich an und lächelten wie Leute, die nicht verstehen oder nicht glauben. „Bei uns," sagten sie, „ist die Arbeit gerecht, süß und leicht. Unsere Träume gehen nicht weiter." Eines Tages fügte einer von ihnen folgende Bemerkung hinzu, welche meinerseits mich zum Nachdenken bewog: „Wie verschieden sind doch unsere Anschauungen, mein Herr! Sie wollen die Arbeit abschaffen. Wir glauben, das wäre ein großes Unglück und würden schon den Gedanken daran als eine Ruchlosigkeit betrachten."

Oft seitdem kam mir diese Bemerkung wieder in den Sinn und sie kam nicht allein zurück. Ich erinnerte mich jenes anderen Wortes, das mich so sehr überraschte bei meiner Ankunft: „Mißtrauet den Religionen." Der Zusammenhalt beider Gedanken schien mir eine so offenbare Versetzung und Umwandlung der Idee der Religion und des religiösen Gefühls anzudeuten, daß ich unwillkürlich weiter darüber nachdenken mußte. Hier ist also, sagte ich mir, ein Volk, welches verbrennt, was alle andern Völker anbeten, und anbetet, was alle andern verbrennen. Und dieses Volk lebt seit fünfzig oder sechzig Jahrhunderten!

Von diesem Zeitpunkt an begann ich China und seine Zivilisation wirklich zu begreifen und ich muß gestehen, daß erst von da an meine Beobachtungen einen ernsthafteren Wert annahmen. So hatte ich beispielsweise den Sinn einer Sache begriffen, wie es das Ackerbaufest ist, das der Kaiser und die großen Funktionäre in den Provinzen am Tage der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche feiern. Man weiß, daß an diesem Tage der Kaiser, und die ihn außerhalb der Hauptstadt vertreten, selbst die Halfter des Pflugs umlegen, die Erde öffnen und den Samen der fünf Arten Zerealien, welche in den verschiedenen Gegenden Chinas wachsen, ausstreuen. Ich hatte wohl gehört, daß die Feier eine Ehrung für den Ackerbau sein sollte

und mich zunächst mit der symbolischen Bedeutung des Kerns begnügt. Dann genügte sie mir nicht mehr. Ich frug ohne Unterlaß und die Antworten, die ich erhielt, führten mich auf andere Untersuchungen, welche mir schließlich die Grundlagen selbst der chinesischen Philosophie und Zivilisation enthüllten. Diese Grundlagen sind übrigens vollkommen enthalten in den ersten Kapiteln eines Werkes, welches man Tschi-Pen-Ti-Kang nennt, über welches ich einige Worte sagen muß.

Tschi-Pen-Ti-Kang ist eine abgekürzte Enzyklopädie in zehn Bänden, veröffentlicht im Jahre 1747, worüber ein alter Jesuit folgendes schreibt: Die Missionäre halten es für sehr gefährlich und der Verkündigung des Evangeliums hinderlich, weil es im Deismus und der natürlichen Religion stecken bleibt und sich durchweg auf der Ebene der Vernunft und des Gewissens hält, welches es zu sehr befriedigt, als daß es die Notwendigkeit der Offenbarung fühlbar machte. Dieses Geständnis erklärt, warum eine Uebersetzung, ja das Werk selbst in der Bibliothek Rue Richelieu, der die Jesuiten, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, so viele wertvolle Dinge zugeführt haben, fehlt. Gewiß ist heute die Kenntnis der chinesischen Sprache nicht mehr in dem Grade wie damals ein Vorrecht der Missionäre. Es gibt heute sehr gute Kenner in Frankreich, England, Deutschland und Rußland. Aber es genügt nicht immer die Sprache zu kennen, sie gründlich zu kennen und wenige können sich rühmen, die chinesische Sprache bis zu dem Grade zu kennen, daß sie alle ihre Hervorbringungen verstehen können. Es gehört zum mindesten noch ein besonderer Geschmack dazu, eine völlige Anspruchslosigkeit und eine gewisse Herzens- und Geistes-einfalt. Das ist vielleicht der Grund, daß das Tschi-Pen-Ti-Kang in keine europäische Sprache übersetzt ist. Ein einziger Europäer hat meines Wissens davon gesprochen, der Pater Amyot, von dem die von mir angeführten Zeilen stammen.

Ich habe das Tschi-Pen-Ti-Kang nicht gelesen, denn ich habe leider keine literarische Kenntnis der chinesischen Sprache, aber ich habe mir die Abschnitte, welche mich interessierten, vorlesen, erklären und erläutern lassen zu wiederholten Malen und von verschiedenen Personen. Schließlich war es vielleicht die beste Art, es verstehen zu lernen. Also: Die chinesische Zivilisation ist keine tote, wie die Aegyptens oder Assyriens und man ist nicht auf Ausgrabungen und Palimpseste angewiesen, sie sich vorzustellen. Man braucht nur die Augen und Ohren zu öffnen. Ich behaupte sogar, daß sie viel leichter zu studieren ist als irgend eine andere lebende Kultur. Sie bietet weniger Widersprüche und mehr Einheit. In ihr atmet alles einen Atem, geht alles einen Gang, stimmt alles überein. Ob man ihre Gesetze fragt oder ihre Sitten oder ihre Philo-

sophie, ihren Ackerbau, ihre Künste, ihre Industrie, man erhält nur eine Antwort: Die absolute Einheit des Menschengeschlechtes und die Familie, in welcher sich das Prinzip am unmittelbarsten offenbart. Was mich betrifft, so gelangte ich durch die Landwirtschaft zu meiner Erkenntnis und man wird gleich sehen, wie mich dabei der Zufall unterstützt hat.

Man wird nicht erwarten, daß ich die Lehren der chinesischen Enzyklopädie in irgendwelcher Ausführlichkeit auseinandersetzen werde. Dazu bedürfte es eines Gelehrten. Ich werde mich darauf beschränken, so kurz als möglich zu sagen, was ich selbst darin suchte, d. h. eine genügende Aufklärung der Tatsachen, die mir täglich unter die Augen traten. Der Leser wird so imstande sein, den Gedankengängen selbst nachzugehen und sie zu kontrollieren.

Noch ein Wort: Das Wesentliche der in dem Tschi-Pen-Ti-Kang entwickelten Lehre hat eine Eigentümlichkeit, die vielleicht ein Merkmal der chinesischen Rasse überhaupt ist, daß sie keinen Gründer, Erfinder, Verkünder kennt. Sie ist nicht vom Himmel gefallen. Man sagt, sie sei ganz enthalten in den Kings. Die Wahrheit ist, daß an diesen Büchern, die in hieroglyphischen Zeichen und sehr dunklen Bildern geschrieben sind, eine gewisse Anzahl von Philosophen und Politikern ihren Geist geübt hat. Sie schlagen darin Erklärungen vor, welche von der öffentlichen Meinung teils angenommen, teils zurückgewiesen wurden. Unter dem Deckmantel dieser von der Ehrfurcht vor dem Alter und der Tradition geheiligten Bücher haben mehrere sogar Gedanken entwickelt und verbreitet, welche nur ihrem eigenen Gehirn entsprungen waren. Wie dem sei, all dem fehlte die Einheit. Viele Irrtümer schlichen sich ein. Da unternahm es Konfuzius, alles Unnütze und Gefährliche aus all dem Wust auszumerzen. Die Erklärungen, die ihm falsch erschienen, ersetzte er durch die, welche ihm sein Genie eingab und mit denen, welchen er beibehielt, schuf er das harmonische, einfache und praktische System, dem nicht nur die Chinesen, sondern manch anderes Volk des fernen Ostens seit mehr als 2200 Jahren huldigen. Diesem System geben die Europäer, ohne es zu kennen, den Namen der Religion des Konfuzius.

Wenn vom Weltall die Rede ist, muß man nach Ansicht der Chinesen festhalten, daß es sichtbare und unsichtbare Dinge gibt, daß es sich aus offenbaren und verborgenen zusammensetzt. Ferner ist es fast ebenso wichtig, nicht zu vergessen, daß diese beiden Arten von Dingen nicht getrennt werden dürfen, nicht einmal im Gedanken. So ist es beispielsweise nicht möglich, von dem Stoff die Schwerkraft zu trennen; nicht weniger unmöglich ist es, die Idee einer Sache von der ihr eigenen Form

zu trennen. Diese Form kann verborgen sein, aber sie existiert. Es gibt geistige Körper. Die Materie, die sie unseren Augen sichtbar macht, tut nichts, als daß sie die geistigen Körper füllt, wie das Wasser in einem Gefäß, das es erfüllt. Und in diesem Sinne sind Geist und Körper untrennbar voneinander und allgemeiner ist so auch der Geist des Universums nicht von dem Universum zu trennen. Diese Wahrheit zu verkennen, wäre der größte aller Irrtümer.

Danach bildet das Weltall mit seinen Welten ein Ganzes, dessen Teile sich zueinander nur verhalten wie die Molekule irgend einer Kugel. Alle sind denselben Gesetzen unterworfen. Aber das Weltall im ganzen hat andere Gesetze und Seinsgründe als die, welche die Teile enthalten. Jeder dieser Teile gehorcht daher einem Seinsgrund oder Gesetz, welche zu einem gewissen Grade außer ihm liegen. Und da wir uns keine Vorstellung machen können von der Form, der Bewegung und der Ausdehnung des Weltalls, sagen wir, es sei unendlich. Es enthält jede Art von Gesetz, selbst aber ist es von seiner Vernunft beherrscht, seinem Geist und dieser ist unendlich.

Nun, ist diese Vernunft, dieser Geist eine Intelligenz? Der Himmel und die Erde sind große Dinge. Doch haben sie eine Farbe, eine Form, eine Gestalt, eine Zahl und eine Größe. Der Mensch besitzt etwas, das weder Farbe, Form noch Größe und Zahl hat und dieses Etwas ist intelligent. Wenn also selbst das Weltall nur vom Menschen bewohnt wäre, so wäre es wenigstens von der Intelligenz des Menschen belebt. Da jedoch diese Intelligenz begrenzt, kann sie nicht die des Weltalls sein. Daraus ergibt sich, daß das Weltall eine Intelligenz hat und daß diese unendlich ist.

Die Chinesen geben diesem Gesetz oder dieser Vernunft, der intelligenten und unendlichen Vernunft, keinerlei Namen. In der gewöhnlichen Sprache heißt sie: Der Himmel: Tien oder auch Oberster Herr: Schang-Ti, auch die Macht, die Kraft oder die unsichtbare Energie, die durch sich selbst besteht ohne Gestalt, Zahl und Maß.

Diese Energie läßt sich nicht für sich allein begreifen. Sie ist nicht ohne die Erde oder ohne den Stoff, in welchem sie sich offenbart. Daher eine andere Macht: Die der Erde, die passive Energie.

Da die erstere aber nur im potentiellen Zustande vorhanden, kann sie sich nicht äußern als dadurch, daß sie in den aktiven Zustand übergeht. Sie bildet eine dritte Kraft oder Energie, die Hypostase der ersten, die wirksame Energie. Das ist der Mensch. Aber es ist nicht der nur sichtbare unvollständige und unvollkommene Mensch, den wir kennen. Es ist der Mensch, der beide Geschlechter und alle übrigen Menschen

enthält und das ist der geistige Körper der ganzen Menschheit. Es ist der Ein-Mensch, der Mensch als Menschheit Y-Schen, den die Chinesen auch Vater-Mutter, Fu-Mu, den verborgenen unsichtbaren, himmlischen, vollkommenen, insoferne er rein von jedem Mangel, der jeder sichtbaren Form anhängt, oder endlich den Heiligen nennen. In der gangbaren Sprache bezeichnet man ihn auch mit dem Namen Tien-Hoang: Herr des Himmels.

Diese drei Energien, die voneinander untrennbar und nur e i n e ausmachen, heißen Tai-Y, die große Einheit. Sie bestehen zusammen in alle Ewigkeit.

Der Heilige ist der Mittler zwischen Himmel und Erde. In ihm sind sie vereint. Es ist das Wort. Durch ihn stellt sich der Himmel Tai-Ki dar und wirkt durch ihn. Das Wesen des Heiligen ist Bewegung, Umwandlung, Vervollkommnung. Es gibt keine andere Schöpfung. Ein jeder Mensch bildet nach seinem Gleichnis mit einem geistigen Körper wie er, existiert nur in ihm und durch ihn.

In ihm sind alle Menschen und alle Kreaturen unsichtbar geeinigt durch ihn mit dem Himmel und mit der Erde.

Das Gesetz eines irdischen Menschen ist, jenen nachzuahmen. Man ahmt ihm nach, indem man sich der Einheit angleicht, indem man diese durch keine Handlung verletzt, ihr sich immer mehr nähert trotz des Zustandes der Schwäche und Unvollkommenheit, welche aus der Verbindung unseres Geistes mit der Materie sich ergibt. Man ahmt ihn nach, indem man sich ohne Unterlaß umwandelt, vervollkommnet, sich und jedes Ding, indem man sich in einheitlicher Bewegung auf die Verwirklichung jener Einheit richtet, das heißt, indem man arbeitet. Dies Gesetz enthält alles Gesetz und ein jeder trägt es in sich. Der, welcher es versteht und es beobachtet, wird nach dem Maße seiner Anstrengungen belohnt und ist schon belohnt. Es läßt sich kein größeres Verbrechen und Unglück ersinnen, als jenes Gesetz zu brechen. Die Arbeit, welche eine Bedingung der Natur und des Wesens des Menschen ist, bleibt immer eine Notwendigkeit, aber wenn man ihren Zweck nicht versteht, wird sie eine Marter.

Die eben beschriebene Einheit, d. h. die Einheit der Menschen unter sich, die Einheit der Erde mit der Menschheit und mit allen Kreaturen ist eine absolute Tatsache. Der Tod, wie ihn die übernatürlichen Religionen lehren, d. h. die ewige Trennung der Seele von dem Körper, die Scheidung der Menschen in Auserwählte und Verworfene, die Annahme einer Welt jenseits des Universums, ein Ort der Belohnung und der Strafe, sind daher für den Chinesen Vorstellungen, die keinen Sinn haben.

Es gibt keine andern Welten als das Universum und es gibt kein anderes Leben für die Menschheit, als das auf unserer Erde, wenigstens solange die Erde existiert. In einer Reihe von Wiedergeburten auf der Erde findet der Mensch je nach dem Stande der Vollkommenheit, den seine Seele in der vorhergegangenen Existenz erreicht hat, seine Belohnung oder seine Strafe. Wenn er sich gebildet und vervollkommnet hat, wird er mit Eigenschaften selbst physischen und körperlichen wiedergeboren werden, welche ihm das Glück gewährleisten werden. Wenn er sich nicht entwickelt hat, wird er nichts von dem begreifen, was ihn glücklich machen kann und alle Dinge wenden sich gegen ihn.

Diese Verwandlungen oder Wiedergeburten erneuern und setzen sich fort für jeden von uns, solange sich nicht der Teil des Universums, den wir bewohnen, selbst umwandelt. Dann wird sich die Erde auflösen, die Teile, welche sie zusammensetzen, kehren in das Chaos zurück, treten in das Chaos ein, bis sie eine andere Erde formen oder sich mit anderen Erden verbinden, und die Seele der Menschheit geht in eine andere Welt über, nachdem sie ihren Körper verlassen hat. Dort verbindet sie sich neuerdings mit dem Stoff und lebt nach denselben Gesetzen, aber unter günstigeren Umständen, einerseits je nach dem Grade der Einheit, den sie bereits erreicht, anderseits je nach den Modifikationen, denen der Stoff in diesen neuen Welten unterworfen ist, d. h. die Harmonie zwischen den Menschen ist größer, die Organe und Sinne sind vollkommener, das Leben ist machtvoller, leichter und glücklicher geworden.

Das ist kurzgefaßt das System der Philosophie und Moral, dem man in Europa den Namen der Religion des Konfuzius gibt. Der Leser ersieht daraus, ob es die Lobsprüche des Pater Amyot verdient und wirklich das Gebiet der Vernunft verläßt. Auf alle Fälle sicher ist es, daß in China sowohl in der Praxis wie in der Theorie schließlich nur die Gesetze zum Ausdruck kommen und die Sitten, unter deren Herrschaft nun seit mehr als zweitausend Jahren ein Volk lebt und sich entwickelt, das heute mehr als fünfhundert Millionen Einwohner zählt.

Von welcher Religion wäre ein Gleiches zu sagen? Und wie könnte man es? Welche gibt den Fragen, die den Menschen beschäftigen, so runde, klare Antworten und doch seinen innersten Hoffnungen entsprechende? Nein, es ist nicht wahr, daß sich auf der Erde die Menschengeschlechter einander folgen, flüchtig, zufällig, getrennt wie es scheint, leiden und sterben und ohne daß sie ein Band verbände, daß keine Stimme geht von den toten zu den lebenden Geschlechtern und daß sich die Stimme der Lebenden bald verlieren wird in dem Abgrund

desselben ewigen Schweigens. Die Menschengeschlechter sind eins in Zeit und Raum, absolut ewig. Sie sind eins und leben, denn wenn sie stürben, würden sie aufhören, eins und verbunden zu sein. Der Tod ist nichts als eine Verwandlung.

Träumt kein Leben jenseits des Lebens, denn ihr werdet nichts finden als das Leben. Träumt nicht einen Himmel jenseits des Weltalls, denn jenseits des unendlichen Weltalls ist nichts.

Eure Erde ist in dem Himmel und Euer Paradies ist auf der Erde. Pflegt Eure Seele, ehret Eure Ahnen, achtet Eure Ueberlieferungen. Vergangenheit und Zukunft seien in Euren Augen wie gegenwärtig. Setzt Euch einander gleich in der Menschheit. Vergeßt nicht, daß Ihr nur Eins seid mit der Erde, mit dem Weltall. Keine Eurer Handlungen sei ein Angriff auf diese Einheit. Bemüht Euch vielmehr, diese Einheit zu vereinigen. Arbeiten ist Umwandeln, Schaffen. Schafft den Boden, schafft das Tier, die Pflanze. Schafft Euch selbst.

Das ist in kurzen Zügen das, was man den chinesischen Katechismus nennen könnte und er ist wie gesagt derart in Praxis und in das Herz des Volkes übergegangen, daß das bürgerliche Gesetzbuch nicht viel länger geworden ist. Aber es gibt eine Feierlichkeit, welche ihn noch viel kürzer zusammenfaßt. Das ist der Ritus des Ackerbaues. Am Tage der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche wird der Kaiser zum Tempel der Erde geleitet. Hier opfert er vor dem Altar, umgeben von den Großwürdenträgern und dem Volk des Reichs dem Himmel die fünf Körner der fünf Arten der Zerealien, welche nach dem Klima im Norden und Süden des Landes gebaut werden und er ruft den Segen des Himmels auf diese Körner herab. Dann begibt er sich auf ein Feld in der Nähe des Tempels. Man gibt ihm einen silbernen Pflug. Er öffnet die Erde und zieht fünf Furchen. Dann reicht man ihm die fünf Körnerarten und geweiht sät er sie in geweihte Erde. Die heilige Handlung ist vollzogen. Das Opfer der Körner bekräftigt die Vereinigung des Menschen, des Himmels und der Erde, d. h. die Einheit in der Zeit. Die fünf Körnerarten sind das Symbol der Einheit im Raum, der Pflug das Symbol der Arbeit, ohne welche diese Wiedergeburt nicht statthaben würde und die Einheit zerstört wäre. Das ist, wie man sieht, die Synthese der Grundsätze der chinesischen Kultur. Diese Ackerbaufeier gilt als die größte und bedeutendste. Es gibt noch drei andere, deren eine weiter an die Einheit des Menschengeschlechts erinnert. Das ist die Gedenkfeier der Toten, welche etwas später stattfindet. Sie wird nicht nur von dem Publikum, sondern offiziell von den Beamten gefeiert. Dabei beschränkt man sich nicht auf den Besuch der Gräber der Familien, sondern man

begibt sich auf die gemeinsamen Kirchhöfe und verrichtet an den Gräbern jener, deren Familien ihre Ueberreste noch nicht haben in Familiengrabstätten überführen können, ja sogar an den Gräbern der Hingerichteten die üblichen Trauerfeierlichkeiten.

Die beiden andern Feiern finden an den beiden Sonnwendtagen des Sommers und Winters statt. Sie werden gefeiert, um den Himmel um reiche Ernten zu bitten und für solche zu danken. In alter Zeit wurden alle diese Feste im freien Felde gefeiert. Jetzt werden sie in den Tempeln abgehalten und zwar im Tempel des Himmels, dem Tempel der Erde, dem Tempel des Lichts und dem Tempel des Donners. Hinsichtlich des letztern ist zu bemerken, daß das Zeichen für Donner zugleich Bewegung, Aenderung, Anfang bedeutet. Natürlich haben alle diese Tempel keinerlei Priester und wenn sich der Kaiser dahin begibt zu bestimmten Zeiten, so tut er dieses durchaus nicht als Hoherpriester des Himmels, sondern als Vertreter der chinesischen Menschheit. Der Titel, den er gewöhnlich trägt, zeigt dieses übrigens deutlich genug. Er nennt sich Vater-Mutter des Volkes, Fu-Mu. Nun mag sich der Leser erinnern, daß dies zugleich eine der Bezeichnungen des Menschheitsmensch oder Universalmenschen ist.

Es wäre noch viel zu sagen über die symbolischen Bedeutungen der Regenbogenfarben, welche das Kleid des Kaisers bei gewissen Gelegenheiten schmücken, über das Weiß, welches die Trauer bedeutet, über den Drachen Long, der die geistige Menschheit darstellt etc. etc. Doch würde mich das zu weit führen, obwohl es keineswegs von dem Gegenstand abliegt. Ich will vielmehr die Aufmerksamkeit lieber auf gewisse Tatsachen lenken, welche mehr noch als das Steuersystem, das Eigentum und andere öffentliche Einrichtungen zeigen, wie weit Geist und Gewohnheiten des chinesischen Volkes von der Philosophie des Konfuzius durchdrungen sind. Man erinnert sich an die Sitte bei Leichenfeiern, den Toten durch das jüngste Kind darstellen zu lassen, in dem man schon gewissermaßen die Wiederverkörperung des Verstorbenen sieht und welches dermaßen die einen Augenblick aufgehobene Einheit wiederherstellt, die Einheit der Gesamtheit der Familienmitglieder. Es gibt einen anderen Gebrauch, der ebenfalls bereits erwähnt den ersteren ergänzt. Es sind die frühen Verlobungen, welche oft schon bei der Geburt der Kinder stattfinden. Sie haben in der Tat nicht nur den Zweck, den künftigen Gatten auf eine innigere Einheit der Gefühle und Gedanken vorzubereiten, sondern vor allem soviel als möglich die Einheit im Raum herzustellen, wie im Menschheitsmenschen, den Androgynemenschen, die Einheit der Geschlechter.

Endlich findet sich diese so tief in die Herzen gegrabene Einheit auch an den Mauern. Welches öffentliche Gebäude man betritt, welchen Freund man empfängt, überall liest man unter vielem andern auf Bildern, welche die Wände schmücken, Inschriften wie „Kein Mensch darf sich glücklich nennen, solange es einen einzigen Unglücklichen gibt.“ „Wenn ein Mensch im Müßiggange lebt, stirbt ein anderer vor Hunger.“ Aber die Tatsache, welcher diese Philosophie ihre tiefsten Spuren eingedrückt hat, in welcher ihr Geist am glänzendsten strahlt, in der sie ihre besten und schönsten Früchte getragen hat, das ist die Auffassung und die Ehrfurcht, die sie dem Volke bezüglich der Arbeit eingeflößt hat, das ist die Richtung, die sie allen Dingen gegeben hat, welche die Arbeit betreffen. Darin liegt ihr vollkommenster Triumph.

V.

Da es für die Chinesen keine andere Welt als diese Erde gibt, keine andere Vorstellung von einem Glück, als von dem dieser Erde möglichen, und kein anderes Mittel, es zu verwirklichen, als die Arbeit besteht, so ist begreiflich, daß alle ihre Gedanken darauf gerichtet sind, die Arbeit mit den möglichst günstigen Bedingungen zu umgeben. Gewiß, der Mensch ist seinem Wesen nach Schöpfer, Arbeiter. Aber seine wesentlichen Anlagen dürfen nicht beeinträchtigt werden. Nein, es gibt kein sicheres Mittel, die Arbeit zu adeln, als ihre Beziehungen zu den Naturgesetzen aufzuweisen, unter der Bedingung jedoch, daß Naturgesetze und politische und zivile Gesetze einander nicht widersprechen. Die Chinesen haben dafür gesorgt. Daher die Mäßigkeit der Steuer, die Art der Eigentumsbehandlung, welche dem Arbeiter den ganzen Mehrwert, den er hervorgebracht, zukommen läßt und das Recht des Staates, Ländereien, welche nicht entsprechend kultiviert werden, an sich zu nehmen. Daher die Freiheit und die Ehrfurcht vor der Arbeit und dem Arbeiter. Die Abwesenheit der Klasse der Rentner, Müßiggänger, Sklaven und Ausgebeuteten. Alle arbeiten auf Grund desselben Anspruchs, derselben Pflicht, denn sie arbeiten alle an demselben Werke, dem Fortschritt, der unaufhörlichen Eroberung der Erde und all ihrer Dinge, für das allgemeine Beste, oder, wie sie selbst sagen, der dauernden, immer innigeren Vereinigung von Himmel und Erde. Der Chinese kennt daher keinen Unterschied der Arbeit, keine Knechtsarbeit. Handarbeit und Kopfarbeit stehen bei ihnen auf gleicher Linie. Der Bauer, Maurer, Zimmermann ist nicht weniger geachtet wie ein Arzt oder Künstler und auch kaum geringer bezahlt. Der Besuch eines Arztes kostet 25 Centimes, manch-

mal weniger, selten 50 Centimes. Der Taglohn eines Zeichners oder Malers erreicht 50—60 Centimes, der eines Kunsthandwerkers 50 Centimes ohne Verköstigung. Auf dem Lande erhält der Arbeiter 25—30 Centimes, jedoch dazu die Kost. Gewöhnliche Bauernhandarbeit wird mit 15—20 Centimes den Tag bezahlt, dazu Verköstigung. Für das Verpflanzen des Reises gibt es einen Sou mehr und für das Schlagen zwei. Man sieht, daß die Gleichheit der Professionen in China keine reine Theorie ist. Das ist gewiß nicht sehr ermutigend für die, welche aus der Kunst einen Vorwand oder ein Mittel machen, sich der Handarbeit zu entziehen. Aber auch nur diese können sich beklagen, die wirklichen Künstler arbeiten trotzdem. Ohne die Frage der Aesthetik auch nur zu berühren, auf alle Fälle steht sie hier in keinerlei Beziehung zum Gelde und ihre Auffassung der Dinge besteht nicht ohne eine Anzahl von Vorteilen im Interesse der Allgemeinheit. So ist beispielsweise das Theater ein Vergnügen für alle Welt, da die Schauspieler nicht besser bezahlt werden als die andern Arbeiter. Für 150 Franken spielt eine Truppe von 30 Schauspielern mit ihren meist sehr schönen Kostümen fast während der ganzen guten Jahreszeit während 42 Stunden, was man nur wünscht an Dramen, Singspielen und Lustspielen. Ausstattung und Dekorationen sind freilich gleich Null und die Phantasie der Zuschauer trägt die ganzen Kosten. Aber der Platz kostet auch nur 2—3 Centimes für die gewöhnlichen, 15—20 für die besseren. Und da die Länder sehr bevölkert sind, so gibt es kaum einen noch so abgelegenen Weiler, der nicht häufig von herumziehenden Schauspielertruppen besucht würde, so daß die Aermsten mehrere Male im Monat vor ihren Augen die großen Ereignisse ihrer Geschichte können wieder aufleben sehen oder auch in weniger ernsthaften, sogar ziemlich derben, manchmal aristophanischen Stücken willkommene Ablenkungen ihrer täglichen Arbeit finden.

Ich sagte eben, daß in China alle Professionen gleich geachtet sind. Doch besteht ein Stand, welcher alle andern beherrscht, das ist der der Gelehrten.*) Wenn vom Staat und seiner Rolle im öffentlichen Leben die Rede sein wird, werde ich von den Ehren und Vorrechten sprechen, die ihnen zugebilligt werden. Ich will hier nur ausführen, welchen Platz sie in der Meinung der Bevölkerung einnehmen. Nirgends in der Welt kann dieser Platz ein höherer und ehrenvollerer sein als in China. Nur eines ist ebenso verehrt wie Literatur und Wissenschaft: das Alter. Wenn ich mich manchmal von einer dichten und lästigen Menschenmenge umringt sah und

*) Anm. d. Übers. Er ist heute im Abendlande der letzte und verachtetste.

ich bemerkte einen Greis darunter, so ging ich auf ihn zu und führte ihn an den Ehrenplatz. Im Augenblick verstummte der Lärm und das Durcheinander hörte auf. Vollkommene Ruhe trat ein. In einer Minute hatte ich zwischen mir und der Menge das erste Band der Gemeinsamkeit geknüpft, dessen Fehlen für den Fremden meist die Ursache der Mißverständnisse und Fehlgriffe ist. Und dies Band war die Ehrfurcht vor dem Alter. Ich war nicht mehr ein Fremder, sondern ein Gastfreund. Gleicherweise verfuhr ich mit den Gelehrten. Wenn ich in eine Stadt kam, versäumte ich nie, mich nach den Hervorragendsten des Orts zu erkundigen. Ich besuchte sie und dies Zeichen der Hochachtung verwandelte sofort Gleichgültigkeit oder Mißtrauen, das zu befürchten war, in Freundschaft und Wohlwollen. Der Lehrer, welcher einem Kinde das Lesen gelehrt hat, behält seinem Schüler gegenüber das Recht des Tadels, selbst wenn dieser zu den höchsten Ehren und Würden aufgestiegen ist. Es kommt oft vor, daß, wenn sich eine Bevölkerung über einen Beamten zu beschweren hat, sie dessen alten Lehrer oft sehr weit herkommen läßt als Vermittler bei ihrem Präfekten, Gouverneur oder Vizekönig, welcher Vermittler von dem betreffenden Würdenträger immer mit großer Ehrfurcht angehört wird.

Wenn auch diese Klasse des Gelehrten die einzige ist, welche eines außergewöhnlichen Ansehens sich erfreut, so ist es auch leider die einzige, welcher das, was wir Entgleiste nennen, hervorbringt. Die Prüfungen oder vielmehr die Wettbewerbe sind sehr schwierig. Es gibt nur wenig Gelehrte, welche sie bestehen. Dazu ist die Zahl der Stellen, welche ihnen der Staat bieten kann, zu sehr beschränkt, sodaß diejenigen, welche nicht die Mittel haben, zu warten oder die Studien fortzusetzen, sich um einen andern Lebensunterhalt umsehen müssen. Die Einen werden Lehrer, Schreiber, Professoren etc. Die Andern widmen sich ohne Bedenken dem Handel, der Landwirtschaft und sie sind es denn auch, welche hauptsächlich mit beitragen, den intellektuellen Stand der Bevölkerung zu heben. Viele rechnen aber auch auf eine Gelegenheit, lauern auf ein Inungnadefallen, eine Entlassung und intriguieren schließlich wie alle Entgleisten und werden zu einer wahren Landplage. Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß das Ziel all dieser Studierten wie in anderen Ländern vornehmlich der Staatsdienst ist. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade der Fall. Man will zu einem öffentlichen Amt gelangen, weil dies die letzte und höchste Bestätigung und Weihe des Talents ist und weil es eine Ehre ist, welche ihren Glanz auf die Familie wirft. Eine größere Anzahl von Beamten, als man vermuten sollte, nehmen ihren Abschied schon nach zwei oder drei Jahren Dienst

und treten ins Privatleben zurück. Ich habe einen Präfekten gekannt, der im Alter von 34—35 Jahren seinen Abschied genommen hatte und Schullehrer geworden war. Der Fall ist nicht selten. Dann sind die Staatsämter in China nichts weniger als Sinekuren und der Kenner begreift, daß sie ermüden. Außer diesen freiwilligen und unfreiwilligen endgültigen Abschieden gibt es auch andere, welche durch den Tod des Vaters oder der Mutter des Beamten veranlaßt sind und zum mindesten drei Jahre dauern, solange als die Trauer für die Toten.

Der Leser kann sich nun eine erste Vorstellung machen über die allgemeinen Bedingungen, unter welchen sich die Arbeit in China unter sozialem und ökonomischem Gesichtspunkt befindet. Er sieht, daß es keinerlei Vorurteil, keinerlei Ungunst der Natur gibt, künstlich die Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage, wie die Nationalökonomen sagen, künstlich zu ändern oder mit andern Worten mehr oder weniger Arbeiter zu produzieren, als in den verschiedenen Gewerben notwendig sind. Er weiß, daß das Steuersystem und die Natur des Eigentums überall gleichmäßig die Rechte der Arbeit achten und daß endlich nichts, nicht einmal der Reiz der Vergnügungen der Großstädte den Bauern von dem Boden, auf dem er geboren, abwendig machen und in die Stadt ziehen können. Das Uebrige ergibt sich daraus von selbst.

Die Lehre, welche aus Erde und Menschheit eine Einheit macht, ist in jeder Familie wirklich geworden und für jedes Individuum. Das Eigentum am Boden, unverletzlich und heilig, gewährleistet von der Freiheit, ist für den Menschen der Behälter seiner Ersparnisse geworden. Der Mensch hat sich an den Boden gehängt, nachdem er ihn geschaffen hat und er hat sich von ihm nie weiter entfernt, als die Umwandlung seiner Erzeugnisse diese forderte. Darauf beschränkt sich die industrielle Arbeit. Der Erde die Reichtümer, die sie hervorgebracht, nicht zurückgeben und sie benutzen einen Stand der Dinge zu schaffen, der sich nicht auf den Boden gründet, sondern seine Daseinsbedingungen aus dem Ausland zieht, um an das Ausland zu verkaufen, das hieße nach der Meinung der Chinesen in die Luft bauen. Das wäre eine Ungerechtigkeit und eine Gefahr. Viele Leute werden lachen über eine solche Nationalökonomie. Sie hat aber jedenfalls das Ergebnis gezeitigt, daß sie aus dem Boden Chinas den reichsten und fruchtbarsten der ganzen Welt gemacht hat. Nimmt man an, daß das ganze Land nur Ernte trägt von Reis, Getreide, Mais, Sorgho, Hirse, so kann deren Wert nicht unter 1100—1200 Millionen Franken geschätzt werden und sie überschritte sicher 1900 Millionen, wenn man den Mehrwert der mit Maulbeerbäumen, Tee, Zuckerrohr, Orangenbäumen, Hanfpalmen, Oel-

bäumen, Wachs etc. hinzufügen würde. Das ist, wie man sieht, das dreifache des Wertes des französischen Bodens im Verhältnis und eineinhalb mal mehr für jeden Einwohner.

Wer will nun sagen, daß China und die Chinesen arm sind? Zu bemerken ist ferner, daß die Schätzung in französischem Gelde mangels eines anderen Vergleichsmittels aufgestellt ist und daher weit unter dem wahren Wert bleibt. Denn für einen Franken erhält man in China weit mehr nützliche Dinge als in Frankreich. Dann ist dieser Wert wahr, er stellt sehr genau die Menge der Ersparnis und die im Boden aufgespeicherte Kraft dar, die Summe der Einkünfte, die von jeher angewendet wurden und immer bereit sind zur Verfügung der künftigen Geschlechter, bereitgestellt von den vorangegangenen. Endlich ist es auch ein Reichtum, welchen weder Rost noch Würmer fressen, welchen weder die Diebe noch die Wirtschaftskrisen davonführen, noch die Konversionen und Zwangsanleihen bedrohen. Er nimmt unaufhörlich zu. Und die Chinesen haben keinen anderen. Ich weiß nicht, welcher Denker gesagt hat, daß die Tüchtigkeit eines Volkes sich bemißt nach dem Wert seines Grundbesitzes. Ist das richtig, so möge der Leser selbst den Schluß ziehen. Doch er fällt mir ins Wort und sagt: Verzeihung, Sie haben eben erklärt, daß man für einen Franken in China viel mehr nützliche Dinge erhält als in Frankreich. Also ist wohl das Geld dort viel seltener, also man spart...? — Die Ersparnis liegt im Boden. Das habe ich gesagt. Das umlaufende wie das Leihkapital ist in China wirklich seltener als in Frankreich und das kann nicht verwundern in einem Lande, in welchem es weder Rentner noch Spekulanten gibt und diejenigen, welche es besitzen, es direkt verwerten. Der Umlauf ist vielmehr derart lebhaft, Kapital ist so gesucht und so wenig angeboten, daß der Zinsfuß 30 % beträgt. Ich muß jedoch gleich hinzufügen, daß dieser Zins nicht länger als drei Jahre gezahlt wird und daß man nach Umlauf dieser drei Jahre nur mehr das Kapital selbst schuldet. Ich höre einen andern Einwand: Was ist's mit dem Kredit, den Sie so leicht darstellen? Ich bleibe bei meiner Behauptung und werde sie gleich beweisen. Zunächst komme ich auf die Arbeit zurück.

Man hat gesehen, daß die Industrie in China nicht existiert außer in Verbindung mit der Landwirtschaft, und daß sie deren Grenzen nicht überschritt. Da aber dort die Erde fruchtbarer ist als in irgendeinem Lande der Erde und oft vier und fünf Ernten trägt im Jahre, hat dort auch die Industrie eine außergewöhnliche Entwicklung genommen. Oft ist sie nicht getrennt von der Landwirtschaft. Der Bauer verarbeitet selbst sein Zuckerrohr, seinen Hanf, preßt sein Oel, spinnt oder teilt zum

wenigsten seine Seidenconcons und das wird umso leichter als seine Familie groß ist. Hat er zu wenig Erzeugnisse, was oft vorkommt, so vereinigt er sie mit denen seiner Nachbarn und man teilt dann den Ertrag. Er wartet dann für den Verkauf die günstige Gelegenheit ab. Weniger begüterte Bauern sind gelegentlich gezwungen, in natura zu verkaufen, um rascher zu Geld zu kommen. Für alle diese Verkäufe gibt es große Märkte, welche sich in einem Bezirk von zehn Meilen im Quadrat acht oder zehnmal im Monat wiederholen, bald da bald dort. Hieher kommen nur die Kaufleute und die Spezialfabrikanten zum Einkauf. Auch diese haben das Band nicht zerrissen, welches den Menschen mit dem Boden verbindet. Wenn sie in den Städten wohnen, so stammen sie doch aus den Dörfern, mit denen sie noch in Familiengemeinschaft stehen und wenn die Gemeinschaft sich aufgelöst hat, so haben sie sich doch ein Stück Land zurückbehalten oder sie haben sich eines gekauft, das sie früher oder später dann bewohnen und aus dem sie ein Vatergut machen, das der Traum eines jeden Chinesen ist. Die Kapitalien sind dort sehr geteilt und treten nur für Handelsoperationen und auf kurze Frist stärker zusammen.

Es gibt Häuser, welche mit einem Kapital von 10 000 000 bis 12 000 000 Franken arbeiten. Es sind fast immer Gesellschaften. Die mächtigste Dampfschiffgesellschaft des Landes ist gegenwärtig eine chinesische. Man schätzt ihr Kapital auf 25 bis 30 Millionen. Man spricht auch von einem Chinesen, welcher ein persönliches Vermögen von 100 Millionen Franken in Unternehmungen aller Art, landwirtschaftlichen, industriellen, kommerziellen besitzen soll. Er gilt als der chinesische Rotschild. Das sind jedoch Ausnahmefälle. Die Industrien, welche im allgemeinen den größten Kapitalbedarf haben, wie die Hüttenwerke und Eisengießereien arbeiten in der Regel mit Kapitalien von 50 000—100 000 Franken und meist ist das Kapital von zwei oder drei Gesellschaftern geliefert. Ich kenne in Se-Tschün eine Gießerei, welche mit einem Kapital von 50 000—60 000 Franken täglich 40 000—60 000 Kilogramm Guß erzeugt. Wenn der Guß 40 000 Kilogramm erreicht, so hißt man eine rote Fahne auf einem der Kamine. Bei 45 000 Kilogramm erhalten die Arbeiter eine Fleischzulage von zwei Unzen, bei 50 000 Kilogramm vier Unzen, und zwei Gläser Wein. Sie beschäftigt zur Fabrikation 12 Arbeiter, welche auf die erwähnten Vergünstigungen Anspruch haben und außerdem 300 Arbeiter, welche mit der Zubereitung und dem Transport der Erze beschäftigt sind. Zu diesen Einzelheiten noch eine letzte: Die Gießerei zahlt dem Staat eine jährliche Steuer von 300 bis 500 Franken nicht als Betriebskonzession, denn so etwas gibt es nicht, sondern für die Erze, denn die Minen sind

Eigentum des Staates. Das ist die Großindustrie. Die gewöhnliche Industrie verwendet fast nur die Handarbeit der Familienmitglieder und eins, zwei, drei, sechs oder acht Arbeiter mit ein oder zwei Lehrlingen. Die Arbeiter wohnen nicht bei den Familien, von welchen sie beschäftigt werden. Wenn sie vom Ort sind, kehren sie in ihr eigenes Heim zurück, wenn nicht, wohnen sie im Gasthaus. Sehr häufig endlich in gewissen Industrien assoziieren sich die Besitzer mit ihren besten Arbeitern und teilen mit ihnen den Gewinn. Eine Art der Arbeit, welche die Arbeitgeber sowohl wie die Arbeiter sehr lieben und die viel angewendet wird, ist die Stück- oder Akkordarbeit. Der Lohn hat jedoch nicht die gewöhnliche Form wie der chinesische Industrie- oder Landwirtschaftslohn. Das industrielle Eigentum hat sich etwas nach dem ländlichen gebildet und es gibt viel mehr auf eigene Rechnung arbeitende Individuen oder Gesellschafter in der Familie als entlohnte Arbeiter. Ich habe oben die üblichen Löhne angegeben. Ich muß nun dazu den Preis der gebräuchlichen Gegenstände anführen. Hier einige:

Ein Löffel Reis 3 Centimes. Man braucht drei oder vier Löffel zu einer Mahlzeit. Ochsenfleisch für das Pfund zu 604 Gramm 10—15 Centimes, Schweinefleisch 30, Fisch 10—15, ein Huhn 35—40, eine Ente 40, Tee 1 Centime, der Löffel Sorgho- oder Reiswein 10, Tabak 25—75, ein Nachtlager im Wirtshaus 4 Centimes. Ein Paar Schuhe in Samt 2 Fr. 50 Cts. oder 3 Franken, eine Filzmütze doppelt 50 Centimes bis 1 Franken, ein Winterkleid gefüttert, wattiert 7—10 Franken, ein Sommerrock 2 Franken bis 3 Franken 50 Centimes, eine Pelerine 7 Franken, Gamaschen 2 Franken 50 Centimes bis 3 Franken, ein Halskragen 50 Centimes bis 1 Franken, ein Doppelüberzieher aus Hammelfell 8—10 Franken, ein Strohhut 5—10 Centimes, Leinwandschuhe mit Strohsohlen 8—15 Centimes.

Die verschiedenen Gewerbe bilden die Gewerkschaften — Arbeitsgeber einerseits, Arbeiter andererseits —, innerhalb welcher alle Streitigkeiten durch Schiedsspruch geregelt werden und in welchen alle Beteiligten auf Grund der Beiträge versichert sind im Falle des Bedarfs, Beihilfe zu erhalten. Es gibt eine große Anzahl, welche mehrere Gewerbe verstehen und sich in ebensoviele Gewerkschaften aufnehmen lassen. Unfälle, welche zu Unterstützung Anlaß geben, sind viel weniger zahlreich als bei uns, was viele Gründe hat. Die Häuser haben sehr selten mehr als ein Stockwerk, Dampfmaschinen werden nicht angewendet und die Bergwerke nicht tief ausgebeutet. Ferner arbeitet der Chinese langsam. Er nimmt sich Zeit und vermeidet damit viele Ursachen, welche ihn zum Feiern zwingen könnten.

Jede Gewerkschaft hat einen Schutzpatron wie bei uns und die Pagode, in welcher sein Standbild steht, ist das Ziel häufiger Zusammenkünfte und Wallfahrten, welche an solchen Tagen alle zum Feste vereinen. Hier wird der Lehrling zum Gesellen, der Geselle zum Meister befördert. Hier werden auch ihre Meisterstücke ausgestellt zur Bewunderung des Publikums auf mehr oder minder lange Zeit. Ich bemerke noch, daß die Lehrzeit drei Jahre beträgt. Man sieht, daß hier viel Aehnlichkeit, wenn nicht völlige Gleichheit besteht mit unseren alten Einrichtungen. Eine besonders erinnert in ihren äußeren Erscheinungen vollkommen an unsere Fischer und Seeleute. In Se-Tschün und in Tsche-Kiang haben sie eine Patronin gewählt. Diese Patronin ist ein junges Mädchen, welches vor sechs oder sieben Jahrhunderten träumte, daß ihr Vater und ihre Brüder beim Fischfang auf hohem Meere infolge eines Sturmes in schwerer Gefahr schwebten. Von ihrer Mutter, die sie im Traume reden hörte, aufgeweckt, erzählt sie dieser den Traum noch ganz erschreckt. Beide rufen die Nachbarn und bewegen sie zur Hilfe. Sie finden die Fischer wirklich in großer Gefahr, doch gelingt es ihnen, sie zu retten. Die Kapelle von Notre Dame de la Garde ist nicht reicher geschmückt mit Votivtafeln wie die Pagode, welche das Bild des jungen Mädchens enthält.

Die Frauen arbeiten wenig außerhalb der Familie, es müßte denn sein, daß sie notgedrungen als Dienerinnen in den Familien Beschäftigung finden. Sie werden dort vollkommen wie Verwandte behandelt. In Shang-Hai jedoch besucht eine ziemlich große Anzahl die Seidenspinnereien, welche Europäer dort seit zwanzig Jahren eingerichtet haben, aber sie sind nicht gut angesehen von der übrigen Bevölkerung. Was die Feldarbeit betrifft, so kenne ich nur drei oder vier Provinzen, wo sie als Lohnarbeiterinnen dienen und dann bilden sie kleine Trupps zu je zwei oder drei und getrennt von den Männern. Man hat in Europa viel von der Verstümmelung der Frauenfüße geredet und viele wollen darin durchaus ein Zeichen der Sklavenstellung der Frau in China erblicken. Ich habe oft Chinesen darüber befragt, doch niemals eine ernsthafte Erklärung erhalten. Einige antworteten mir mit Witzen zweifelhaften Geschmacks, die andern wußten davon nicht mehr, als wir auch wissen über die Kopfmißbildung an den Schädeln der Einwohner von Toulouse oder der Büstenentstellung der europäischen Frauen, welche sich des Korsetts bedienen. Man sagt, daß die Mode vor sieben oder acht Jahrhunderten aufkam durch eine Kaiserin, welche einen Klumpfuß hatte. Es gibt sehr wenige Frauen auf dem Lande, welche die Mode mitmachen und sie ist verboten für alle Frauen, welche aus irgend einem Grunde

bei der Kaiserin Zutritt haben wollen. Aber wie anderwärts ist es auch in China schwerer, eine Mode, sie sei so schlecht als sie wolle, auszurotten, als eine andere durchzusetzen, die den Forderungen der Hygiene, des guten Geschmacks hundertmal mehr entspricht.

Es ist ziemlich leicht in China, vom Meister zum Patron zu werden, dank der hervorragenden Gewohnheiten des Ordnungssinns, der Sparsamkeit und des Kredits. Doch muß ich einige Worte über die Einrichtungen vorausschicken, welche diese Gewohnheiten begünstigen.

Man weiß vielleicht, daß es in China kein anderes öffentliches Zeichen für den Wert der Dinge gibt, als eine kleine runde Kupfermünze mit einem Loch in der Mitte, welche die Europäer Sapeke nennen. Sie wiegt nahezu 7 Gramm, 1000 dieser Sapeken aufgereiht bilden ein Band und sind ungefähr fünf Franken. Ein Tael bezeichnet ein Silbergewicht von einer chinesischen Unze oder 37 Gramm Silber und wenn man das Gewicht eingestellt hat, muß man noch den Wert feststellen.

Man behauptet, daß die Sapeke gegen das Jahr 2600 vor Christus erfunden wurde. Sie ist, wie man sieht, eine ziemlich schwere Münze und unbequem. Aber sie war der Anfang des Geldes. Bis in das gleiche Zeitalter verlegt man die Entstehung des Bankwesens zurück. Man kann sich denken, daß das unbequeme Gewicht der Münzen auf ein Mittel zur Abhilfe sinnen ließ, den Transport zu vermeiden. Auch läßt sich vorstellen, daß die geringe Solidität der chinesischen Häuser die Brandgefahr infolge der reichlichen Anwendung des Holzes als Baumaterial die Bürger seit langem veranlassen mußte, ihre Ersparnisse besonderen Bauten anzuvertrauen unter der Aufsicht eines Rechnungsführers, welcher alle ihm zukommenden Einlagen verzeichnet und Rückzahlungen auf Verlangen der Einleger macht. Damit war die Bank erfunden.

Die heutigen Banken unterscheiden sich nicht wesentlich von jenen anfänglichen. Es sind hauptsächlich Depot- und Wechselbanken. Wenn ihre Geschäftszweige wenig Entwicklung erfahren haben, so sind sie anderseits sehr volkstümlich geworden, derart, daß es kaum einen Kaufmann, Pächter, ja einfachen ordentlichen Arbeiter gibt, der nicht ein offenes Konto bei irgendeinem Bankhaus hätte. Hier werden die Zahlungen vermittelst des Bankiers gemacht, der ebenso bereit ist, dem Geschäftsmann mit Umsätzen von 500 000—600 000 Franken zu dienen, wie dem kleinen Handwerker, der seinen Wochen- oder Tageslohn einzahlt. Da im Depotwesen der Hauptteil des Geschäfts der Banken besteht, fördern sie es auf alle Weise. Sie gewähren nicht nur Zins auf täglich rückzahlbare Einlagen. Sie kommen ihren Kunden weit entgegen, in Fällen diese Vor-

schüsse benötigen. In der Tat kann ein Kunde gelegentlich seine Einlage um das Doppelte überziehen zum Tageszins, indem er einfach eine persönliche Garantie gibt, ein Billett mit seinem Siegel oder seiner Unterschrift. Außerdem kann jeder Einleger seine Einlage jederzeit ohne Kündigung abheben und ohne daß sein Geld bis zum Augenblick der Abhebung aufhörte, sich zu verzinsen. Bei Geschäften mit Personen, die er weniger kennt oder mit anderen, die in einer andern Provinz wohnen, hat der Einleger das Recht, die Garantie seines Bankiers zu verlangen. All diese Vergünstigungen müssen natürlich bezahlt werden, aber sie ermöglichen auch Geschäfte, die sonst ausgeschlossen wären. Auch ein weniger sorgsamer Arbeiter sieht sich so im Alter von 22 Jahren im Besitz eines Kapitals von 300—400 Franken, zum wenigsten einschließlich der Zinsen und kann von seinem Bankier verlangen, ihm die gleiche Summe vorzuschießen. Nun kann man in China mit einem Kapital von 700—800 Franken schon allerlei anfangen. Wenn er irgendein Stückchen Land hat, kann er eine Hypothek aufnehmen auf die einfachste Weise. Er übergibt dem Geldgeber seinen Besitztitel, auf dessen Rückseite er die empfangene Summe bestätigt und alles ist abgemacht. Es gibt auch Leihhäuser, welche ihm auf Pfand leihen gegen einen mäßigen Zins von 7—8 % und obwohl diese Anstalten reine Privatunternehmungen ohne irgendwelche Kontrolle sind, so kann er sich vollkommen auf sie verlassen. Auch Schiffswarenbelehnungen in den Docks finden statt, wenn auch nur in gewissen Provinzen und für den Großhandel. Nun nehmen wir aber an, der junge Mann besäße gar nichts als seinen Mut und einen Freund. Er geht zu diesem und sagt ihm das Nötige. Dieser geht zu einem dritten, dieser zu einem vierten und so weiter, bis zehn zusammen sind. Der junge Mann, welcher der elfte ist, lädt die übrigen zu sich zu einer Tasse Tee, setzt ihnen seine Pläne und Zukunftsabsichten auseinander und wenn sie gebilligt werden, werden die elf Freunde elf Gesellschafter. Doch hat die Gesellschaft durchaus nicht den Zweck, die Pläne gemeinsam auszuführen. Nein, so zahlreich im allgemeinen die kleinen Gesellschaften zu zwei bis acht und zehn Teilnehmern sind, so selten sind die großen auf Aktien. Die Chinesen lieben diese nicht. Man verliert dabei, sagen sie, den Unternehmungsgeist, das Verantwortlichkeitsgefühl, die Unabhängigkeit und den Gewinn. In unserem Falle des jungen Mannes kommt es aber gerade darauf an, dem Anfänger diese Dinge zu lassen. Man will ganz einfach ihm das nötige Kapital zur Verfügung stellen, das er seinerzeit in Jahreszahlungen zurückgibt. Da dies Motiv aber zu uneigennützig ist, um Leute zum Beistand zu veranlassen, welchen der junge Mann nicht gut bekannt ist, so

haben die Chinesen eine Anzahl von Kombinationen erfunden, welche jedem der Gesellschafter nicht nur sein Kapital und seine Zinsen garantieren, sondern auch den Genuß auf eine mehr oder minder lange Zeit einer gleich großen Summe wie die, welche sie einlegen. Alle müssen sich dabei verpflichten, ihre Einlage zu belassen, die ganze Zeit, welche nötig ist, daß ein jeder diese Summe genießen und zurückzahlen kann. Dieser Aufschub der Rückzahlung dauert meist soviele Jahre als Gesellschafter vorhanden sind. Dann werden zehn Nummern ausgelost, welche für jeden angeben, zu welchem Zeitpunkt er in den Besitz seines Anteils an der gemeinsamen Masse kommt. Bald wird bestimmt, daß diese Masse unverändert bleibt, bald daß sie um die Zinsen zunimmt. Bald wird auch bestimmt, daß der Ausgeloste des Jahres aus der Gesellschaft ausscheidet, bald daß er in der Gesellschaft verbleibt. Endlich kann das Ausscheiden mit den ersten oder letzten Gesellschaftern beginnen. In jedem der Fälle ist natürlich der von jedem Teilhaber zu zeichnende Teil des Kapitals verschieden und hängt von dem Zeitpunkt seines Eintritts in die Beteiligung am Gewinn ab.

Alle diese Gesellschaften gründen sich auf den guten Glauben und die Ehrenhaftigkeit. Wer es daran fehlen ließe, könnte niemals mehr an einer andern teilnehmen. Fälle derart sind außerordentlich selten. Wenn ein Gesellschafter in dem Augenblick, da er austreten sollte, sich in Bedrängnis befindet, erhält er leicht von dem seiner Mitgesellschafter, den es das laufende Jahr trifft, zurückzutreten mit seinem Anteil, daß er ihm sein Recht abtritt, wenn er ihn einige Tage vorher verständigt.

Das ist in wenigen Worten die in China häufigste Form der Gesellschaftsbildung. Man kann sogar sagen, daß es kein Individuum gibt, das nicht an irgendeiner solchen Gesellschaft beteiligt wäre. Denn es gibt kaum einen Zweck, der nicht auf diese Art angestrebt werden könnte und wird von dem Studenten, der Hilfe braucht, um seine literarischen Grade zu erwerben, von dem Bauern, der einen Pacht übernehmen oder einen Büffel kaufen will, bis zu der Hausfrau, die auf die Ausstattung einer Tochter bedacht ist und selbst bis zu dem Straßenjungen, welcher von den Passanten einige Centimes erhalten hat.

Endlich hat der Unglückliche, welcher nicht einmal diese moralische Garantie seinem Freunde zu bieten hat, die einzige Bedingung dieser kleinen Gesellschaften, noch eine letzte Ausflucht. Er wandert aus nach Amerika, Australien, gleichgültig wohin, nimmt Reis und getrockneten Fisch mit, welche er von dem Vorschuß der Gesellschaft, die ihn verpflichtet, einkauft und da hat er bald von dem Lohn von 2—3 Franken soviel erspart, daß er in die Heimat zurückkehren und ein kleines

Handwerk, einen kleinen Handel anfangen kann. Man braucht so wenig dazu. Das Leben ist so leicht in China. 500 Franken in den Händen eines Chinesen sind soviel als 4000—5000 in denen eines Europäers. Man bedenke die Einfachheit der angewandten Mittel, der Geräte, der Werkzeuge. Das macht sie so furchtbar für die Amerikaner und damit wird er alle Europäer schlagen an dem Tage, da er ihnen die Konkurrenz seiner Handarbeit fühlen lassen wird. Er ist zu nüchtern, sagt man. Gewiß, aber er ist es, weil er ein Land kennt, das er nie vergißt, wo die Erde fruchtbarer, wo die Steuern weniger drückend, das Leben süßer als in der Fremde sind, wo ihn ein hartes Geschick gezwungen, vorübergehend ein Obdach zu suchen. Nein, es ist wirklich nicht zu verwundern, daß der Chinese in der Fremde nie heimisch wird.

In der Landwirtschaft sind die allgemeinen Lebensbedingungen besonders günstig in China für den jungen Bauern. Was braucht er Kredit? Der Landbesitzer weiß sehr genau, daß der, dem er sein Land anvertraut, es nicht verderben wird. Höchstens daß er die Vorausbezahlung des Pachts verlangen kann. Aber mit 25 Franken erhält der junge Bauer Land genug in Pacht, daß er damit anfangen kann. Und man weiß, welch ein Schatz der chinesische Boden ist. Werkzeug? Ein Spaten genügt. Dünger? Die Erde nährt sich von dem, was er ihr täglich zurückgibt. Davon leben vor der Ernte? Sie folgen einander Monat für Monat. Wenn es hagelt? Wenn es hagelt, hat er nicht schon in irgendeinem Winkel vorausgesät und andere Pflanzen, welche sogleich die Stelle der verhagelten vertreten können? Ein verlorenes Monat höchstens sechs Wochen, das ist alles. Welch ein Unterschied zwischen der chinesischen Landwirtschaft und der unsern. Welch ein Irrtum zu glauben, daß man Kultur durch Schläue, Gerechtigkeit durch Gewalttat und den Dünger durch Unverstand ersetzen kann. Die landwirtschaftlichen Geräte in China sind viel weniger stark, gewichtig, brutal als die unsern. Ihr Pflug besteht ganz aus Holz, die Egge ist aus Holz abgesehen von einigen ganz kleinen eisernen Spitzen, wenn es sich um steinigen Boden handelt. Die Pflugspitze ist sogar oft aus Holz. Ihre Anlagen, Arbeitsmittel, Verfahren sind weniger gelehrt und ausgeklügelt als die unsern. Sie sind in allem anspruchslos. Sie vergewaltigen die Erde nicht wie wir, verletzen sie nicht, mißhandeln sie nicht, zwingen ihr keine Vorschriften, keine gelehrte Behandlung auf. Sie bitten sie vielmehr, ersuchen sie. Sie verlangen nichts von ihr, was sie ihr nicht sogleich wieder zurückgäben. Nicht ein Reiskorn, ohne daß sie ihr wiedergeben, womit sie ihre Kraft wiedergewinnt. Ich sagte, daß es in ihrer Landwirtschaft keinen Augenblick gibt, in dem sie nicht ein

Gottesdienst wäre, man könnte fast sagen, eine Liebkosung. Und solch zarter Sorge ergibt sich die Erde, sie gibt sich ganz hin, durch ihre Milde, ihre Ausdauer, ihre Gerechtigkeit erhalten sie von ihr alles, was sie wollen und mehr als wir. Das ist die chinesische Landwirtschaft. Man kann nicht sagen, daß keine Wissenschaft dabei wäre und doch ist es keine Wissenschaft. Ein altes Wort ist vielleicht das Richtige: Es ist Weisheit. Die erwirbt man nicht, wie eine Wissenschaft, sie wächst und langsam. Wer nicht im Grunde klug, vorsichtig, arbeitsam, gut, gerecht ist, bleibe weg. Das lernt man nicht, das sammelt sich in den Jahrhunderten. Wer keinen Herd hat oder daran nicht Frieden, Sicherheit, Ordnung und Ehre ansiedeln kann, wird niemals ein guter Landwirt. Wer keine Ueberlieferung hat, nicht in ferner Zukunft sehen, die Menschengeschlechter sieht, denen er seinen Namen, die Frucht seiner Mühen hinterlassen kann, wird sich trotz Maschinen und Theorien niemals über die Höhe des einfachsten chinesischen Bauern erheben.

Das ist, ich wiederhole es, die chinesische Landwirtschaft. Das ist ihr Geheimnis in zwei Worten: Arbeit und Gerechtigkeit. Es ist in dem Herzen eines jeden Chinesen. Was braucht er mehr? Werkzeuge hat er wenig, man bemerkt sie kaum. Was man aber nicht sieht, und was ich aller Welt zeigen möchte, das ist der Feuereifer dieser Millionen Landarbeiter, die keine Arbeit abstößt und wäre es die widerlichste, wie sie am Abend, wenn die Natur selbst ihr Tagwerk vollendet zu haben scheint, vor den Häusern ihrer Dörfer am Webstuhl stehen, eine Lampe sich anzünden, den Stunden des Tages noch einige der Nacht hinzufügen oder eine Laterne auf dem Kopf ins Feld zurückkehren, die Arbeit des Tages fortzusetzen. Was man aber vor allem sehen müßte, das ist die Sorgfalt, mit der er seine Kulturen umgibt. In der Tat, eine Mutter betreut nicht mehr die Bedürfnisse des Kindes, befriedigt sie nicht mit mehr Eifer. Das leichteste Zeichen, die geringste Bläße, sind Warnungen, die sie, die er versteht. Wenn man ihn fröhlich den widrigen Dung, der aber die Gesundheit seiner Ernte bedeutet, hintragen sieht, so fühlt man wohl, daß sein Herz noch mehr beschäftigt ist, als sein Arm und daß das Gefühl, das ihn belebt, kein Ekel beeinträchtigen kann. Was man überall bewundern muß, das sind die stufenweise von der Ebene auf die Gipfel der Berge angelegten Kulturen, die so nett, so reichlich, so sorgfältig angelegt sind, daß feinste eingelegte Arbeit, die zarteste Bronce keine vollkommeneren und vollendeteren Werke sind.

Von der Erde und den Pflanzen erstreckt sich die Gerechtigkeit auf die Tiere. Die Maultiere und Büffel, für uns so

schwierig, sind sanft in seiner Hand und hören auf seine Stimme. Selbst die wilden Tiere fliehen nicht den Chinesen und alle Europäer, welche China bereist haben, wissen, daß in den einigermaßen entfernten Bezirken, wo sie nicht gewöhnlich auf die Jagd gehen, man die Fasanen und Hasen mit dem Stock wegschlagen kann. Aber die Chinesen töten sie nicht.

„Alle Tiere sind mit dem Menschen", sagt die „Bible" Michelets. Der Adler und der Sperber grüßen ihn mit ihrem ersten Schrei am Morgen, der Hund folgt ihm und begleitet ihn, das Pferd wiehert freudig, der mächtige Stier zieht mit Lust den Pflug und schnaubt in die Luft, die Erde raucht und lebendiger Atem verkündet Fruchtbarkeit. Alles ist im Einklang. Alle wissen, daß der Mensch gerecht ist und für sie arbeitet."

Das ist das Schauspiel, das in Wirklichkeit im Innern des Landes die chinesische Kultur darbietet. So haben sie nach einem Ausdruck, den der Leser nicht vergessen haben wird, „die Erde zu vergeistigen" verstanden, so haben sie den Gottesdienst verstanden.

Dritter Teil.

Der Staat.

I.

Nach Ansicht der Chinesen ist der politische Körper, welchen man Staat nennt, wesentlich begründet auf die innige Einheit zwischen Boden und Bewohner, die beide frei sind. Und kein Staat kann als demokratisch gelten außer in dem Maße, diese Vereinigung für jeden Einwohner verwirklicht ist. Erst dann ist jedes Individuum wirklich ein Bürger, eine politische Persönlichkeit, ein Teil des Herrschers. Das bewegliche Eigentum und selbst bis zu einem gewissen Grade das industrielle Eigentum können infolge ihrer Unsicherheit nicht als gleichwertig mit dem Bodenbesitz betrachtet werden und daher auch nicht zur Bildung der politischen Persönlichkeit dienen. Zu ihrem Staat sind die Chinesen seit vierzehn oder fünfzehn Jahrhunderten gekommen, nachdem sie abwechselnd den Despotismus, während dessen der Grundbesitz, Grund und Fläche — Tienne-mienne und Tienne-ti — Grund und Nutznießung kollektiv in den Händen des Staatsoberhaupts, dann den oligarchischen Staat, wo der Grundbesitz unter eine Anzahl Fürsten verteilt war, durchgemacht hatten. Man weiß nun, daß entsprechend den philosophischen Grundsätzen ihrer Religion das Land im Grunde Kollektiveigentum des Volkes, aber mit dem Individuum durch das Recht der Nutznießung, welches die Arbeit verleiht, verbunden, dermaßen geteilt ist, daß faktisch niemand vom Grundbesitz ausgeschlossen ist. Gewiß üben nicht alle die politischen Rechte aus. Aber diese Beschränkung trifft nur die, welche lieber in der Familiengemeinschaft bleiben und die Ausübung jener Rechte denen übertragen, welche die Familie vertreten.

Jedes Familienmitglied, welches seine Mündigkeit erreicht hat, sei es durch sein Alter, sei es durch Heirat, kann jene Rechte unmittelbar ausüben, indem es die Auflösung der

Familiengemeinschaft verlangt und sich selbständig macht. Was die anlangt, welche in der Gemeinschaft bleiben, so ist deren Rollen weit weniger geschmälert, als man glauben könnte. Gewiß wählen sie nicht ihren politischen Vertreter, da dieser natürlich durch seinen Rang, seine Aufgaben und seine Lasten in der Familie bestimmt ist. Aber man weiß, daß alle Angelegenheiten, welche die Familie betreffen, gemeinsam von allen geprüft werden, die Teil haben an der Familie, Männer und Frauen. Das gleiche ist der Fall für jene Fragen, welche der Vertreter der Gruppe vor einem anderen Forum zu vertreten hat. Man kann demnach alle Mitglieder einer Familie als Wähler der ersten Stufe betrachten. Es wäre daher natürlicher, zu sagen, daß in China die politische Einheit die Familie ist, die durch ihren natürlichen Vertreter handelt. Es kann sein, daß dieser Vertreter eine Frau ist. Dieser Vertreter oder besser noch, dieser algebraische Koeffizient der Gruppe Familie ist der wirkliche Bürger, was genau dem chinesischen Begriff entspricht. Erinnert man sich an die Organisation der Familie, so sieht man, daß in der Tat die Einheit zwischen Menschen und Grund und Boden nirgends vollkommener, fester und allgemeiner ist, daß sie nirgends dem Bürger eine wirklichere Unabhängigkeit und eine größere Freiheit verbürgt. Etwas anderes ist noch in dem Element der chinesischen Politik, wie es eben definiert wurde, zu beachten, daß es nämlich nicht eine leere, einfache, abstrakte Einheit ist, sondern ein lebendiges Wesen, versehen mit allen Organen, religiösen, richterlichen und bürgerlichen, mit einem Wort imstande, sich überall wieder zu erzeugen und staatsbildend zu wirken. „Eine Familie", sagen die Chinesen, „muß ein kleiner Staat sein." Es ist unmöglich, die Autonomie weiterzutreiben. Sie sind derart daran gewöhnt, daß sie im Ausland, wo sie als Auswanderer keine Blutsbeziehungen untereinander haben, nichts Eiligeres zu tun haben, als eine künstliche Familie zu bilden. Bruderschaft sagen sie, deren gewählter Rat alle Funktionen der natürlichen Familie erfüllt und von ihnen das Gelübde der Unterordnung erhält. Die chinesischen Gesetze und Sitten, von welchen sich ein solcher Rat leiten läßt, sind jedoch weit strenger als die von Europa oder Amerika, wo sich die meisten chinesischen Auswanderer befinden und nichts wäre ihnen leichter, als sich jener Strenge zu entziehen. Aber sie ziehen es vor, sich ihnen zu unterwerfen, statt sich den zudringlichen, demütigenden und meist ungeschickten Zugriffen der fremden Justiz zu unterwerfen. Damit und infolge ihres tiefen und lebhaften Freiheitshangs und ihrer Anhänglichkeit an die heimischen Einrichtungen ziehen sie sich natürlich das ernsthafte Mißfallen der Regierung selbst so liberaler wie die der Vereinigten

Staaten von Nordamerika zu und den Vorwurf, einen Staat im Staate bilden zu wollen.

In China besteht eine solche Furcht nicht nur nicht, sondern die Freiheit des Bürgers, wie sie eben umschrieben wurde, erscheint allgemein als die Bedingung selbst für das Dasein des Staates. Man darf Staat und Regierung nicht verwechseln. Die Fehler und Schwächen der letzteren dürfen die Freiheit und Unverletzlichkeit des ersteren nicht gefährden. Was wäre eine Nation, welche zum Untergang verdammt wäre, wenn eines ihrer Elemente angegriffen wurde? Frankreich und England haben wohl im Jahre 1860 diese chinesische Regierung besiegen und ihr einen Vertrag aufzwingen können, aber sie haben ihn nicht der chinesischen Nation aufzwingen können. Man hat ihn in den Provinzen nicht einmal veröffentlicht. Jedesmal, wenn man einen Artikel, der zu sehr dem Volksempfinden widerspricht, anwenden soll, widerspricht die Nation und fordert ihr Recht zurück durch Demonstrationen, wie die von Canton, Tientsin etc. Dann ist nicht nur das Leben der Europäer in Gefahr, sondern auch das der chinesischen Beamten und ihrer Regierung.

Die Versammlungen der Bürger sind in China vollkommen frei. Sie finden statt, so oft sie es für gut finden, ohne Regierungsaufsicht und Genehmigung. Aus ihren Teilnehmern werden die Verwaltungsräte des Wahlkörpers — Gemeinde, Bezirk, Kreis, Provinz — gewählt. Das Mandat der Räte, deren Präsident ungefähr das ist, was in unseren Gemeinden der Bürgermeister, läuft auf drei Jahre und ist wiederholbar. Aber währenddessen ganzer Dauer begeben sich die Bürger keineswegs ihrer Rechte. Sie vereinigen sich weiter, so oft sie wollen und kontrollieren unausgesetzt ihre Beauftragten, welche in jedem Augenblick abberufen werden können. Die Mandate sind Ehrenstellen. Es gibt keine ständige Abordnung von der Gemeinde zum Bezirk, vom Bezirk zum Kreis, vom Kreis zur Provinz. Die Beziehungen zwischen den Räten dieser Unterabteilungen sind frei und direkt. Wenn eine Angelegenheit von einer an die andere dieser Organisationen gebracht werden soll, erhalten zwei oder drei ihrer Kollegen den Auftrag, sie den Räten und Beamten, welche zuständig sind, vorzutragen und zu vertreten. Im letzteren Falle, d. h. wenn die Sache dem Urteil eines Staatsbeamten untersteht, bleibt der Verkehr direkt, aber die Abgeordneten erhalten von den Räten, die in dem Bezirk gewählt sind, wo der Beamte seinen Sitz hat, jede mögliche Unterstützung. Die Bürgervertretung endet in der Provinz. Es gibt keinen Wahlkörper bei dem Regierungssitz in Peking, noch besondere gesetzgebende Wahlkörperschaften, wie

eine Pairskammer, eine Kammer der Lords oder einen Senat. Man wird gleich sehen, wie diese politischen Körper ersetzt sind.*)

Die Zuständigkeiten der Räte sind verschiedener Art. Sie verteilen die Steuern. Sie heben sie ein und geben sie an den Staat weiter. Sie prüfen die Notwendigkeiten öffentlicher Arbeiten in ihrer Gegend, verteilen unter die Einwohner die Kosten, die dadurch entstehen, veranlassen die reicheren zu besonderen freiwilligen Beiträgen. Sie schlagen Arbeiten vor, deren Ausführung das Interesse mehrerer Gemeinden berührt, setzen sich in Verbindung mit den Räten dieser Gemeinden, um die Einheit der Durchführung der Arbeiten zu sichern oder sie übertragen sie dem Spezialbeamten des Distrikts, wenn das Eingreifen des Staates erforderlich ist. Sie überwachen den Wasserdienst, schlichten Uferstreitigkeiten oder rufen Schiedsgerichte zwischen den Gemeinden oder das Urteil des Staates an in wichtigen Streitfragen. Sie haben die Aufsicht über die öffentlichen Wohltätigkeitseinrichtungen. Ferner werden sie häufig als Schiedsrichter angerufen in Zwistigkeiten, welche nicht im Schoße der Gewerkschaften zum Austrag gebracht werden können.

In den Grenzprovinzen, die den Einfällen noch nicht unterworfener Stämme ausgesetzt sind, haben die Räte auch die Organisation und Aushebung einer richtigen Volkswehr, welche von den Reichen und ohne irgendwelche Einmischung der Mandarinen mit Führern versorgt wird, zu besorgen. Dabei ist zu bemerken, daß diese Bürgersoldaten, die ihren Mut aus der Liebe zum eigenen Herd schöpfen, viel tapferer sind und sich viel besser schlagen als die kaiserlichen Truppen.

In den Verwaltungsmittelpunkten, wo sich ein Beamter des Staates — Unterpräfekt, Präfekt, Gouverneur oder Vizekönig — befindet, stehen die Räte diesem Beamten zur Seite und bilden, von ihrer gewöhnlichen Aufgabe abgesehen, eine Beratungsstelle, welche die Beziehungen zu den Bürgern mildert und erleichtert, die aus der Anregung der Regierung kommenden Maßregeln prüft, davon abrät oder annimmt, die gut befundenen empfiehlt, die Handlungen des Beamten kontrolliert und die Streitigkeiten zwischen den Gemeinden studiert.

Das ist im wesentlichen und in ihren Mitteln die Verfassung der chinesischen Volkssouveränität. Was die Verwaltungsbezirke anlangt, so zählt China 12 Provinzen, 182 Kreise, 344 Distrikte, 1293 Bezirke und eine unbestimmte Menge von

*) Anm. d. Übers. Was das, was heute chinesisches Parlament genannt wird, wesentlich ist und welche Funktion es im Leben der Nation erfüllt, schwebt für abendländische Beurteilung in tiefem Dunkel und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ein Vergleich mit den gleichnamigen Einrichtungen Europas nicht zulässig.

Gemeinden. Es sind im Mittel ungefähr 20 Millionen auf die Provinz, 800 000 auf den Kreis, 900 000 auf den Distrikt und 430 000 auf den Bezirk in runden Zahlen auf eine Bevölkerung von 537 Millionen Einwohnern. Der Bezirk ist das kleinste Verwaltungsgebiet, in welchem der Staat durch einen Regierungsbeamten vertreten ist. Bis dahin gibt es nur Bürgermeister, Yang-Yo, welche die Europäer häufig und mit Unrecht für Mandarinen halten. In dem Bezirk heißt dieser Beamte Tsche-hieng, im Kreis Tsche-tschu, im Distrikt Tsche-fu, in der Provinz Tsong-tu. Man könnte diese Beamten mit unseren Unterpräfekten, Präfekten, Gouverneuren oder Vizekönigen vergleichen. Manchmal sind mehrere Kreise zu einem Distrikt vereinigt und dann stellt die Regierung einen Tao-tai an die Spitze als Generalgouverneur, der alle Präfekten seines Amtsgebiets unter sich hat.

Manchmal werden auch zwei Provinzen unter einen einzigen Vizekönig gestellt. So gibt es nur 11 Vizekönige für die 18 Provinzen und es gibt Vizekönigreiche mit 70 und 80 Millionen Einwohnern. Alle diese Beamten sind zugleich Verwaltungs- und Richterbeamte. Von ihrem zweifachen Urteil kann man immer zu einer höheren Stelle Berufung einlegen bis hinauf zu dem der Regierung und des Kaisers. Jeder Vizekönig hat einen Stellvertreter zur Seite, Fu-Yün genannt, einen auf die Provinz. Es gibt daher 18 Vizekönigvertreter bei nur 11 Vizekönigen. Alle übrigen Beamten sind doppelt vorhanden, je nach der Bedeutung ihres Bezirks mit zwei, drei oder vier Räten (Tso-öl), die sie in allen Fällen zu vertreten imstande sind. Außer diesen Beamten gibt es in jeder Provinz einen allgemeinen Steuereinnehmer, Pu-tschen-se, einen Kriminaloberrichter, Gan-tscha-se, einen Oberingenieur der öffentlichen Arbeiten, Jen-scheu, und drei oder vier Straßen- und Brückeningenieure, Jen-siun-Tao. Alle diese Beamten stehen unter der Zentralregierung.

II.

Die Staatsregierung wird gebildet von sechs Ministerien, dem Ly-pu dem Ministerium der Zivilbeamten oder des Personals, dem Hu-Pu oder Finanzministerium, einem zweiten Ly-Pu, das aber chinesisch anders geschrieben wird als das erste gleichen Klanges oder Kultusministerium, das man gewissermaßen mit unserm Ministerium des Innern vergleichen könnte. Diesem unterstehen auch die auswärtigen Angelegenheiten, mit welchen besonders das Tsung-ly-ya-men betraut ist. Das Ping-Pu oder Kriegsministerium, welches allein alle seine Beamten und Offiziere ernennt, das Hing-Pu oder Justizministerium und das Kong-Pu oder Ministerium der öffent-

lichen Arbeiten. Jedes derselben enthält einen Beirat, dessen Mitglieder einem großen Rat, dem Luy-Ko, ähnlich unserem Staatsrat entnommen werden, der ebensoviele Dienstabteilungen enthält als Geschäftszweige seiner Zuständigkeit unterliegen. Die Minister vereinigen sich unter dem Vorsitz des einen oder andern oder unter dem des Kaisers, je nach der Wichtigkeit des Falles. Der Kaiser selbst hat einen Kabinetsrat Kiun-ki-tschu. Es gibt auch ein kaiserliches Hausministerium, aber dessen Vorstand gehört nicht zur Regierung und hat keinen Zutritt zum Ministerrat.

Alle diese Beamten sind verantwortlich vom Präfekten bis zum Kaiser und diese Verantwortlichkeit umfaßt nicht nur deren amtliche Handlungen, sie erstreckt sich auch auf die bürgerlichen und bis auf die Vorgänge natürlicher Ordnung, welche Ordnung und Frieden stören könnten. Wenn so eine Mordtat in einer Unterpräfektur vorkommt, so wird nicht nur der Bürgermeister der Gemeinde, sondern auch der Präfekt und Unterpräfekt abgesetzt. Das gleiche ist der Fall, wenn Dürre oder Ueberschwemmungen eintreten. Es ist gewiß nicht leicht, sich von den Gründen zu einer solchen Strenge Rechenschaft zu geben und man kann sie übertrieben finden. Doch sind dies Unfälle, deren Folgen mit etwas Sorgfalt beschworen werden können. So sind Dürre und Ueberschwemmungen in vielen Fällen durch gute Unterhaltung und guten Betrieb der Kanäle zu vermeiden. Und man weiß, daß wenigstens hinsichtlich der Kanäle und öffentlichen Wasservorräte die Aufsicht eine der ersten Obliegenheiten der Beamten ist. Dann verhindert solche Verantwortlichkeit die Beamten, auch wenn sie sich noch so sicher in ihren Stellungen fühlen, allmählich gleichgültig zu werden gegen Ereignisse, welche die Bevölkerung treffen könnten. Sie schafft unter ihnen eine wirksame Solidarität, welche eine gewisse Bedeutung hat. Endlich gibt sie der Bevölkerung Gelegenheit, sich auf gesetzlichem Wege von Beamten zu befreien, die, wenn auch ohne ernste Verfehlung doch nicht ihr Vertrauen erwerben konnten. Tritt zum Beispiel eine Dürre auf, wen glaubt man, daß die Chinesen die Schuld geben? Dem Himmel? Der Erde? Nein, sich. Jedermann geht in sein Haus. Man fastet. Jeder geht in sich, prüft seine Taten, bekennt sie öffentlich. Die Beamten lassen ihre Geständnisse drucken und öffentlich anschlagen. Sie selbst weisen auf ihre Fehler, ihre Nachlässigkeiten, die des Volkes, welches ihr Beispiel oder ihr Rat hätte warnen sollen. Sie versprechen sich zu bessern. Manchmal helfen ihnen auch ihre ehrlichen Geständnisse nichts. Die Vorwürfe kommen und hageln. Wenn sie nicht von oben kommen, besorgt sie das Volk. Während einer solchen Dürre, deren ich mich wohl erinnere, denn sie überraschte mich auf

einer meiner Reisen und ich mußte fasten wie jeder, erlebte ich die Absetzung von drei oder vier Präfekten oder Unterpräfekten. Noch acht Tage und der Gouverneur hätte ebenfalls dran glauben müssen. Glücklicherweise für ihn und für den Vizekönig, der dasselbe Los geteilt hätte, fiel Regen. Wenn solche Geißeln sich ausdehnen oder zu häufig vorkommen, wird sogar der Kaiser abgesetzt, seine Dynastie vertrieben.*) Alle bezahlen mit ihren Stellungen selbst mit dem Thron, was das Volk mit seinem Glück, der Landmann mit seiner Ernte gezahlt hat. Selbstverständlich auch, daß, wenn solche Vorfälle dem Volk Anlaß geben, seinen Zorn gehen zu lassen, geben sie ihm auch Gelegenheit, seine Sympathie auszudrücken, indem es trotz allem die beibehält, welche es zu versöhnen verstanden.

Es gibt noch andere Umstände, in welchen diese Verantwortlichkeit eine Hilfsquelle und ein sehr wertvolles Hilfsmittel wird. Niemand ist vollkommen, ein Beamter so wenig, als ein anderer. Zum mindesten ist er keiner, über den man sich öfter als über einen andern zu beklagen hätte. Man sieht lange zu, man läßt ihm Vorstellungen machen. Endlich verlieren die Leute die Geduld, die Bauern verweigern die Steuern und in der Stadt schließt man die Läden. Die Geschäfte hören auf, nichts geht mehr. Nach drei Tagen ist der Beamte abgesetzt, wenn nicht Abhilfe geschaffen ist. Das ist einfach und vollzieht sich ganz ohne Geräusch. —

Ein General, der ein Stück Landes dem Feinde überlassen, der Gouverneur, der eine Stadt übergeben, der Gesandte, der einen Krieg nicht zu verhindern wußte oder mit seiner Unterschrift eine Verletzung der heimatlichen Erde verursacht hat — das ist eine andere Sache. Hier handelt es sich nicht mehr um Absetzung. Nur der Selbstmord kann sein Verfehlen sühnen. Die Strafe scheint überstreng. Aber das Volk ist wenigstens versichert, daß es in keine Abenteuer geführt wird, die es mit seinem Blut und seiner Arbeit bezahlen muß. Und wenn ein Krieg eines Tages wirklich notwendig, so macht ihn nur die Sorge um die gerechteste Verteidigung unausweichlich.

Alle Beamten sind in neun Rangstufen zu je zwei Klassen geteilt und erhalten einen festen Gehalt. Die des ersten Ranges erhalten 1630 Franken und 180 Scheffel Reis, doch sind sie ermächtigt, auf die eingehenden Steuern einen gewissen Betrag zu erheben, welcher sich nach dem Reichtum und der Bedeutung des ihnen übertragenen Amtsbereichs richtet. Für einen Vizekönig kann dieser Betrag auf 30 000 Franken steigen. Dieser Steuerzuschlag ist die gewöhnliche, wenn auch nicht sehr häufige Ursache der Beschwerden der Bevölkerung

*) Anm. d. Übers. Wovon die letzten Ereignisse einen Beweis lieferten.

gegen die Beamten. Noch eine kleine Einzelheit, die nicht ohne Reiz ist: Die Ministerien und alle öffentlichen Aemter eröffnen ihren Dienst mit der ersten Stunde des Tages und schließen mit Sonnenuntergang.

Ich habe eben gesagt, daß es in China keinen gesetzgebenden Körper gibt, noch irgend etwas, was einem Parlament gliche, Wahlparlament oder sonstigem, das die besondere Aufgabe der Gesetzgebung hätte, und an einen Senat oder eine Kammer der Lords erinnerte. Man darf sich darüber nicht wundern. In einer Gesellschaft von solchem Alter sind die Gesetze bereits gemacht, es handelt sich gewissermaßen nur mehr um Ausführungsbestimmungen, die der Zeit, dem Ort und den Umständen Rechnung tragen. Die Chinesen glauben nicht, daß die wesentlichen, allgemeinen, universellen Formeln, welchen man den schönen Namen von Gesetzen geben könnte, der Ausdruck des Willens aller oder eines einzigen Willens sein können. Für sie entspringt das Gesetz den Daseinsbedingungen des Individuums oder der Gesellschaft. Dieses Gesetz liegt im Menschen. Es braucht nichts, als es sich frei entwickeln zu lassen. Die Freiheit ist daher das erste und einzige Gesetz oder vielmehr das Prinzip allen Gesetzes.

Die zweite Bedingung des Daseins ist die Solidarität. Ohne Zusammenhang keine Gesellschaft. Und ohne die Gesellschaft ist der Mensch unmöglich.

Es gibt eine dritte Bedingung des Daseins: Die Gleichheit. Ohne Gleichheit wäre die Solidarität, die Zusammengehörigkeit nur ein Wort. Die Freiheit, die Zusammengehörigkeit, die Gleichheit, das ist die Familie, die chinesische Familie. Das ist das Bildnis des Staates, seine erste Stufe. Alles, was die Familie beeinträchtigen könnte, wäre kein Gesetz, sondern ein Verbrechen und man kann sich kein anderes Gesetz vorstellen, als das, welches in der Familie entsteht, sie erhält und zu ihrer Entwicklung dient. „Der Staat", sagen die Chinesen wieder, „ist nur eine große Familie."

Die Daseinsbedingungen der Familie, ich meine ihre moralischen Grundlagen der Freiheit, Zusammengehörigkeit und Gleichheit, ihre Einheit sind überall dieselben und so muß der Charakter eines jeden Gesetzes universell sein. Was wäre bei solchen Vorstellungen besonders in einem so ungeheuren Reiche die Entscheidung von aus so weiter Ferne gekommener Menschen? Es wäre Autorität aber nicht Gesetz. Nichts Schlechteres, nichts Auflösenderes als ein ausschließlich gesetzgebendes Parlament. Wie kann man, möchte ich hinzufügen, wie kann man, wie es häufig in Europa geschieht, sagen und schreiben, daß solche Vorstellungen, solche Grundsätze es den Chinesen verbieten, irgendwelche Beziehungen zu den Fremden zu unter-

halten? Die Wahrheit ist vielmehr, daß es unmöglich eine einfachere allgemeinere, wissenschaftlichere, menschlichere und weniger ausschließende Gesellschaftsordnung gibt als die ihrige.

III.

Trotzdem kann es geschehen, daß man das Bedürfnis nach anderen Hilfsgesetzen empfindet. In allen Fällen kann das Dasein einer Gesellschaft, das Schicksal eines Staates von äußeren Umständen abhängen von Erscheinungen und Fragen, deren Lösung man nicht dem Zufall oder menschlicher Unerfahrenheit überlassen kann. Es ist notwendig, daß die Lösung sich nicht von den wesentlichen Gesetzen entferne und nicht diesen widerstreitet. Es ist notwendig, daß diese zweiten Gesetze mit den ersten in Beziehung und ebenso wissenschaftlich seien wie jene. Es gibt nur e i n e Vereinigung, nicht eine solche von Menschen oder Willen, sondern eine von Gelehrten, welche dieser Forderung entsprechen könnte. Die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Peking ist in der Tat der einzige gesetzgebende Körper. Folgendes ist nun die Art, wie Gesetze in China entstehen. Bemerkt ein Beamter in dem Bezirk, der ihm anvertraut, einen Gebrauch, von dem er glaubt, daß er mit Nutzen verallgemeinert werden könnte, so teilt er ihn auf dem Dienstweg der Regierung mit. Das Kultusministerium übergibt den Vorschlag der Akademie zur Prüfung und wenn er gebilligt wird, wird er allen Provinzen mitgeteilt mit dem Auftrag, die Einführung zu versuchen. Wenn er endlich durch die Praxis bewährt und von der Bevölkerung angenommen ist, wird er in das Gesetzbuch eingeschrieben und wird Gesetz. Doch findet diese Eintragung erst beim nächsten Thronwechsel statt. Das Gesetz hat demnach alle Zeit, in die allgemeine Sitte überzugehen. Gelingt ihm das nicht, so wird es zurückgezogen. Das gleiche Verfahren besteht für alle Gesetzentwürfe, welche von der Regierung ausgehen oder von Privaten angeregt werden. Ich muß gleich bemerken, daß die Zahl solcher wesentlicher Zusatzgesetze trotz jahrhundertelanger Vergangenheit so gering ist, daß sie einige Seiten nicht überschreiten. Ich rede wohlgemerkt nur von dem bürgerlichen Gesetzbuch; das Strafgesetzbuch, auf das ich später zurückkomme, ist viel umfangreicher.

Unnötig zu sagen, daß die Vorbereitung der Gesetze nicht die Hauptaufgabe der Akademie Han-lin ist. Obwohl sie damit über der Regierung steht, ist sie doch nicht ihre wesentliche Obliegenheit. Aber bevor ich über ihre verschiedenen Pflichten spreche, muß ich einige Worte über ihre Zusammensetzung vorausschicken. Die Akademie zählt 232 Mitglieder, welche den hervorragendsten Gelehrten und Schriftstellern entnommen wer-

den. Auch verschiedene Frauen waren schon Mitglieder. Der Staat überläßt einem jeden ein Haus mit Garten und einen kleinen Geldgehalt. Was sie mehr brauchen, stammt aus alten öffentlichen Stiftungen und gelegentlichen Zuwendungen und Geschenken. Trotz der Beihilfe, die der Staat gewährt und die von der Regierung nicht zurückgezogen werden kann, ist die Akademie vollkommen unabhängig. In gewissem Betracht kann man sie mit unseren alten Universitäten vergleichen. Sie ersetzt auch ein Ministerium des öffentlichen Unterrichts und sorgt für die höhere Ausbildung und die Schulen zweiter Ordnung, ohne daß jedoch diese Aufgabe irgend ein Monopol in sich schlösse. Niemand ist gezwungen, sich seine Ausbildung in den Kollegien der Akademie zu holen und jedermann kann Kollegien gleicher Art eröffnen. Doch müssen die, welche öffentliche Aemter anstreben, sich den Prüfungen der Akademie unterziehen und nur die, welche solche bestanden, erhalten den Rang und die Ehrenvorrechte von Staatsbeamten. Was aber den Unterricht insbesondere anlangt, so ist ihr einziger Zweck die nationale Bildung zu fördern und man kann mit Grund annehmen, daß diese Privilegien einen andern Zweck haben, als die Erfüllung jener Aufgabe zu erleichtern. Ihr Personal setzt sich folgendermaßen zusammen: 12 (einer für jede Provinz) Studiendirektoren, genannt Hio-Schen-Ta, Beamte der IV. Klasse, 189 Bezirksinspektoren, Kia-Schu, Beamte der VI. Klasse, 210 Kreisschulaufseher, Hio-Schen, VII. Klasse, 1111 Vorstände der Distriktskollegien, Kiao-Yü, VIII. Klasse, endlich 1521 Vorstände verschiedener Hilfsämter, wie Bibliotheken etc., Hiun-Tao, Beamte der VIII. Klasse. Ohne hier weiter auf den Unterrichtsbetrieb einzugehen, komme ich auf die Tätigkeit der Akademie zurück, welche mit unserem Gegenstand in engerem Zusammenhang steht. Man hat gesehen, wie die Gesetze gemacht werden. Aber es genügt nicht, daß sie gemacht und geschrieben sind, sie müssen auch gehalten werden. Dazu besteht in China seit den ältesten Zeiten eine Einrichtung, welche nicht ihresgleichen hat in keinem andern zivilisierten Lande. Das ist der Hof der Zensoren. Er besteht aus vierzig Mitgliedern der Akademie. Ein Teil derselben beaufsichtigt den Kaiser und überwacht nicht nur seine amtlichen Handlungen, sondern auch die seines Privatlebens, die den Grundsätzen des Staatslebens zuwider sein könnten. Am strengsten unter diesen werden etwaige Verfehlungen in der Pflicht der Ahnenverehrung und der Familienehre gerügt und es gibt kaum einen Fehler, dem die Zensoren nicht abzuhelfen wüßten. Wünscht man ein Beispiel? Wünscht man zu wissen, auf welche Art sie zu ihrem kaiserlichen Herren das Wort des Tadels sprechen? Es war im Jahre 1860. Die vereinigten Heere

Frankreichs und Englands bedrohten die Hauptstadt. Der Kaiser, von schmeichelnden Höflingen beraten, sprach davon, aus seinem Palast Yün-Ming-Yün, den er damals bewohnte, nach dem von Gehol in der Mongolei zu fliehen. Und um seine Flucht zu maskieren, ließ er Jagden jenseits der großen Mauer veranstalten. Daraufhin schrieb ihm einer der Zensoren: „Ich, Tsao Yung-Yang, Zensor der Provinz Hu-Kuang, unterbreite dem Kaiser folgende Vorstellung: (Nach einigen einleitenden Worten fährt er fort): „Der von dem Kaiser gefaßte Plan, das Kommando der Armee zu übernehmen, würde nach der Ansicht Einiger ernsthaftem Widerstand begegnen. Das schon brächte die Verwirrung aufs Höchste, aber nichts noch hat einen derart ärgerlichen Eindruck gemacht, als das Gerücht, daß Euer Majestät sich nach Gehol begeben wollen. Dies Gerücht, das zu glauben ich ablehne, hat eine tiefe Bestürzung hervorgerufen. Eine große Anzahl von Beamten hat bereits vergeblich gebeten, Eure Majestät möchten in die Hauptstadt zurückkehren. Eine blinde Furcht, der sich niemand entziehen kann, beherrscht alle Gemüter. Wenn der Kaiser sich wirklich entfernte, so ist das Unglück, welches daraus entspringt, nicht wieder gut zu machen. Mit welchem Blick sieht Euer Majestät auf das Volk? Welchen Wert legen Sie auf die Asche Ihrer Ahnen? Legen Sie das Erbe, das sie Ihnen hinterließen, ab wie ein abgetragenes Gewand? Was wird von Ihnen die Geschichte der kommenden Jahrhunderte sagen? Niemals noch sah man einen Fürsten den Augenblick der Gefahr und der Trauer benutzen, um auf die Jagd zu gehen unter dem Vorwand, daß seine Abreise jede Verwicklung vorbeuge. Mögen sich Euere Majestät überzeugen lassen und unverzüglich in die Hauptstadt zurückkehren etc.“ Ein anderer Zensor sagt dem Kaiser glatt voraus, daß er nicht mehr nach China zurückkehren werde, wenn er nach Gehol gehe. Ein dritter kündigt ihm an, daß, wenn er fliehe, das Volk die Begräbnisstätte seiner Ahnen zerstören würde. Endlich in einer der zahlreichen Vorstellungen, welche bei dieser Gelegenheit an den Kaiser geschickt wurden, sagt Tsiung-King, Staatsminister, in Verbindung mit dreiundzwanzig anderen Würdenträgern und Genossen, welche den Kaiser beschwören, in die Hauptstadt zurückzukehren: „In den Augenblicken öffentlicher Trauer muß ein treuer Diener bereit sein, auf seinem Platz zu sterben für das große Interesse der Allgemeinheit.“

Andere Mitglieder des Hofes der Zensoren werden von Zeit zu Zeit in besonderen Missionen in die Provinz geschickt. Dort haben sie die Geschäftsführung und das Privatleben der Beamten zu prüfen und die Beschwerden der Räte, welche jenen zur Seite stehen, entgegenzunehmen. Ein anderer Teil

der Zensoren ist beauftragt, Tatsachen und Urkunden zu sammeln, welche für die Geschichte des Reiches von Wichtigkeit sind und welche dann in einen versiegelten Koffer niedergelegt werden, welcher erst beim Tod des Kaisers geöffnet wird. Was die ernsten und schwierigen Vorkommnisse, wie Regierungswechsel, innere Unruhen, Zwistigkeiten mit fremden Völkern etc. anlangt, so werden alle diese Fälle einer Großen Versammlung des Großen Rats, welcher aus allen Mitgliedern der Akademie, der Minister und beigezogener einflußreicher Personen besteht, unterbreitet.

IV.

Also vor allem das Volk, dann die Akademie und mit der Akademie alle Gebildeten, das sind in Wirklichkeit die Herrschenden in China. Und da die Zahl der Gebildeten in China in allen Provinzen ungeheuer groß ist, besteht durch sie und dank der Achtung und dem Vertrauen, das sie genießen, ein unaufhörlicher Austausch und eine volle Gemeinsamkeit der Anschauungen und Gedanken unter ihnen. Die Erlasse der Akademie gelangen in die entferntesten Provinzen mit einer erstaunlichen Schnelligkeit auch ohne Elektrizität und die Bevölkerung setzt sie in Wirksamkeit mit einer nicht minder erstaunlichen Einmütigkeit und Beflissenheit. Und so nur können auch, wie kürzlich in Canton, jene bedrohlichen Bewegungen ausbrechen, die sich nicht nur gegen die, deren Handlungen das Eingreifen der Gelehrten veranlaßt hat, sondern auch gegen die Regierung richten, der sie dann ernsthafte Schwierigkeiten bewirken. Bedrängt von den Vertretern der fremden Mächte, unter dem Druck ihrer Drohungen, sich wohl bewußt ihrer fürchterlichen und unausweichlichen Verantwortung suchen die Minister und Beamten durch Hinhalten, Ausflüchte auf alle mögliche Weise mit einem Wort den Krieg oder schimpflichen und drückenden Frieden zu vermeiden, denen das Volk niemals zustimmen würde. Die Europäer, wenig vertraut mit den politischen Sitten Chinas, begreifen das Zögern der Beamten nicht und klagen sie der Zweideutigkeit und Unehrlichkeit an. Diese Vorwürfe sind unbegründet und keiner der beiden Parteien würdig. Man wird das eines Tages einsehen, wenn wir selbst einmal die Grundlagen eines wirklich demokratischen Staatswesens werden angenommen haben und die Regierungen nur als das ansehen werden, was sie sein sollen.

Wenn die europäischen Völker ebenso stark organisiert wären wie das chinesische Volk, so hätten auch ihre Regierungen weder mehr Handlungsfreiheit noch mehr Initiative und alle Kriege würden morgen aufhören. Leider sind wir nicht so weit

in Europa. Unsere Kulturen, Mischungen aus den verschiedensten durch die verschiedenen Völkerwanderungen zusammengebrachten Elementen oder aus unserem vornehmlich analytisch gerichteten Geist entsprungen, sind derart unzusammenhängend, daß wir zur Abwehr der Auflösung immer versuchten, durch eine starke politische und administrative Zentralgewalt die Einheit und Innigkeit zu ersetzen, welche unsere Einrichtungen nicht zuließen. Daher unsere Gewohnheit regiert zu werden, daß wir uns nicht vorstellen können, daß es eine Gesellschaftsordnung geben könne ohne Regierung und daß wir uns unter einer guten Regierung immer noch nur eine starke Regierung vorstellen können. Unser Ideal reicht darüber nicht hinaus. Wir sind so blind, daß wir das, was wir nicht haben uns bei andern nicht einmal vorstellen können. Der mächtige und regelmäßige Atem der weiten Lungen des chinesischen Volkes betätigt alle seine Organe. Der gesunde und kräftige Gedanke, der wie von seinem Hirn von der Akademie ausgeht und überall hin Gefühl und Leben bringt, erscheint uns wie jener Atem nur als mysteriöser Einfluß, eine Art geheimer und unheimlicher Macht, von der nichts zu erwarten und alles zu fürchten ist. Die Wahrheit dagegen ist, daß in China die Zivilisation so synthetisch ist, die Einrichtungen so innig zusammenhängen und ineinandergreifen, so harmonisch zusammenwirken, daß die Macht des Staates und der Regierung fast Null sind. Das ist, was vor allem begriffen werden muß. Solange wir nicht davon durchdrungen sind, können wir nicht darauf zählen, mit China sichere und gewinnbringende Beziehungen zu unterhalten. Wir müssen vielmehr erwarten, gefoppt und getäuscht zu werden, nicht von China, sondern von unserer Unwissenheit und der Verständnislosigkeit unserer Regierungen. Und doch wie wichtig wäre für uns eine Freundschaft wie die Chinas, wenn sie sich auf eine volle Kenntnis des Zustandes und der Interessen des Landes gründete.

China ist keine Militärmacht, gewiß nicht. Aber es besitzt hunderte von Millionen Menschen, die hinreichen, durch die kleinste ihrer Bewegungen Europa zu zwingen, sich in Waffen zu halten. Als Kontinent zu der Halbinsel Europa, welche Dienste hätte es uns leisten können im gegebenen Augenblick? Wie hätte es mancher anderen Macht, die uns näher und die uns mehr verpflichtet, uns zu helfen, wehren können. Oh, daß diejenigen, welche uns in die Fänge jener Macht gegeben, nicht besser beraten waren.*)

*) Anm. des Übers. Heute haben ja die beiden Mächte ihre Rollen getauscht. Aber welcher Deutsche würde noch heute den Wunsch des Franzosen sich aneignen?

Wie dem sei, wie klug und würdig wäre es, besonders seitens einer demokratischen Regierung zu versuchen, wenn es noch Zeit ist, sich in Zukunft in unseren Beziehungen mit China von den Tatsachen leiten zu lassen, welche ich über die wirkliche Art seiner Regierung angeführt habe. Welche verhängnisvollen Mißgriffe könnte man sich ersparen. Sich einbilden, daß man gewonnen hat, wenn man mit der Pistole in der Hand chinesische Minister gezwungen hat, diesen oder jenen Vertrag zu unterschreiben, ist eine durchaus kindische Vorstellung, welche diese Minister selbst lachen machte, wenn sie sie nicht zittern ließe. Die Wahrheit ist, daß ein Vertrag absolut nichts bedeutet, wenn man nicht dafür gesorgt hat, daß ihn der Geist der Nation durch seine Gelehrten annimmt. Wie beim Kaiser müßten sich unsere Gesandten bei den Gelehrten der Akademie Han-Lin akkreditieren lassen. Ich habe schon gelegentlich gesagt: Meine Besuche bei den hervorragendsten Gelehrten der Städte, in welchen ich mich im Laufe meiner Reise aufhielt, haben mir für die Aufnahme, die ich fand, überall mehr genützt als die Befehle des Ministeriums in Peking. Da erscheint es umso notwendiger, auf diesen Erwägungen zu bestehen, als man unserer Regierung hinsichtlich des abzuschließenden Vertrags mit China sehr verschiedene Anschauungen zuschreibt von denen, welche sie in der Angelegenheit leiten sollten. Angeblich argumentiert sie folgendermaßen: „China kann uns nicht angreifen, aber wir China. Wir blockieren seine Häfen. In diesem Augenblick wird England, bisher China freundlich, einen Druck in Peking ausüben, um die unvermeidlichen Schäden für seinen Handel abzuwenden. Unser Botschafter, seinen Vertrag in der Hand, hebt hervor, welchen Vorteil es für China haben würde, ohne Schwertstreich ein gutes Stück des nördlichen Tonkin zu erwerben und erreicht, wenn er Glück hat, die Unterzeichnung des Vertrags, der schließlich für China ziemlich hübsch aussieht."

Ich übergehe, ob man mit Recht oder Unrecht so mit England und auch mit den übrigen im äußersten Osten interessierten Mächten umspringen kann. Ich gebe sogar zu, daß das Eingreifen Englands gelingen kann und daß man den fraglichen Vertrag erreicht. Aber wird ihn das chinesische Volk ratifizieren? Und was werden wir haben, wenn wir Tonkin erobert haben werden? Seit 15 oder 16 Jahrhunderten trägt es das Gepräge Chinas in seinen Sitten, in seinen Einrichtungen und Gesetzen. Die Form des Eigentums, das Steuersystem, die Verwaltung, die Freiheiten und Vorrechte der Familie, der Ahnenkultus sind dieselben. Die Sprache der Gelehrten ist die chinesische, die Sprache des Volkes ist daraus abgeleitet. Doch ist Tonkin nicht direkt abhängig von China, da es nicht der Politik Chinas entspricht, weit entfernte Besitzungen zu

unterhalten. China hat aber, nachdem es die Einfälle der Tonkineſen einmal zurückgewieſen hatte, dieſe organiſiert und ziviliſiert und es ſich ſelbſt ſobald als möglich zurückgegeben. Das Land verdankt alſo China ſeinen bisherigen Wohlſtand, ſeine Exiſtenz. Die Gefahr für uns beſteht darin, daß es dahin an dem Tage zurückgerufen werden könnte, an dem es ihm gefällt, dahin zurückzukehren.

Angeſichts ſolcher Anſprüche erſcheint es beſonders ſchwierig, China zu verleiten und zu beſchneiden, indem man ihm einen Fetzen Landes anbietet, den es ohnehin zu beſitzen glaubt. Es iſt möglich, daß man die Zuſtimmung der chineſiſchen Diplomaten erhaſcht. Aber ſtatt einen Frieden wird man einen dauernden Kriegszuſtand erreicht haben, welcher uns zwingen wird, eine ſtändige Truppenmacht von 50 000—60 000 Mann in Tonkin zu unterhalten. Chineſiſche Provinzen anſchließend an gewiſſermaßen unfaßbare Zwiſchenländer, welche ſie von Tonkin trennen, unerſchöpfliche und unaufhörliche Nachſchübe, ſei es aus der regulären Armee oder nichtregulären Quellen, werden alle Verluſte erſetzen, die wir ihnen beibringen können. Die chineſiſche Regierung wird ſie desavouieren, weil ſie in der Tat nichts davon weiß. Aber wir werden uns unter den Griffen der größten und am wenigſten verwundbaren aller Nationen der Erde befinden. Das ſind unſere Ausſichten. Das ſind die Koſten und ſicheren Gefahren, in welche wir blindlings rennen. Was dabei erreicht werden kann, bleibt meiner Anſicht weit hinter dem zurück, was man ſich erwartet. Aber nachdem ich nun einmal von der zwiſchen Frankreich und dem fernen Oſten ſchwebenden Frage geſprochen, darf ich vielleicht auch mit einer kurzen Abſchweifung einige Erwägungen vorbringen, welche der Aufmerkſamkeit unſerer Regierung entgangen zu ſein ſcheinen.

V.

Die Gründe der Eroberer ſind immer recht anſehnlich. In der Ferne das Genie des Vaterlandes ſtrahlen laſſen, deſſen Einfluß ausdehnen, ſeinem Handel und ſeiner Induſtrie neue Abſatzgebiete eröffnen, damit Arbeitsgelegenheit und Brot den eigenen Arbeitern ſchaffen, zurückgebliebene Völkerſchaften der Ziviliſation zuführen, ihre Feſſeln des Deſpotismus brechen und ihnen zugleich Freiheit, Würde, Wohlfahrt zu bringen etc., das iſt ihr Ziel. Hat man einige Zweifel, ſo verweiſen ſie auf die kommenden Generationen auf die Zukunft. In dem Fall jedoch, um den es ſich hier handelt, trifft es ſich, daß die Zukunft bereits geſprochen hat und nicht aufhört zu ſprechen. Man braucht nur die Ohren zu öffnen. Sind die Hoffnungen, in welchen man ſich wiegt, nicht in der Tat dieſelben, mit denen

man sich am Vorabend der großen Kriege schmeichelte, die wir mit Cochinchina und China in den Jahren 1858 und 1870 geführt haben. Was ist dabei herausgekommen? Nicht mit Frankreich spielt sich der Handel Chochinchinas ab. Und was China betrifft, so habe ich an anderer Stelle gezeigt, daß die Ausfuhr Europas nach China ungefähr dieselbe geblieben ist, wie vor 1860 und daß die chinesische Ausfuhr sich dagegen mehr als verdoppelt hat. Wir verkaufen in jedem Jahre an jeden Chinesen Waren im ungefähren Wert von 60 Centimes. Es besteht kein Grund zu der Annahme, daß wir an die Tonkinesen mehr verkaufen werden. Es gibt angeblich 12 Millionen Tonkinesen. Das macht 6—7 Millionen Franken, wenn das Land in seine normalen Zustände zurückgekehrt sein wird. Auch ist nicht zu vergessen, daß Frankreich so wenig wie in China ein Handelsmonopol haben wird. Der Handel ist nicht der Rede wert, er wird einige Millionen betragen, wenn es gut geht. Die Ausfuhr aus Tonkin nach Europa wird beträchtlicher sein. China schickt uns für ungefähr 600—700 Millionen Tee, Seide etc. Tonkin wird in demselben Verhältnis liefern. Aber vergessen Sie nicht, daß unsere Bauern im Süden sich schon beklagen über die Märkte mit chinesischer Seide in Lyon, die sich schon allzunahe den Fabriken aufgetan haben. Ich will nicht untersuchen, ob sie Recht oder Unrecht haben. Ich will nur sagen, daß die Vorteile, die man sich verspricht, weder unbestreitbar noch unbestritten sind. Freilich habe ich nur das mögliche Geschäft mit Tonkin betrachtet. Außerhalb unseres Protektorats werden wir nicht mehr im eigenen Hause sein und nicht mehr die Herren. Den Handel, den wir darüber hinaus machen könnten, zu eskomptieren, hieße sich schweren Nackenschlägen aussetzen, insbesondere, wenn unsere Beziehungen zu den Chinesen und nicht bloß mit ihrer Regierung nicht vollkommen herzlich wären. Schließen sie aber aus eigenem Antrieb oder durch irgend einen Einfluß veranlaßt, ihre Grenzen nach dieser Seite, so waren es Luftschlösser. Tonkin, das richtig gesagt nur eine Straße ist, ein Korridor, schrumpfte zu einem Engpaß. Man hat von einem möglichen Handel von 200 Millionen mit den westlichen Provinzen Chinas gesprochen, mit Yü-nan, Kuei-Tschu, Kuang-si, einem Teil von Setschuen etc. Das ist viel für 50 Millionen Einwohner, wenn unser Gesamthandel mit den 500 Millionen des chinesischen Reiches nur 1100—1200 Millionen beträgt. Und von dieser Zahl trifft auf Frankreich sehr wahrscheinlich nur der kleinste Teil.

Man sagt: Das werden wir alles ändern. Nein, wir werden es nicht ändern. Tonkin ist keine Wüste wie Afrika. Seine Bevölkerung ist zum mindesten ebenso dicht, wie die

unsere und wir werden sie nicht verdrängen. Und die Sitten eines Landes ändert man so wenig wie sein Klima. Einige Industrielle, einige Kapitalisten, einige Gesellschaften — mehr andere als französische — rechnend mit dem niedrigen Preis von Seide, Baumwolle, Eisen, Kupfer, Zinn und anderer Erzeugnisse des tonkinesischen Bodens, der Billigkeit, der Handarbeit und des Transports, werden wahrscheinlich Dampfmaschinen aus Europa einführen. Aber wer wird außer ihnen einen Nutzen davon haben. Man beachte den Alarmruf, den eben jetzt die Handelskammer von Manchester ausstößt. Und um was handelt sichs dabei? Um einige Fabriken, die kürzlich in Kalkutta eingerichtet wurden. Aber es genügt. Sie sieht ihre asiatische Kundschaft abfallen, den Ruin der eigenen nationalen Industrie voraus. Sie sprechen von der Zukunft. Da ist sie: Es ist die Vernichtung der englischen, französischen und der andern abendländischen Industrien durch den fernen Osten. Ich sehe darin für meinen Teil nichts Tröstliches. Noch einmal: Wer weiß, ob nicht die Chinesen und Tonkinesen nicht nach Europa kommen und das Elend unserer Landsleute vermehren?

Ich habe die Sache bis jetzt nur von unserm Standpunkt betrachtet. Werden die Tonkinesen Anlaß haben, zufriedener zu sein?

In ihrer gegenwärtigen Lage sind sie gewiß nichts weniger als glücklich. Aber sie glauben, daß alle ihre Leiden von den Annamiten kommen, welche sie plündern und ihnen nichts als die Augen zum Weinen lassen. Sie glauben, daß sie nichts mehr zu wünschen hätten, wenn sie von dieser Plage befreit wären. Es fehlt ihnen nichts als daß man sie sich selbst regieren und verwalten läßt, selbst ihre Steuern festsetzen und einheben und ausgeben läßt, wenn man ihnen mit einem Wort die Freiheiten und Annehmlichkeiten des chinesischen Regiments ließe. Aber zwischen diesem Regiment und dem, was wir unter Regierung verstehen, ist doch ein zu großer Unterschied, als daß sie sich vertragen könnten. Und dann kann man annehmen, daß die Tonkinesen mit Enthusiasmus für die Kosten eines Protektorats aufkommen werden, welches sie nicht nur von den Annamiten wird schützen müssen, sondern sich selbst gegen seine äußeren Feinde sichern muß und damit Ausgaben bedingt, mit denen sie selbst nichts zu tun haben und die sie überraschen müssen? Das ist aber nicht alles. Wie in China, gibt es in Tonkin keine großen Vermögen, aber auch kein großes Elend, von dem abgesehen, das die Annamiten verursachen. Wie in China herrscht in Tonkin das kleine Eigentum und die kleine Industrie. Sehr wenig Lohnarbeiter, viele kleine Herren, die von einem oder mehreren Gewerben

leben, glücklich und zufrieden im Schoße ihrer Familien wie Leute, für welche das Morgen keine Sorgen hat. Glauben Sie, daß dies ganze Volk ohne Mißvergnügen die großen Kapitalien, wie sie Europa in einzelnen Händen gehäuft sind, in ihr Land dringen sehen, wie sie ihr ordinäres Gehaben dort ausbreiten, Land und Industrie monopolisieren, diese Menge kleiner Herren in Lohnsklaven verwandeln, sie ihren Familien entreißen, um sie in die großen Fabriken zu pferchen und sie nach und nach derselben Wurzellosigkeit und Unsicherheit auszuliefern, unter der die europäische Arbeiterschaft leidet? Und sieht man zu schwarz, wenn man voraus sagt, daß sich in Tonkin eines Tages dieselbe Erscheinung zeigen wird, die wir in Europa in dem Antisemitismus beobachten? Ich weiß es nicht. Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, daß wir in Tonkin nicht auf dem rechten Wege sind. Soll also nichts geschehen? Gewiß nicht. Die Dinge müssen nur bei der Wurzel angepackt werden. Was in Tonkin weder ein Traum, noch eine Einbildung, sondern greifbare Wirklichkeit ist, das ist nicht Tonkin selbst, sondern die jenseits seines eigentlichen Gebietes an der chinesischen Grenze gelegenen Minen, wie die in den westlichen Provinzen von China gelegenen, welche nur durch Tonkin, das heißt den Tonkin durchfließenden Strom ausgebeutet werden können. Auf demselben Weg, wenn auch in minderem Maße ist der Handel mit der Bevölkerung jener Provinzen einzurichten. Alles übrige ist zum mindesten Illusion. Aber China hatte doch von Frankreich erwartet, daß es ihm seine Bodenschätze aufsuche und ihm die Mittel zeige, sie zu heben? Und hat sie Frankreich wirklich entdeckt? Gewiß gab ein Franzose die erste Anregung. Aber auf seinen einfachen Bericht schickte China eine Kommission, zu deren Leitung sie ihn berief zu dem Zweck, daß er seine Forschungen weiterführe. China, das man unaufhörlich der Apathie, des Widerstandes gegen den Fortschritt, der blinden Fremdenfeindschaft beschuldigt, beauftragte den Franzosen die seit hundert Jahren unterbrochen gewesene Schiffahrt auf dem Roten Fluß wieder zu eröffnen, mit Dampfschiffen und dort die europäische Industrie einzuführen, wofür drei oder vier Gesellschaften genügt hätten. Die Mission begegnete seitens der Annamiten unerwarteten Hindernissen. Dupuis drang vor, überwand die Widerstände und es ist gewiß, daß seine Erfolge von China unterstützt und belohnt worden wären, wenn er sich nicht in diesem Augenblicke an Frankreich gewendet hätte, das brüsk eingriff. Darauf nahm China eine zurückhaltende Stellung ein. Aber man kann sagen, daß ohne den Fehler unseres Freundes, dessen Patriotismus übrigens durchaus anerkannt werden soll, China alle Schwierigkeiten überwunden hätte oder sogar selbst

an die Stelle der Annamiten getreten wäre und daß die vier oder fünf Gesellschaften seit mehreren Jahren in vollem Betrieb wären. Nun, was heute zu tun, wäre genau das, was damals zu tun war. Ich glaube, daß man es bedauern muß, daß es nicht geschehen und daß jetzt unsere Soldaten und unsere Millionen in einem Unternehmen verwickelt sind, an dem die wahren Interessen der Nation und der Steuerzahler letzten Endes nur sehr mittelbar und bescheiden beteiligt sind. Ich komme auf meinen Gegenstand zurück.

VI.

Die Schwierigkeiten, welche einer chinesischen Regierung begegnen würden, wenn sie die Nation in irgendein Unternehmen verwickeln wollte, das ihrer Freiheit und ihren Interessen entgegen, rühren nicht alle von der demokratischen Verfassung der Gesellschaft und dem Spiel ihrer Organe. Es gibt ein zwingenderes Hindernis, das ist das Fehlen einer großen Heeresmacht und der genügenden finanziellen Mittel. Verschiedene Zeitungen berechneten kürzlich die Zahl der Soldaten über die China verfügen könne auf mehr als zwei Millionen. Das ist Phantasie. Die tartarische Armee zählt nicht mehr als 30 000 Mann und die regulären chinesischen Milizen, die die Regierung gesetzlich marschieren lassen kann, überschreiten nicht 400 000 Mann. Es ist richtig, daß in gewissen Fällen unter der Zustimmung des Volkes eine Vermehrung eintreten kann. Aber diese vom Pfluge weggeholten, ungeübten Mannschaften haben nur einen sehr zweifelhaften Wert. Auf alle Fälle verfügt die Regierung nicht über das nötige Geld, obwohl der Chinese sich eines viel größeren Wohlstands erfreut als der Bürger irgend eines anderen Landes. In der Tat erreichen die Einkünfte des Staates kaum 1400—1500 Millionen, die er nicht vermehren kann. Immer wenn seine Ausgaben den Voranschlag überschreiten, so muß er versuchen, auf dem Wege von freiwilligen Beiträgen Deckung zu schaffen. Werden die Ausgaben von den gewählten Räten als notwendig anerkannt, besonders in Fällen rechtmäßiger Verteidigung, so fließen die freiwilligen Beiträge rasch und reichlich und es finden sich dann im Volke soviele Mannschaften, als es unterhalten kann. Wenn aber die Forderungen nicht gerechtfertigt befunden werden, werden sie unbarmherzig zurückgewiesen. Es kommt hinzu, daß die Berechnung und Kontrolle der Ausgaben in China umso leichter sind, als das Land keine Kolonien hat und die Verteidigung sich auf das eigene Gebiet erstreckt. Was die Staatsanleihen, die gewöhnliche Auskunft der Regierungen betrifft, so waren solche noch vor zwanzig Jahren unbekannt. Die Grundlagen übrigens, auf welchen die Europäer sie einge-

führt, sind selbst derart, daß sie keine bedeutenden Mittel liefern können. Aus der Verwaltung der Zölle, die in den für den Fremdenverkehr geöffneten Häfen den Europäern überlassen ist, zieht die chinesische Regierung ungefähr jährlich 150 Millionen, welche sich der Kontrolle der Nation entziehen. Das sind die Einkünfte, welche sie als Garantie den englischen, französischen und deutschen Bankhäusern, die sie unablässig zu Anleihen zu 9—10 % treiben, bietet. Das sind die außerordentlichen Einnahmequellen der chinesischen Regierung. Man sieht, daß sie verhältnismäßig ziemlich unbedeutend und unsicher sind, was unter Umständen ernste Schwierigkeiten mit sich bringen könnte. Die regelmäßigen Einnahmen bestehen aus dem Ertrag der Grundsteuer, dem Bergwesen und dem Salzmonopol. Ich habe bereits erwähnt, daß die Zivilliste von den Erzeugnissen der Herden des Kaisers in der Mongolei, durch einen Teil der Einkünfte aus dem Salzmonopol und die Tribute der Vasallen Chinas gespeist wird.

Mit diesen Geldmitteln, deren Grundlagen niemals sich geändert haben, genügt die Regierung von China allen Bedürfnissen, welche das Wachstum der Bevölkerung seit mindestens 15 Jahrhunderten gezeitigt hat.

VII.

Wir sind damit bei einer Frage angelangt, welche die Beziehungen Europas mit China betrifft und heute von größter Bedeutung ist. Es ist die Frage der Abneigung, welche der Fremde in China begegnet. Man schreibt sie bald, wie es richtig ist, einer förmlichen Vorschrift der chinesischen Verfassung zu, welche wie das jüdische Gesetz oder das ottomanische jeden Verkehr mit dem Fremden verböte, bald einer Art engherzigen Egoismus, bald endlich lächerlichen Vorurteilen oder unbegründetem Mißtrauen. Der Leser weiß, was er davon zu halten hat. Was ich gelegentlich der Besprechung der Staatsanleihen gesagt habe, ließ bereits die wahren Gründe der Abneigung durchblicken.

Die Regierungen gleichen sich alle und wenn die chinesische besser ist, so rührt das nur von den Einrichtungen her, womit das Land sie zu zügeln verstand. Aber es hat Jahrhunderte bedurft, um genügende Garantien zu schaffen um die Neigung zu Angriffen auf die Souveränität des Volkes sicher auszuschalten. Bietet man ihr nun die Mittel, sich dieses Zwangs zu entledigen, so ist zu befürchten, daß sie sich ihrer bedient. Gewiß kann man annehmen, daß sie sich ihrer zunächst nur bedienen wird, augenblicklichen Schwierigkeiten zu begegnen und den Verwicklungen zu entgehen, welche die Anbieter des Mittels

selbst hervorgerufen haben. Aber wer bürgt dafür, daß sie nicht eines Tages das Mittel gegen das Volk selbst wendet, dessen Frieden und Sicherheit sie zu behüten hat? Die Mitglieder der Regierung fühlen das sehr wohl und unter dem Zwang des Augenblicks sich beugend, hassen sie uns wegen der Gefahr, in die wir ihren Staat bringen. Die Gebildeten und Gelehrten wissen das sehr wohl und erzählen es dem Volk, welches instinktgemäß jene Gefahr vorausfühlt. Das ist der erste Punkt. Es gibt noch viele andere. Unser Handel, der dem Lande nur entbehrliche Dinge vermittelt, stört dagegen die Beziehungen, welche die Jahrhunderte zwischen Erzeugung und Verbrauch geschaffen haben und verwirrt eine Wirtschaft, deren Ergebnisse sich sehr wohl neben denen Europas sehen lassen können. Außerdem führt er eines der verderblichsten Gifte ein, das Opium. Obwohl die Zahl der Opiumraucher nicht so groß ist, als man gewöhnlich annimmt. Die Einfuhr überschreitet nicht 400 Millionen Franken auf 537 Millionen Einwohner, hat sie doch schon eine erkleckliche Verschiebung in der Bodenwirtschaft hervorgebracht. Die Anpflanzung des Mohns untersagt bis 1860, mußte erlaubt werden, nachdem die Europäer die Regierung gezwungen haben, das Produkt zuzulassen und sie beansprucht nun Tausende von Hektaren, welche das Volk mit Groll der Nahrungserzeugung entzogen sieht. Man sagt, daß das Opiumrauchen bereits zu den Gewohnheiten des Volkes gehörte. Nun enthält jede Gesellschaft die Keime aller möglichen Laster. Ich werde später die moralischen Gründe für die Entwicklung dieses angeben. Die physischen aber liegen darin, daß die chinesische Regierung das Recht und die Pflicht hatte, jenes Laster einzuschränken und daß die Europäer sie an der Ausübung dieses Rechts und der Erfüllung dieser Pflicht gehindert haben. Als ich mich im Jahre 1861 in Japan befand, sprach man in Nagasaki von einem mit Hundert chinesischen Opiumrauchern beladenen Schiff, welches ein europäisches Haus in Shang-hai dahin geschickt hatte, um dort das Laster zu verbreiten.

Dazu kommt der protzige und knallige Luxus der kleinsten europäischen Kaufleute, die sich in China niedergelassen haben, der eine stetige Herausforderung gegenüber den einfachen, bescheidenen, keine Unterschiede kennenden Sitten und Lebensgewohnheiten der Chinesen bildet.

Selbst die amtlichen Beziehungen, so höflich und gewinnend in Europa sie sind, verwandeln sich in China. Unsere diplomatischen Vertreter zeigen gegenüber chinesischen Beamten oft ein Benehmen, das zu sehr von dem Gefühl der Ueberlegenheit unserer Kultur durchdrungen ist.

Leider sind es gerade unsere Missionäre, auf welche unsere schwersten Zusammenstöße mit den Chinesen zurückzuführen sind. Ich spreche nicht von ihrem Glauben und ihrer Lehre, sondern von ihrem persönlichen Verhalten und den von ihnen angewendeten Mitteln. Doch beeile ich mich hinzuzufügen, daß nicht alle solchen Tadel verdienen, und daß viele selbst den Uebereifer, die Unklugheiten und Mißgriffe verdammen, die sie ansehen müssen. Diese haben denn auch so viel als möglich die Bekehrung allmählich aufgegeben und sich mehr dem Studium der Sprachen und der Literatur gewidmet.

Friedliche Dorfbewohner erfüllen sie, wo sie sich niedergelassen, ruhig und einfach die Pflichten ihres Amtes inmitten ihrer kleinen Christengemeinden und widmen die meiste freie Zeit Studien nach ihrem Geschmack und sie erfreuen sich seitens der Bevölkerung und der Mandarinen jener Hochachtung, welche der Gelehrte in China genießt. Dann schicken sie von Zeit zu Zeit wissenschaftliche Arbeiten nach Europa. Ohne deren Wert zu verkennen, noch zu übertreiben, kann man sagen, daß diese Bedeutendes zur Erweiterung unserer Kenntnisse beitragen. Zu dieser Art von Missionären gehörte der größte Teil der alten Jesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts, die Amyot, Ricci, Premare, Verbiest, Gaubil und andere, deren Namen bis auf uns gekommen sind. So gelehrt wie gebildet hatten diese alten Jesuiten begriffen, besser als irgend einer ihrer Nachfolger, welch' ungeheures Hindernis sich ihrer Propaganda entgegenstellt und sie suchten ihm zu begegnen, indem sie den christlichen Kultus mit den zwei großen nationalen des Landes zu versöhnen strebten. So traten sie letzteren nicht so fast entgegen, als sie vielmehr beide in dem Licht der eigenen Anschauungen erscheinen ließen. Ihre Lobredner versichern, daß, wenn man sie hätte gewähren lassen, heute ganz China katholisch wäre. Doch ist zu unterscheiden. Wenn man damit meint, daß der Katholizismus schließlich triumphiert hätte und die ausschließliche Religion der Chinesen geworden wäre, so ist das meiner Ansicht nach eine Illusion, was ich dem Leser nicht mehr zu beweisen brauche. Will man aber damit sagen, daß er sich, wie zum Beispiel der Buddhismus neben den Grundideen der chinesischen Zivilisation, hätte Geltung verschaffen können, so will ich das nicht in Abrede stellen. Freilich hätte das dieselben Eigenschaften des Buddhismus zur Voraussetzung: Vollkommenen Verzicht auf jede weltliche und politische Herrschaft. Wie dem auch sei: Denunziert von den Dominikanern und Lazaristen, aufgelöst und unterdrückt von Papst Clemens XIV. mußten die Jesuiten ihre Pläne aufgeben und man braucht nicht an die peinlichen und gewaltsamen Vorgänge erinnern, welche die chinesische Regierung veranlaßten, sie

schließlich alle zu vertreiben, Jesuiten und Lazaristen mit einander. Von neuem gegen das Jahr 1840 zugelassen, sind nun die Missionäre aller Orden einfach Katecheten, denen es ausdrücklich verboten ist, sich mit Fragen zu beschäftigen, welche die alten Zwistigkeiten erneuern könnten. Wirklich wissenschaftliche Arbeiten sind ihnen daher verboten und die Wenigen, welche infolge besonderer Begabung von den Bischöfen die Erlaubnis erhalten, sich abseits ihrer Seelsorge zu beschäftigen, können sich höchstens linguistischen oder kompilatorischen Arbeiten widmen. Das genügt jedoch, daß sie sehr bedeutende Dienste leisten und geleistet haben. Statt zu bedauern, daß ihr Forschungsgebiet eingeschränkt worden ist, kann man es vielleicht begrüßen, im Interesse der Wissenschaft und der Wahrheit selbst.

Für gewisse Arbeiten genügt es eben nicht, die Sprache zu verstehen, um sie richtig zu deuten, sondern es gehört dazu auch eine große Unabhängigkeit des Geistes und Charakters und gewisse Vorkenntnisse. Wenn nun sich diese Eigenschaften selten bei Laien vereinen, wie viel seltener müssen sie sich erst bei Geistlichen zusammenfinden!

Aber diese Seltenheit ist nicht das Hauptunglück der guten Missionäre. Es gibt welche, die bei aller guten Kenntnis der chinesischen Sprache eine wirkliche Landplage bilden und unwillkürlich die bittersten Feinde der europäischen Kultur in China sind. Es sind die Zeloten. Einige böse Fälle. Im Jahre 1860 hatte der französische Botschafter in China, der Baron de Gros als ersten Dolmetscher einen Missionsgeistlichen. Dieser scheute sich nicht, gegen Wissen und Willen des Botschafters in den chinesischen Vertragstext einen Artikel einzuschmuggeln, welcher jeden Tag einen Krieg zwischen Frankreich und China hervorrufen kann und schon viel Unheil angerichtet hat.

Darnach verpflichtete sich die chinesische Regierung, den gegenwärtigen Missionen das Eigentum zurückzustellen, welches den Jesuiten bei ihrer Vertreibung vor hundertfünfzig Jahren konfisziert worden ist. Doch wurde dies Eigentum, das inzwischen durch mehrere Hände ging, oft unter eine große Anzahl von Personen geteilt, mit Häusern und teilweise sogar mit inzwischen populär gewordenen Tempeln bebaut, so daß eine Rückgabe zu einer sehr schwierigen Sache geworden ist. Trotzdem und obwohl die chinesische Regierung von der Tatsache der Einschmuggelung jenes Artikels sehr wohl unterrichtet ist, hält sie sich an ihre Unterschrift und ist bereit, alle Opfer zu bringen, um den Rückkauf zu ermöglichen. So hat sie in Tschong-Ju in der Provinz Se-Tschün für ein Grundstück ein anderes doppelter Größe und die sämtlichen Baukosten für eine katholische Kirche angeboten.

Aber nein, sie wollen denselben Fleck Erde zurück. Daher die Unruhen und Plünderungen, welche die Christen von Tschong-King 1862 zu erleiden hatten und für welche dann die chinesische Regierung reichliche Entschädigung leistete. Daher auch die Ermordung der beiden Missionäre, welche unvorsichtigerweise in ein Dorf geschickt worden waren, wo diese Ereignisse und die strenge Unterdrückung, der ihnen folgte, den Haß der Chinesen gegen die Missionäre zur Wut gesteigert hatten. 1870 endlich hatte die Sainte Enfance nach mehrjährigen fruchtlosen Bemühungen endlich eine gewisse Zahl chinesischer Kinder, welche infolge der Ueberschwemmungen des gelben Flusses von ihren Eltern verlassen worden waren, in ihrer Anstalt in Tien-Tsin zusammengebracht. Als sich die Eltern von dem Unglück der Ueberschwemmung ein wenig erholt hatten, waren sie gekommen, ihre Kinder zurückzufordern. Aber da die Kinder getauft waren, wurde die Rückgabe verweigert und man ließ sie verschwinden in eine andere Provinz. Das war die Ursache des Massakers, in welchem nicht nur die Missionäre, sondern die Franzosen von Tien-Tsin einschließlich des Konsuls zu Grunde gingen.

Eine andere Tatsache. Wir sind im Jahre 1860. Auf den Hilferuf der Missionäre hat Frankreich sein Heer geschickt. Für sie ist es gekommen. Sie triumphieren. Sie sagen es und unglaublich, man soll es auch sehen. Also überall in Ning-Po, in Shang-hai, in Canton, in Peking erheben sich dank der Kriegsentschädigung und der Freigebigkeit der Regierung Frankreichs Kirchen als öffentliche und ewige Zeichen des Triumphes der Missionäre. In Canton wünschte der Bischof, daß die zu erbauende Kirche eine Kathedrale sei, die Millionen kosten sollte. Wozu, für wen, nachdem die Stadt kaum zwei- oder dreihundert kümmerliche Christen zählt? Wie aber und womit, nachdem er, wie seine Amtsbrüder, zunächst nur hunderttausend Franken erhalten hatte? Gott wird weiter sorgen. Mit dieser ersten Summe legte man die Fundamente. Dann setzte man den Gründungsstein und lud zu der Feier den Vizekönig, der sich herbeiließ, zu erscheinen. Nach diesem Grundstein wurde kein weiterer mehr versetzt, weil keine Steine mehr da waren.

Man wendet sich an den Konsul, ob man nicht die Erlaubnis bekommen könnte, die von diesem oder jenem Berg gefallenen Steine in der Nähe der Stadt, welche die Straße verrammeln, wegführen zu dürfen. Es käme dem Verkehr zu Gute. Der Konsul erbittet die Erlaubnis vom Vizekönig, welcher sie erteilt. Doch fehlt das Geld. Neue Verrechnung auf die Kriegsentschädigung. Es fehlt wieder an Steinen.

Wenn man auf den Bergen die Steine, welche schon nicht mehr recht halten wollen, nehmen würde, dann brauchten sie nicht mehr herunterzufallen. Wird auch genehmigt. Dritte Aufrechnung auf die Kriegsentschädigung und bald wieder keine Steine mehr. Ah, Herr Konsul, wenn Sie uns die Erlaubnis verschaffen würden, den Berg ein bischen anzuschneiden und einen Steinbruch anzulegen, einen ganz kleinen. Gut, sagt der Vizekönig, aber habt acht auf den Friedhof, der auf dem Berge sich befindet. Brecht nicht zu weit vor, das würde die Sicherheit gefährden und die Bevölkerung vor den Kopf stoßen. Man grub und brach Steine, aber nicht so wenig. Und man grub und brach, bis die Stadt unruhig wurde und zu murren anfing. Der Vizekönig erfährt von der Sache. Bah, nur weiter. Und man grub und brach weiter, bis eines Tages die Einwohner über die Christen herfielen und ihnen nicht übel mitspielten.

Diese Beispiele könnten vervielfacht werden. Ein Kind tritt zum Christentum über. Es verzichtet auf den Ahnenkultus und insbesondere auch auf die Kosten. „Dann gib die Erbschaft heraus", sagen seine Brüder und Verwandten. Der Bekehrte weigert sich. Prozeß. Die Missionäre legen sich darein. Man ersucht sie, anderswohin zu gehen. Christenverfolgung, steht in den Annales de la Propagation de Foi.

Ein Missetäter wird verfolgt. Er verlangt die Taufe. Er soll sie haben. Inzwischen gibt man ihm, was er am nötigsten braucht: ein Asyl. Aber wenn die Gnade des Verbrechers Herz gerührt hat, so hat sie das des Gerichts durchaus ungerührt gelassen, denn es sperrt den Uebeltäter ein. Christenverfolgung, sagen die Annalen. Weiß man, was der Traum der Missionäre ist? Es ist die Gerichtsbarkeit über ihre Christen, sonst nichts. Hat nicht einst das Christentum in Rom auf diese Weise seine ersten Fortschritte gemacht?

Die Macht ist eben nicht bloß der beste Beweis des Erfolgs, sie ist auch das Mittel dazu. Und wenn nicht die wirkliche, dann doch der Schein. Und das merkwürdige ist, daß die Herren, wenn sie den Zweck ihrer Anwesenheit in China auf einen Augenblick vergessen, die besten Leute von der Welt sind, liebenswürdig, nicht stolzer als der geneigte Leser und ich und dienstfreundlich bis zum äußersten. Gerne und mit Vergnügen stelle ich ihnen dies Zeugnis aus, denn ich kann mir nur Glück wünschen zu den privaten Beziehungen, welche ich mit ihnen unterhalten habe. Hört man sie über ihren Patriotismus sprechen, so überrascht es nicht, daß man gelegentlich glaubte, sich ihres Einflusses bedienen zu können, so zweifelhaft er in Wirklichkeit sein mag. Aber die guten und sanften Männer verlieren sogleich den Kopf, wenn das Interesse der

Religion oder ihres Ordens im Spiel ist. Ich werde mich immer der Hindernisse erinnern, welche der Bischof von Se-Tschün dem Antritt meiner Reise in dieser Provinz bereitete und den Streich, den er mir nach meiner Ankunft dort spielte. Denken Sie doch, ich hätte den dortigen Christen, die bisher von aller weltlichen Berührung frei geblieben waren, einen Franzosen zeigen können, der nicht regelmäßig zur Kirche ging, keine Kniebeugung vor einem Bischof machte usw. Unmöglich. Der gute Mann schlief nicht mehr in der Nacht.

Aber die Kniffe sind nutzlos und ich nähere mich der Grenze von Se-Tschün. Anderes Bild. Ich finde bei meinem Einzug in die Provinz einen von dem Bischof selbst ausgewählten Missionär, der mich überall hinbegleitet, meinen Führer macht, meinen Dolmetscher, mit einem Wort die dienstbereite Ergebenheit selbst. Kindliches Gemüt! Der Bischof hatte heimlich das Gerücht verbreiten lassen, daß ich käme, um die Schäden, verursacht durch die Erhebung gegen die Christen, festzustellen und die Bestrafung der Schuldigen zu beschleunigen. Und mein guter Begleiter hatte vor allem die Aufgabe, die Richtigkeit dieser Verbreitungen glaubhaft zu machen. Das der Zweck seines Diensteifers. Wenn es auf ihn und seinen Herren angekommen wäre, wäre ich wohl in der Provinz Se-Tschün geblieben.

Ein letzter Beweis, wohin Fanatismus und Unverstand führen kann. Der Pater Feron, unzufrieden mit dem König und der Regierung von Korea, beschließt, sich an ihre Stelle zu setzen. Nichts einfacher als das. Man braucht nur nächtlicherweile sich der alten Königsgräber zu bemächtigen, den Inhalt fortzuschleppen und nur gegen Erfüllung gewisser Bedingungen wieder herauszugeben. Gesagt, getan. Er ging nach Shang-Hai, verständigte sich mit dem Kapitän eines portugiesischen Handelsschiffes, einem richtigen Seeräuber. Der Mannschaft wird Beute versprochen und man fährt ab. Der Streich mißlang und die Missionäre in Korea wurden gehängt. Der Anstifter wird nach Frankreich zurückgeschickt. Einige Zeit darauf will jedoch der Admiral der französischen Flottenabteilung im chinesischen Meer, wahrscheinlich aufgehetzt von andern Missionären, den Tod der Gehängten rächen. Er fährt nach Korea, wo er zurückgeschlagen wird und eine Anzahl Tote und Verwundete zu beklagen hat. —

Damit will ich das unerquickliche Kapitel schließen in der Hoffnung, daß der Leser die Absicht nicht verkennen wird und die Aufschlüsse, die es gewährt, würdigt.

Vierter Teil.

Die Regierung.

Es gibt in China ein Wort, welches bei jeder Gelegenheit wiederkehrt. Es ist das Wort: Schen. Wörtlich übersetzt heißt es Menschheit. Die Chinesen geben ihm jedoch noch einen zweiten Sinn und es bedeutet dann nichts anderes als Zusammengehörigkeit, Zusammenhang, Solidarität. Damit ist aber die Erklärung noch nicht erschöpft. Das Schen ist nicht nur ein Streben nach Zusammengehörigkeit, Solidarität, ein Gefühl oder eine Tugend wie Nächstenliebe, Liebe oder Brüderlichkeit. Es ist ein Tatbestand, ein Zustand. Es umfaßt nicht nur die lebenden Wesen. Es verpflichtet, Leben zu erzeugen, soviel als möglich Wesen in das Leben zu rufen. Was würden in der Tat Schen, Menschheit, Solidarität in einem Lande bedeuten, wo die Menschen so selten wären, daß sie sich nicht sähen und sich kaum kannten? Erinnern wir uns an die religiösen Vorschriften: „Vergangenheit und Zukunft seien vor Euren Augen, wie wenn sie wären. Es sind verborgene Dinge, aber sie sind. Ihr könnt nicht das ganze Menschengeschlecht sehen, aber es existiert und es ist Eure Pflicht, daß es sich immer mehr offenbare.“ Wenn das so gekennzeichnete Schen sich verwirklicht, ist es die Quelle aller Glückseligkeiten. Ueberfluß, Reichtum, Friede, Freiheit, Glück sind seine natürlichen Folgen. Wird es verkannt, so hören Zusammenhang, Solidarität nicht auf, denn die Einheit des Wesens ist unzerstörbar, aber es ist eine Solidarität in Uneinigkeit, Ungleichheit, im Widerspruch, im Uebel. Die unvermeidlichen Folgen sind dann der Mangel, die Armut, der Krieg, die Knechtschaft, das Unglück in allen seinen Formen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich in China häufig die Gelegenheit ergibt, davon zu sprechen.

Das Schen hat keine andere Grundlage als die Einheit des Menschen und der Erde oder des physischen Universums und vielleicht weil nach ihrer Lehre der Mensch, der Mittler

zwischen Himmel und Erde, sie in sich beide verkörpert, haben die Chinesen dieser Auffassung von den Dingen den Namen Menschheit gegeben.

Das Schen ist nicht in dem Reich der Ideen geblieben. Die Chinesen haben ihm alle ihre Einrichtungen nachgebildet. So auf dem Gebiete des Geistes, den Kult des Himmels und die Ahnenverehrung, so auf physischem Gebiete die Sorge um die Vereinigung der Erde nicht nur mit der Menschheit, sondern mit jedem ihrer Glieder und in jedem so, daß sie eine Einheit sein kann. Auf dem Vatergut ruht der Herd der Familie. Der Grundbesitz gibt jedem Bürger seinen politischen Wert. Und auf dem Recht und der Pflicht für jeden Menschen mit der Erde verbunden zu sein, ist der Gemeinbesitz des Grund und Bodens aufgerichtet, die Einrichtung des Nutzeigentums, der Rückfall nicht gepflegter Ländereien an den Staat und das Steuersystem nach der Bodenfläche, welches diese verschiedenen Maßnahmen zusammenfaßt und heiligt. Das Jus uti et abuti des römischen Rechts wäre demnach in China Gottesraub und ein Verbrechen an der Majestät der Menschheit. Die freie und frei gebliebene Erde ist so das Band geworden für die Menschen und das wirksamste Mittel für ihre Vermehrung und ihre Zusammengehörigkeit. Das Körper gewordene Schen wurde der Grundstein, auf welchem die Zivilisation aufgebaut ist und diese Zivilisation hat Früchte getragen, wie sie anderwärts unbekannt sind.

Eine Bevölkerung von einer in keiner Gesellschaftsordnung gesehene Dichtigkeit, in der sozusagen die wiedererweckten Toten die Reihen der Nachwelt füllen, ist so ans Licht gekommen, ohne einem Hindernis zu begegnen, das sie hätte aufhalten können. Nicht nur ihrer Vermehrung entsprach die Zunahme des Ertrags der Erde, sondern sie konnte auch für ihre moralischen Bedürfnisse in einer Weise sorgen, die keine andere Nation erreicht. Wenn das erste dieser Bedürfnisse, die Freiheit, daran zu messen ist, wie ein Volk sich selbst regiert, hat es in dieser Beziehung kein anderes Volk auf die gleiche Höhe gebracht wie das chinesische. In dem Maße, wie das Schen eine Wirklichkeit wurde, in dem Maße die Bevölkerung zunahm, nahm die Steuer für jeden Einwohner ab soweit, daß sie heute nur mehr drei Franken beträgt. In dem Maße sich das Land mit Menschen füllte, wurde die Wirkung der Regierung immer weniger fühlbar für den Einzelnen, sodaß ein einziger Beamter auf je 400 000 Bewohner genügt.

Das Schen hat demnach zwei ungeheure Wirkungen. Durch die der Familie notwendigerweise innewohnenden Rechte und ausschließlichen Befugnisse treibt es die Bürger ihre ganze

Unabhängigkeit zu bewahren. Durch die Natur der Mittel, welche der Regierung allein noch überlassen sind, umschreibt es deren Rolle und Macht derart, jeden Uebergriff von dieser Seite auszuschließen und bannt sie in solche Grenzen, daß sie der Fortschritt der Dinge selbst fast auf ein Nichts herabsetzt.

Das Schen, das heißt dieser soziale, politische wirtschaftliche, religiöse Gedanke hat eine grundlegende Bedeutung hinsichtlich des Eingreifens und Nichteingreifens der Regierung im Staat. Diese Zeilen mußte ich vorausschicken bevor ich nun die Rolle der Regierung näher auseinandersetze.

I.

Nicht auf den ersten Anhieb haben die Chinesen die Form und den Zweck der Regierung entdeckt. Obwohl sie treulich das Gedenken bewahrten an die Lehren, welche ihnen die Weisen des Altertums hinterlassen hatten und welche sie dann zum Ziele führen mußten, so sind sie doch nicht dahin gelangt ohne zahlreiche Tastversuche und schmerzhafte Erfahrungen. Man kann so weiter gehen und sagen: Die Anwendung jener Lehren erforderte während Jahrhunderte eine solche Intelligenz, daß sie nur von einer sehr kleinen Zahl besonders hervorragend begabter Persönlichkeiten geleistet werden konnte. Der Ritus der Dynastie der Tscheu, der besonders im II. bis IV. Jahrhundert v. Christus gepflegt worden zu sein scheint, dieser große Anfang ist nichts anderes als eine Zusammenfassung von Gesetzen und Bestimmungen zum Zweck, die Einheit der Menschheit zu verwirklichen und die des Menschen mit der Erde. Fast alle Beamte dieser Zeit sind landwirtschaftliche. Die Einen leiten die Bewässerung, indem sie nicht nur die Arbeiten ausführen, sondern auch den Zeitpunkt bestimmen. Andere besorgen die Saat und sagen dem Volk, welche Pflanzenart diesem oder jenem Boden angemessen ist. Andere überwachen die Düngung. Sie wachen darüber, daß der Dünger mit größter Sorgfalt gesammelt wird, schreiben dessen Zubereitung und Anwendung vor. Andere führen in die wenigst bewohnten Gebiete Militärexpeditionen, denen sie die Landwirtschaft lehren. Es gibt kein landwirtschaftliches Geschäft, das nicht bis in die letzte Einzelheit geregelt ist. Der Fortschritt, die Zivilisation, das Schen entwickeln sich von Autoritätswegen, despotisch. Dieser Anfang dauerte wie gesagt Jahrhunderte. Aber endlich ist er abgeschlossen. Das Reich ist überall bevölkert, überall offen. Sein Hauch und der des Menschen steigen zusammen zum Himmel.

Das Werk ist vollendet. Gewiß, aber der Herrscher ist dabei Despot geworden. Und nun beginnt die lange Reihe der Rechterückforderungen und Gegenwirkungen, von welcher ich

früher sprach, und welche erst gegen das III. oder IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in die Regierungsform mündet, welche den Gegenstand vorliegender Arbeit bildet. Das Volk jedoch geht mächtiger als je aus diesen Prüfungen hervor. Den Lehren, welche sozusagen von den Tscheu geoffenbart waren, fügt es die Ergebnisse seiner Erfahrungen hinzu, die ihm der erstern Wahrheit bestätigen.

Es hat nicht nur gelernt, sich mit der Erde zu vereinigen, sondern auch sich zu regieren. Die Erde hat ihm nicht nur das Leben gegeben, sondern auch die Freiheit. Es denkt, vergleicht, überlegt. Den philosophischen Lehrsätzen und Aphorismen, geheiligt beinahe durch die ersten Weisen folgen die Formeln, welche die überall aufstehenden Gelehrten aus der Beobachtung ableiten. „Die Ordnung kommt nicht von der Gewalt," sagen sie. „Die Gesellschaft regiert sich von innen nach außen." „Die Familie ist ein kleiner Staat. Der Staat ist nur eine Vereinigung von Familien."

„Der Staat ist nur eine Gesellschaft zur gegenseitigen Versicherung. Je größer die Zahl der Versicherten, desto geringer das Risiko und die Prämien."

„Die Regierung ist nur der Syndikus der Gesellschaft."

„Nichts ist schwieriger als die Grenzen der Regierungstätigkeit anzugeben. Im wesentlichen können ihr Zweck und ihre Aufgabe nur darin bestehen, die Einrichtungen vor jedem innern und äußern Angriff zu bewahren, indem sie selbst sich enthält, daran zu rühren."

„Sie hat der Zivilisation nicht die Wege zu weisen, sondern nur ihren Gang in dem Geleise zu erhalten, der von der Tradition und den Jahrhunderten vorgezeichnet ist."

„Wenn sich die Regierung streng an diese Verhaltungsmaßregeln hält, wird sie niemals das Bedürfnis fühlen, sie zu verlassen."

„Wenn sie sie beobachtet, werden die Familien sich vermehren und imstande sein, selbst die Geschäfte ihrer Gemeinden und Provinzen zu besorgen und die Regierung braucht sich nicht damit zu befassen."

„Die beste Regierung ist die, welche man nicht sieht."

Im Ganzen scheinen die Chinesen die Regierung als einen Fremden zu betrachten, von dem sie der Fortschritt allmählich befreien soll oder dessen Rolle durch den Fortschritt auf das mögliche Mindestmaß eingeschränkt werden wird. Das ist ihr Ideal. Die folgenden Zeilen werden zeigen, wie weit sie sich ihm genähert haben.

II.

Die Zahl der Ministerien, welche die Regierung bilden, ist ein erster Maßstab. Es gibt nur sechs. Deren Namen sind ein zweites Zeichen: Personal, Finanzen, Ritus (d. h. Inneres und Aeußeres vereinigt), Heer, Justiz, öffentliche Arbeiten. Das ist alles. Also weder Kultus, noch Landwirtschaft, noch öffentlicher Unterricht, noch schöne Künste, noch Posten, noch Handel, noch Marine, noch Kolonien. Nicht als ob sie gänzlich fehlten, aber was von ihnen da ist, ist kaum der Rede wert. Manche wären auch gänzlich überflüssig.

Wozu ein besonderes Kultusministerium in einem Staat, in dem es keine andere Religion gibt als die Zivilisation selbst und keinen andern Kultus als den häuslichen wie den Ahnenkultus und an öffentlichen Kulthandlungen vier oder fünf Feierlichkeiten im Jahre mit dem einzigen Kaiser als Priester? In einer solchen Zivilisation ist das Kultusministerium auf das ganze Land verteilt zunächst in alle Familien, dann in die andern Ministerien, aber an sich sichtbar und wirksam ist es nirgends. Sich staatlich mit den Glaubensvorstellungen der Einzelnen, ihren Phantasien, den Launen ihrer Einbildungen beschäftigen, hieße ihnen eine Bedeutung beilegen, die sie nicht haben können und dürfen. Man unterdrückt keine, weil man durch Staatsautorität abergläubische Vorstellungen der Einzelnen nicht ausrotten kann und weil niemand das Recht hat, sich darum zu kümmern. Es schiene vielmehr ungerecht, sie zum Gegenstand amtlicher Tätigkeit zu machen, für deren Kosten die Allgemeinheit aufzukommen hätte. Man läßt sie vollkommen unbehelligt unter der Voraussetzung jedoch, daß sie nicht allzuweit sich in das Gebiet der gefährlichen Träume und Illusionen verlieren. So glaubte die Regierung zu wiederholten Malen das Eigentum der buddhistischen Tempel einziehen zu müssen, um es dem Volk zurückzugeben und so widersetzt sie sich den Eingriffen der fremden Religionen in das bürgerliche Leben. Darin besteht alles in allem die Rolle der Regierung auf religiösem Gebiet. Man sieht: Wenn einst das Kultusministerium eine offizielle Einrichtung sein konnte, so ist es seit langem sozusagen aufgesaugt von der Nation. Eine ähnliche Aufsaugung, welche mir als eine der schönsten Erfolge der chinesischen Zivilisation erscheint, ist die des Landwirtschaftsministeriums. Ich sagte vorhin, daß es unter der Dynastie Tscheu eigentlich die ganze Regierung ausmachte. Es ist vollkommen verschwunden. Und trotzdem blüht die Landwirtschaft nirgends so wie in China. Man darf sich darüber nicht täuschen: Was die Landwirtschaft blühen macht, das ist vor allem die Gerechtigkeit. Ich weiß, ich wiederhole mich. Und doch nicht: die chinesische

Zivilisation wiederholt sich. Aber welch schönerer glänzenderer Beweis ihrer Einheit als daß sie von jedem Gesichtspunkt aus betrachtet von denselben Strahlen beleuchtet wird und daß diese Strahlen sich zu demselben Licht vermählen? Tut Gerechtigkeit der Erde. Gebt ihr zurück, was sie Euch gibt. Verschleudern, was übrig bleibt, ist ein Verbrechen. Werft es nicht in das Meer, exportiert nicht Euer Land. Die Erde ist der Körper der Menschheit. Vereinigt Euch ihr, wie die Seele mit dem Körper vereinigt ist. Gerechtigkeit dem Bauern. Laßt nicht Müßiggänger die Frucht seiner Arbeit rauben, nicht seinen Schweiß, der die Felder befruchtet. Häuft nicht auf die Arbeit, die ihn beugt, die Last einer Steuer, die ihn erdrückt. Das Land, das Eurem Vergnügen dient, soll wenigstens soviel zahlen als das, was Euch ernährt. Dann werden die Menschheit, das Schen ihrer Früchte tragen. Die Menschen haben sich vermehrt, dank dem Wachstum der Bevölkerung, hat die Erde eine Fruchtbarkeit erreicht, die kein Gelehrter zu träumen wagte. Auf demselben Felde, im selben Jahre folgen sich Ernten auf Ernten, die Garben türmen sich und auf einer Fläche, die vor tausend Jahren kaum ein paar Menschen kümmerlich ernährte, leben heute fünfhundert im Ueberfluß. Und niemand ist zu dem Glauben berechtigt, daß die Grenze erreicht sei. Menschheit, Einheit, Gerechtigkeit.

„Sittlichkeit! sagte Konfuzius. Der Rest ist nichts." Der Rest, er ist seit Jahrhunderten in dem Herzen, in dem Kopf, in den Gliedern eines jeden Chinesen. Alle kommen sie als Landwirte auf die Welt, hat man oft gesagt. Atavismus? Wenn man will. Religion, Kultur mit einem Wort das Leben sind da, wo das Leben in dem Blute des ganzen Volkes ist. Und darum ist heute in China nicht mehr die Rede von einem Landwirtschaftsministerium.

Was den öffentlichen Unterricht anlangt, so ist zu unterscheiden. Der Elementarunterricht ist wie gesagt vollkommen privat. Die Kinder erhalten ihn in der Familie, in der Schule, die mit dem Ahnentempel verbunden ist, wenn die Familie einen solchen errichtet hat oder in Schulen, die jedermann das Recht hat zu eröffnen und die sehr zahlreich sind. Der häusliche Kultus, welcher den Schulunterricht zu einer der strengsten Pflichten macht, macht auch jedes Gesetz und jedes Eingreifen der Regierung völlig überflüssig. Da anderseits die Bevölkerung sehr dicht ist, braucht sich auch die Regierung um die Lehrkräfte nicht zu kümmern, die stets einer genügenden Anzahl von Schülern sicher sein können. Die reicheren Eltern bezahlen dabei für die Aermeren mit. Und so gibt es in China kein Kind, das nicht täglich sicherer zur Schule gehen kann, als bei uns zum Bäcker. Ich habe schon einiges

über die Hauptgegenstände dieses Unterrichts gesagt. Ich werde eingehender darauf zurückkommen. Inzwischen möchte ich noch eine Bemerkung hinzufügen. Man weiß, daß die chinesische Schrift eine Bilderschrift ist, d. h. daß jedes der Zeichen dieser Schrift nicht einen Buchstaben wie in den phonetischen Schriften, ja nicht einmal ein Wort, sondern eine Idee bedeutet. Indem ein Kind lesen und schreiben lernt, erfüllt es sein Gedächtnis nicht nur mit Worten, sondern mit Gedanken, die es erklären, erläutern, vergleichen muß, was natürlich die Entwicklung des Geistes beschleunigen muß.

Wie oft war ich Zeuge der Verblüffung von Europäern, die von Kindern von 10 bis 12 Jahren ob ihres linkischen Verhaltens in gewissen Gelegenheiten, bei welchen es sich um Kraft- oder Kombinationsleistungen handelte, verlacht wurden und angeleitet wurden, von chinesischen Kindern, welche ihnen wahre Sachlektionen gaben und ein bemerkenswert richtiges Urteil zeigten. Und ich selbst, wie oft habe ich mich überrascht, wie ich ernsthaft mit ihnen plaudernd hinterher ganz erstaunt war über die Bestimmtheit und Richtigkeit ihrer Antworten und Betrachtungen. Zweifelsohne, der Unterricht der Familie, alle Art Lektüre, die Ratsversammlungen, denen sie alle vierzehn Tage beiwohnen, auch die Inschriften, welche in Menge an den Häusern, Straßen, Kanälen, Brücken, in den Tempeln, auf öffentlichen und privaten Friedhöfen, welche alle an irgendeine Pflicht erinnern, einen Gedanken, den Geist oder das Gemüt zu erheben eingeben, vor allem aber die Ausübung der Gerichtsbarkeit, welche ihre Eltern unter ihren Augen vornehmen, genügen und darüber, solche Frühreife zu verstehen, welche Europäer so tief ergreift und überrascht. Aber sollte die Schrift selbst, welche die Grundlage dieser so allumfassenden Art der Erziehung und des Unterrichtes ist, nicht eine der großen Ursachen für die Tatsache sein, die ich eben angeführt? Diese Frage möchte ich dem Leser zu bedenken geben. Wie dem sei, es besteht in dem Volke eine Dosis gesunden Menschenverstandes, eine ebenso bemerkenswerte Menge von Ideen, die man wohl dem Elementarunterricht, wie ihn die Chinesen auffassen, zuschreiben muß.

Was den höheren Unterricht anlangt, der allen zugänglich, aber nicht allen gleicherweise notwendig und genehm, so wäre es ungerecht, wenn die Regierung dafür sorgte, da dann die Allgemeinheit dafür bezahlen müßte. Infolgedessen befaßt sich die Regierung nicht damit. Da jedoch der höhere Unterricht eine zu wichtige Sache ist, als daß er ganz in den Händen der Privaten gelassen, in Fortschritt und Verbreitung im Publikum ganz auf deren Initiative angewiesen sein könnte, so ist die Oberleitung der Akademie Han-Lin anvertraut. Der

Beitrag der Regierung beschränkt sich so auf die allernotwendigsten Kosten. Was darüber geht, wird durch Schenkungen und durch die Schüler, die inmitten einer so zahlreichen Bevölkerung immer in großer Anzahl vorhanden sind, gedeckt. So wird die Direktion von der Regierung, die Professoren aber von den Studierenden bezahlt.

Wenn nun aber der Staat im höheren Unterrichtswesen so sparsam umgeht mit den öffentlichen Mitteln, so gibt es andere Gebiete, auf welchen er sich weit freigebiger zeigt. Man weiß, daß er aus dem Stande der Gelehrten je nach den Graden, die diese erreicht haben, die Beamten aller Stufen bis zu den höchsten wählt. Der Gelehrte, welcher als erster aus der Doktorprüfung hervorgegangen ist, kann Anspruch auf die Hand einer kaiserlichen Prinzessin erheben. Hat der Kaiser keine, so adoptiert er eine von einem seiner Minister und gibt sie dem Doktor zur Frau. Aber auch ein greifbarer Vorteil ist dabei: Er hat sofort den Rang eines Ministers oder Vizekönigs. Und er übt das Amt, nachdem er zwei oder drei Jahre die verschiedenen Provinzen bereist hat. Ueberall wird er mit kaiserlichen Ehren empfangen. Er allein darf wie die Minister, die Vizekönige, die Großinspektoren des öffentlichen Unterrichts, die glänzenden Paläste der Universitäten bewohnen. Doch seine erste Pflicht ist, seine Eltern zu begrüßen, denen er die Zeichen der kaiserlichen Huld zu überbringen und zu danken hat für die Ehren, welche er ihren ersten Sorgen verdankt. Leider oder glücklicherweise können nicht alle Gelehrten Doktoren, ja nicht einmal Kandidaten sein, denn die Prüfungen sind sehr schwer und alle Kandidaten können auch nicht Beamte werden. Es gibt ja so wenige. Die andern tauchen unter in der Menge, deren geistigen Stand sie heben in den verschiedenen Berufen, die sie ergreifen.

Nun stellt man sich leicht vor, warum die schönen Künste nicht in der Regierung vertreten sind, ja nicht einmal ermutigt werden. Trotz der hohen Meinung und der Achtung, ja des Enthusiasmus, die man dafür hat und womit die Gelehrten davon sprechen, namentlich von der Musik, glaubt man doch nicht, daß sich der Staat damit abzugeben habe. Es waren Privatmittel, aus welchen einer der ersten Kaiser der gegenwärtigen Dynastie die französischen Maler bezahlte, die er in seinem Palast arbeiten ließ. Es gibt keinerlei amtliche Kunstschule und keine, die amtlich unterstützt würde. Wer Geschmack daran findet, möge dafür Opfer bringen, soviel er will. Man fände es skandalös, solche andern aufzuerlegen. Aber wie immer greift hier das Publikum ein und liefert für alle Arten der Kunstübung eine so große Zahl Liebhaber, daß es im Verhältnis in China nicht weniger Musikbeflissene gibt wie in Deutsch-

land, noch auch weniger Zeichner und Maler wie in Frankreich oder Italien. Jeder Dienstbote spielt irgendein Musikinstrument und fast jeder Arbeiter ist imstande, ein Haus zu schmücken. Viele Brücken sind so schön, wie die schönsten in Europa und die Kanäle geben unseren stolzesten Ingenieurwerken nichts nach. Ich habe übrigens schon bemerkt, daß die Theater selbst in den abgelegensten Dörfern ein so zahlreiches Publikum finden, daß sie mehreremale im Monat spielen können. Doch möchte ich die chinesische Kunst keineswegs in jeder Hinsicht verteidigen, noch weniger sie mit der europäischen vergleichen, obwohl letztere in jüngster Zeit nicht unbeträchtliche Anleihen bei ersterer gemacht hat. Aber überzeugt bin ich, daß die Summe von Kunst im Volk in China viel größer ist als in Europa. In der Tat, wenn die Kunst ihrem Wesen nach symbolisch ist, wie sollte ein Volk, dessen Angehörige alle lesen können und schreiben, und zwar eine so symbolische Schrift wie die chinesische, nicht ein Künstlervolk sein?

Wollen Sie einige der beliebten Vergnügen in China kennen lernen? Man mietet auf einen Tag einen Kiosk am Ufer eines Wassers in angenehmer Lage auf dem Lande. Man bricht am Morgen mit einigen Freunden auf mit Pinsel, Tintenstift und Papier. Man frühstückt, ißt zu Mittag, inzwischen macht man Verse um die Wette über freigewählte oder gegebene Themen. Die Musikliebhaber sind Mitglieder irgendeines Gesangs- oder sonstigen Musikvereins, die sehr zahlreich sind in China. Man sieht daraus, daß die Kunst in China nicht weniger gepflegt wird als anderwärts und daß der Chinese nicht ewig über die Erde gebeugt lebt. Poesie und Musik sind jedoch nicht die einzigen Zerstreuungen der Art. Ich glaube, ich bin noch Mitglied einer Ruder- oder Segelgesellschaft infolge eines oder zweier Preise, zu acht Franken, die ich eines Tages stiftete, als ich zu einem Feste inmitten der Regatten ankam, welche in der Nähe einer kleinen Stadt Hu-Pe am Ufer des Yang-Tse-Kiang veranstaltet worden waren.

Die öffentlichen Posten sind der Privatindustrie überlassen und dank dem Wettbewerb inmitten einer zahlreichen und rührigen Bevölkerung habe ich niemals ernste Klagen hinsichtlich der Pünktlichkeit und Ehrlichkeit des Dienstes gehört. Für den Staatsdienst verwendet die Regierung reitende Kuriere, welche ungeheure Entfernungen in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen. So habe ich behaupten hören, daß die Entfernung von Peking nach Han-Keu oder Tschen-Tu-Sen, der Hauptstadt von Se-Tschün, von mindestens vier- bis fünfhundert Meilen in dringenden Fällen in weniger als fünf Tagen bewältigt wird. In Shang-Hai wohnende Europäer wurden mehr als einmal von Nachrichten aus Peking und

Canton überrascht, die unter den Chinesen bekannt und verbreitet waren, mehrere Tage vor der Ankunft der Dampfschiffe, welche eigens geschickt worden waren, sie zu überbringen. Jedes Ministerium hat seinen eigenen Nachrichtendienst.

Der beste Minister, sagen die Chinesen, ist Herr Jedermann. Das trifft besonders zu für das Handelsministerium. Wenn ein Volk zahlreich ist, so gedeiht es, wenn es gedeiht, gehen die Geschäfte. Wenn die Geschäfte gehen, wozu dann ein Handelsministerium? Sorgt also, daß sich das Volk vermehre, macht gerechte Gesetze, gerechte und erträgliche Steuern und im übrigen, je weniger Ihr Euch einmischt, umso besser. Die Chinesen haben daher kein Handelsministerium. Die Zölle und die Statistik gehören zum Finanzministerium. Ich weiß wohl, was man einwenden wird. Man sagt: Gewiß, das System ist gut gewesen vielleicht für China, da es keine kommerziellen Beziehungen hatte mit dem Ausland. Jetzt aber, da Handelsverträge bestehen mit den Westmächten, wird sich eines Tages die Notwendigkeit eines besonderen Ministeriums fühlbar machen. Ich habe bereits auf diesen Einwand geantwortet. Man vergesse nicht, daß die ganze Steuer verteilt auf die ganze Bevölkerung nur ungefähr drei Franken für den Einwohner beträgt. Hat ein Volk, das eine so geringe Steuer zu zahlen hat, Handelsverträge nötig? Welche Konkurrenz hätte es zu fürchten? Welche Einfuhr zu verhindern, etwa die des Opium ausgenommen? Welche Art von Austausch hätte es einzuschränken oder zu unterdrücken? Die Anschauungen der chinesischen Regierungen stimmen nicht immer mit denen Europas überein, aber es gibt auch in Europa Geister, welche durchaus nicht vollkommen von der Vortrefflichkeit der europäischen Theorien überzeugt sind. In bestimmten Fällen verbietet China die Ausfuhr dieses oder jenes notwendigen Nahrungsmittels und das kann wirklich diesem Kaufmann, jenem Spekulanten unbequem sein. Immer sind solche Beschränkungen zufällig und von sehr kurzer Dauer und beeinträchtigen in keiner Weise die allgemeinen Gesetze des Warenaustausches. Europa glaubte China Handelsverträge aufzwingen zu müssen und China, welches behauptet, daß diese Verträge direkt gegen die Freiheit sind oder daß sie unnütz sind, wenn sie wirklich im Interesse der Völker liegen, hat jene Forderungen abgelehnt. Dann zur Unterschrift gezwungen, hat es diese Verträge zu Werkzeugen des Fiskus gemacht. Man wirft der chinesischen Regierung vor, daß sie damit Mißbrauch treibt. Aber was wirft man ihr nicht alles vor? Die Wahrheit ist, daß vor dem westlichen Handel und den Verträgen, die er veranlaßte, die auf die Einfuhr von Annam, Siam usw. erhobenen Abgaben im allgemeinen geringer waren

als heute. Doch sogar jetzt sind die Zölle auf europäische Waren im wesentlichen ad valorem Abgaben von 5—8 % für die meisten Artikel, von 8—12% für einige andere und von 33% für Opium. Und trotzdem vom Opium abgesehen verkauft das ganze vereinigte Europa an jeden Chinesen kaum für 50—55 Centimes jährlich Wollwaren und Kleinkram, während China für drei Franken an jeden Franzosen verkauft. Darauf beschränken sich die Vorteile, welche man sich von den Handelsverträgen versprach und alle erdenklichen Anstrengungen sind letzten Endes an der ganz kleinen einzigen Zahl gescheitert, den drei Franken, welche der Chinese Steuer zahlt. Das verlohnt wirklich nicht die Mühe der Verträge und der Einrichtung eines besonderen Ministeriums, sie abzufassen. Die Chinesen haben recht: Die Dreifrankensteuer und die Bevölkerungsdichte sind der beste Minister del Fomento. Der innere Handel, der eigene Verbrauch, die eigene Produktion befreit von jeder Steuer und so stark als möglich ohne die Möglichkeit, daß äußere Einflüsse ihr Gleichgewicht stören, das ist es, worauf es unmittelbar ankommt.

Die chinesische Kriegsflotte existierte sozusagen noch nicht vor dreißig Jahren. Sie bestand aus einer Anzahl Dschunken aller Größen, deren Aufgabe darin bestand, die Küsten zu schützen und Truppen von einer Provinz zur andern zu schaffen auf den Strömen und Flüssen. Es war eine einfache Verteidigungsflotte. Das Meer war ihr fast verboten. Nach üblen Erfahrungen mußte China das Mittel ungenügend finden und ohne die Politik reiner Abwehr zu verlassen, mußte es sich gegen die Zudringlichkeit besser gerüsteter Feinde vorsehen. Unter der Leitung von Franzosen, Engländern, Amerikanern hat man daher begonnen, Werften anzulegen, auf welchen wirklich einige Kriegsdampfschiffe gebaut wurden. Später fand man es billiger, die fertigen Schiffe in Europa zu kaufen und nun dienen, wie ich glaube, jene Werften nur mehr zu Reparaturen. Aber Dschunken, wie Fregatten, die ganze Flotte ist jetzt wie früher nur eine Abteilung des Kriegsministeriums.

Da China keine Angriffsflotte hat, so hat es auch keine Kolonien. Es hat niemals welche gewollt. Grundsätzlich nicht. Bis vor zweihundert Jahren ungefähr war es sogar den Chinesen verboten, sich auch nur in den allernächsten Küsteninseln niederzulassen wie Chusan, Hainan. Sie hatten dort Fischerstationen und hielten sich dort auch für die Zeit des Fischfangs, aber ihre Familien und ihre Wohnsitze blieben auf dem Festland. Sie waren für die Regierung strategische Stützpunkte für die Wachflotte, das war alles. Wozu dieses Verbot? Ich erfuhr es erst sehr spät. Anfangs sagte man mir, es sei, um Verwaltungskosten zu sparen. Aber die Chinesen entbehren so leicht

die Verwaltung, daß die Antwort offenbar nur den Zweck hatte, einen unbequemen Frager los zu werden. Dann sagte man mir, daß nach einem Volksglauben, die Seelen der Verstorbenen den Boden nicht verlassen, den sie zu Lebzeiten bewohnt haben und wer Gefahr läuft, auf fremder Erde zu sterben, zugleich zu fürchten hat, daß er niemals mehr mit der ewigen Familie vereinigt wird. Diese Erklärung, obwohl besser, konnte mich auch nicht völlig befriedigen. Der Chinese von Chusan konnte seine Leiche ebenso leicht nach Hause bringen lassen, wie der von San Francisko und so seine Seele zwingen, ihr zu folgen und die Reihe der Ahnen zu füllen. Und im übrigen ist das eine Angelegenheit des Geschmacks und nicht der Regierung. Die Wahrheit erfuhr ich eines Tages im Gespräch mit einigen chinesischen Freunden über das Schen.

„Ja, man bricht die Einheit des Menschengeschlechts, wenn man zwischen sich und sie, in der man geboren, unbekannte Räume bringt. Der Bruch ist vielleicht ewig, aber er ist unmittelbar. Nur inmitten unbebauter Gegenden, die der Fremdling durchwandert, kann er sagen „Das gehört mir", und in diesem Augenblick ist er jenseits der Menschheit. Er errichtet Schranken, wirft Wälle auf, baut Festungen und aus dem Fremden wird der Feind. Er vergißt, daß die Erde niemand gehört und daß der Mensch nur die Nutznießung hat und nur unter der Bedingung, daß er sie selbst bebaut. Der Großgrundbesitz, den man nicht ausbeuten kann ohne Großbetrieb, erzeugt die Knechtschaft, verhindert das Wachstum des Volks und vernichtet es. Und wenn man nicht mehr einig ist über die Grundbegriffe und wenn die Herzen aufhören, sich zu verstehen, hören die Lippen auf, dieselbe Sprache zu sprechen. Woher kommt es, mein Herr, daß heute so viele Völker Feinde sind, obwohl sie demselben Stamme entsprossen?"

So sprachen meine Freunde und während sie sprachen, kam mir die Geschichte der europäischen Kolonien in der ganzen Welt in den Sinn. Ich mußte an die Ungerechtigkeiten denken, die sie gekostet, die Opfer, die sie verschlangen, das Blut, das sie kosteten. Ausbeuter, die sie sich auf die „wilden" Völker stürzen. bleiben sie wenigstens mit ihrem Vaterlande verbunden? Nein. Mit Gewalt sprengen sie eines Tages die Fesseln, die sie an das Mutterland ketten, errichten Grenzen, ziehen Zollschranken, heben Heere aus, und die kostbaren Flotten, die sie einst beschützten, können von einem Tag auf den andern den Befehl erhalten, sie zu vernichten. Andere gestrandet an den Ufern eines Kontinents, der gestern beinahe noch unbekannt war, beargwöhnen sich bereits heute und lauern nur auf den Augenblick, da der Stärkere den Schwächeren aufsaugt.

Einer der Gelehrten erwiderte hierauf: „Ganz anders, mein Herr, ist unsere Art zu kolonisieren. Wir trennen und wir zerstreuen uns nicht. Wir gewinnen Boden Schritt für Schritt, ohne jemals Fühlung zu verlieren. Wir beanspruchen auch nicht einen Flecken Landes, den wir nicht auch wirklich einnehmen. Der Boden, auf den wir unsern Fuß setzen, ist besprengt mit unserm Schweiß. Er und wir bilden nur Eins. Auf diese Weise und in dem es sich bevölkerte, ist unser Vaterland gewachsen und so haben sich die „hundert Familien" ausdehnen können bis zu den Bergen von Tibet, bis zum Sand der Wüste und bis zum Meer. Nicht mit dem Schwert, mit dem Pflug haben wir es erobert und verteidigen wir es. Endlich, mein Herr, und ich hätte vielleicht damit anfangen sollen, wir befinden uns nicht unglücklich in unserem Lande, unsere Felder geben uns mit Zinsen zurück, was wir ihnen anvertrauen und von Auswürflingen abgesehen haben wir keinen Mann und keine Sapeke zu opfern für auswärtige Kolonien. Wer größere Aussichten auf größere Glücksgüter im Ausland zu haben glaubt, der gehe, aber auf eigene Rechnung und Gefahr. Wir haben kein Verlangen darnach und erwarten uns nichts davon.

Das ist die Erklärung, die ich bezüglich des vollkommenen Mangels an äußeren Kolonien erhielt. Doch scheint seit einem oder zwei Jahrhunderten diese Strenge der Auffassung etwas nachgelassen zu haben.

Die Inselgruppe von Chusan zählt heute mehr als 300 000 Einwohner. Die Insel Hainan ist ebenfalls stark bevölkert. Sogar Formosa beherbergt eine verhältnismäßig beträchtliche Zahl Chinesen. Aber Hainan und Chusan können nicht mehr als Kolonien betrachtet werden als Hyères, der Mont Saint Michel oder Korsika. Formosa liegt ja etwas entfernter vom Festland. Wenn aber China nach der Zerstörung der dortigen gefährlichen malaiischen Seeräubernester dort geblieben ist, so geschah es, weil die Art der einheimischen Bevölkerung sonst die alte Bedrohung sofort wieder erneuert hätte.*) Auch auf dem Festland mußte China für seine Sicherheit vorsorgen. Nachdem die Einfälle der Tonkinesen, Annamiten und Koreaner zu wiederholtenmalen zurückgewiesen worden waren, ließ man dort militärische Kolonisten zurück, welche die Bevölkerung an die seßhafte Lebensweise gewöhnten, im Ackerbau unterrichteten und sie in die Zivilisation einführten. Hernach hat man sie sich selbst überlassen und sich nur eine gewisse Aufsicht unter der leichtesten Souveränität vorbehalten. Ein gleiches Verfahren wendet man in Turkestan und in den nördlichen Grenzgebieten an.

*) Anm. d. Übers. Und die jetzigen Besitzer, die Japaner besitzen es vielleicht noch weniger, als es ihre Vorgänger besaßen.

Vielleicht werden sie auch noch einmal einverleibt, wenn die Bevölkerung es wünscht, wie es schon vorgekommen oder man zieht sich zurück, wenn die Gewähr der Sicherheit gegeben ist. Im Augenblick sind es nichts als Militärkolonien von keiner anderen Bedeutung als die hatten, welche China in Tonkin unterhielt. Man sieht in den geheimsten und tiefsten Beweggründen der chinesischen Politik ist kein Grund zu der Annahme gegeben, daß das Reich seine bisherige Richtung verlasse und an die Gründung eines besonderen Kolonialreichs denke, mit einem Kolonialministerium.*)

Ich habe damit die Ministerien erledigt, die es in China nicht gibt, und gehe zu denen über, welche es gegenwärtig gibt, und zu ihren Beziehungen zu der Bevölkerung.

III.

Das erste ist das Ministerium für das Personal. Der Name unter welchem es einst gegründet wurde ist sehr bezeichnend: Es hieß Volksministerium. Seine besondere Aufgabe war die Sorge für die Entwicklung der Bevölkerung. Zur Zeit der Tscheu, als die ganze Regierung eigentlich nur aus dem Landwirtschaftsministerium bestand, besorgte dieses auch die Geschäfte des Volksministeriums. Damals besaß die Bevölkerung das Land noch nicht erblich zur Nutznießung. Wenn unter der Leitung der Regierung die der Ernährung jeder Familie zugewiesene Bodenfläche dahin gebracht war, daß sie über das Bedürfnis hinaus erzeugte, so verschob das Volksministerium die Einwohner, siedelte sie etwas weiter weg an, wie dies noch heute in Japan geschieht. Das Volksministerium unterrichtete ferner durch besondere Beamte, von welchen ich schon gesprochen, die Einwohner in der Landwirtschaft. Auf diese Weise die Menschheit zu entwickeln, d. h. das Volk zu vermehren und zu diesem Zwecke die Menschen in den Ackerbau einzuweihen, war seine wesentliche Aufgabe. Sie ist seitdem verfallen und das natürlich von dem Zeitpunkt an, wo die Bevölkerung sich gleichmäßig über die Bodenfläche verbreitet hatte und in eine intensive Entwicklung übergehen mußte. So trat nach und nach das Volk selbst an Stelle des Volksministeriums, dem nur mehr die Leitung des Personals, dessen Titel und Dienste sich nach den Bedürfnissen der Zeit geändert haben, geblieben ist. Sogar die Nachrechnungen, welche eine direkte Folge seiner Obliegenheiten gewesen waren, wurden ihm genommen und dem Finanzministerium übertragen. Trotzdem ist es von der Tradition mit

*) Anm. d. Verf. In Europa verzweifelt man, die Araber Afrikas zivilisieren zu können; die Chinesen haben nicht nur die erwähnten Völker zu ihrer Kultur gebracht, sondern auch verschiedene Tartarenstämme, welche vordem ebenso ackerbaufeindliche Nomaden waren, wie die Araber, denen sie gleichen. Hier hätte Frankreich viel zu lernen.

solchem Ansehen umgeben, daß es heute noch das erste Ministerium geblieben ist und als das wichtigste von allen gilt. Zwei Umstände tragen bei, diese Meinung aufrecht zu erhalten. Es vergibt die öffentlichen Aemter, was für die große Mehrzahl der Gelehrten Bestätigung oder Zurückweisung ihrer Talente bedeutet. Dann ist es in den Augen des Volkes der oberste Richter über die Beamten, dem zunächst die Klagen über Beamte zugehen.

Ich habe erwähnt, daß nach Ansicht der Chinesen man am besten von sich selbst regiert wird. Ich muß daran erinnern gelegentlich der Besprechung des Finanzministeriums. Ich habe keine bessere Gelegenheit mich zu wiederholen und keine bessere Entschuldigung. Ein Staat so reich wie keiner, ein Bodenwert von 2000 Milliarden Franken ungerechnet die Werte, die er über und unter der Erde birgt und eine Regierung ohne Finanzwesen, das ist etwas, was man noch nicht gesehen hat. Ohne Finanzwesen, das ist zu viel gesagt. Aber nach der einzigen Steuer, den Zöllen, den Salz- und Minengefällen, die es nach Eingang lediglich zu verteilen hat, was blieb ihm zu amtieren? Weder öffentliche Schuld noch Schuldentilgung, keine Anleihen, kein Grundbuch, keine Sparkassen, keine Monopole, keine Banken zu kontrollieren, keine Pensionen zu berechnen und auszuzahlen, kaum ein Personal von einigen Hauptkassierern — das ist das chinesische Finanzministerium. Es ist vielmehr ein Rechnungsministerium und sollte so heißen. Die wirkliche Finanzverwaltung ist in den Händen des Volkes. Das Grundbuch und die Sparkassen, das ist das Land. Jedes Feld ist eine Seite. Nichts ist meiner Ansicht nach eine wirklichere Wohlhabenheit. Und das wenigstens ist nicht zu bestreiten, daß ein Volk, welches in dieser Weise Herr seiner Börse ist, weder stumpfsinnig noch verknöchert ist. Das wollte ein junger Diplomat, der einer der europäischen Gesandtschaften in Peking zugeteilt war, nicht zugeben. Kaum angekommen, übersah er die Situation mit *einem* Blick, einem Adlerblick. Eine Regierung, — rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort — eine Regierung, die nichts tut, weil sie kein Geld hat und ein Volk, welches zurückbleibt, weil es keine Regierung hat, die es vorwärts bringt. Kurz, elende Kultur. Sofort macht er sich ans Werk. Und einige Tage darauf unterbreitet er dem chinesischen Ministerium eine lange und gelehrte Denkschrift, in welchem er ihm die Quellen, die Vorteile und den Mechanismus der Staatsanleihen auseinandersetzt. Man dankte ihm und es war nicht weiter die Rede davon. Aber ein Gelehrter, mit dem ich sprach, war darüber sehr erstaunt. „Ich kenne", sagte er zu mir, die gesellschaftliche Ordnung von Europa nicht. Aber bei uns sind öffentliche Anleihen durchaus un-

möglich. Wir kennen kein Darlehen mit unaufhörlicher Zinspflicht. Man gibt Darlehen unter Privaten, ohne Zins, wenn es Freunde sind, zu 30%, wenn man sich fremd ist, aber nur auf drei Jahre. Am Ende dieser Frist zahlt man das Kapital zurück, wenn man kann, wann man kann und sogar bis zu einem gewissen Grade, wenn man will. Erweist sich einer habgierig oder unehrlich, so findet er keinen Kredit mehr. Es gibt durchaus keine andere Strafe. Die Gesetze gegen den Wucher sind sehr streng, sie sind wesentlich zu Gunsten des Schuldners. Von wem könnte die Regierung zu solch hohen Zins und unter solchen Bedingungen borgen, da doch die Steuer fest ist? Dann wer sollte denn der Regierung borgen? Es gibt keine Müßiggänger. Jeder verwertet sein Geld selber und zieht daraus mehr Gewinn, als der Staat jemals Zinsen zahlen könnte. Wenn die großen Anleihen im Westen üblich sind, so kommt das offenbar daher, fügte der Gelehrte hinzu, daß das Land und das Kapital in den Händen Weniger sind, die nicht imstande sind, beide richtig arbeiten zu lassen. Doch diese Ueberlegung beunruhigt mich, sie führt mich auf andere, welche mich vermuten lassen, ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß die Gerechtigkeit das Gesetz des Ostens ist. Mag sein, daß ich nicht klar genug sehe in der Sache. Ich habe soweit wie möglich auf die Frage geantwortet, die Sie mir gestellt haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich darauf beschränke."

Also auch hier in den Beziehungen der Bevölkerung zu den Finanzen der Regierung finden die Chinesen die Rechtfertigung ihrer Lehren über den Einfluß des Schen oder der Entwicklung und Vermehrung der Bevölkerung: Reiche Regierung, konzentriertes Eigentum, dünne Bevölkerung. Dagegen arme Regierung, sehr unterteiltes Eigentum, dichte Bevölkerung. Und wenn die chinesische Regierung, gedrängt von den Europäern, auf die Bahn der Staatsanleihen unter einigen dringenden Umständen einige aufgenommen hat, so hat sie diese nur bei den Europäern unterbringen können, was die Auffassung meines Gelehrten zu bestätigen scheint. Im Jahre 1868 gab es meines Wissens deren zwei in einem Gesamtbetrag von 70—80 Millionen Franken.*)

Das Ministerium des Ritus hat mehrere Aufgaben. Es vertritt zunächst, was man die geistige Macht der Zivilisation nennen könnte. Es gab eine Zeit, wo es diese Macht völlig innehatte. Heute ist ihm durch den Fortschritt der Zivilisation selbst viel davon genommen. Seine Hauptzuständigkeiten sind die Tempel des Himmels, der Erde, des Donners (der Elek-

*) Anm. d. Übers. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts betrug die Staatsschuld kaum 600 Millionen Mark. Erst durch den dem Lande durch die Westmächte aufgedrängten Krieg stiegen sie auf ca. 5 Milliarden.

trizität) und des Lichts, sowie die dem Andenken des Konfuzius geweihten. Was den Ahnenkultus anlangt, der nur die persönliche Anwendung der Lehren, an welche diese Feierlichkeiten zu erinnern haben, ist, so hat sich das Ministerium des Ritus nicht damit zu befassen. Nachdem er seit tausenden von Jahren praktisch geworden, genügt es zu dessen Unterhaltung, seine Versprechungen erfüllt zu haben und niemals die Erwartungen enttäuscht zu haben, die er erweckt hat. Der Volkszuwachs, seine Hauptlehre und die Resultate, die er gezeitigt, haben ihm eine Festigkeit verliehen, die niemand steigern könnte. Das Ministerium des Ritus hat demnach keinerlei direkte Wirkung auf die religiösen und abergläubischen Vorstellungen des Volkes. Es beschränkt sich darauf, von Zeit zu Zeit an die philosophischen Grundsätze zu erinnern, deren Wirksamkeit vierzig Jahrhunderte bewiesen haben, und deren Reinheit zu erhalten. Zu diesem Zweck läßt es seit den ältesten Zeiten die vierzehntägigen Belehrungen durch die Mandarinen oder durch beauftragte Gelehrte an das Volk richten. Ich habe schon die allgemeine Empfehlung erwähnt, welche fast alle diese Belehrungen enthalten, die Mahnung: „Mißtrauet den Religionen."

Das Alter ist in China der Gegenstand einer Art von Verehrung, welche eine der Zuständigkeiten des Ministeriums des Ritus ist. Vom siebzigsten Jahre an empfangen die Greise öffentliche amtliche Ehren. Die Beamten laden alle Greise der Art ihres Bezirks, reiche und arme, zu großen Gastmählern, wo sie selbst bedienen. Für die Greise von neunzig Jahren ist dies eine Pflicht, welche den Beamten des höchsten Grades obliegt und welche sie niemand andern übertragen können und das gibt eine Gelegenheit, durch besondere Ehren die Dienste zu belohnen, welche auch die niedersten Individuen im Laufe ihres Lebens geleistet haben. Vor zwanzig Jahren ungefähr wohnte in der Stadt Kuy-Tscheu ein Christ, welcher den Beruf eines Arztes und Apothekers ausübte und sich einen großen Ruf für Kinderkrankheiten erworben hatte. Er hatte viele gerettet, darunter eines des Gouverneurs der Stadt. Er nahm kein Honorar und lehnte auch das ab, das ihm der Gouverneur anbot. Dieser erkundigte sich nach dem Alter des Arztes und als der Festtag der Greise gekommen war, ging er selbst mit seinem gewöhnlichen Gefolge zu dem Arzt, dem er die Heilung seines Kindes verdankte, verneigte sich vor ihm mit seinem ganzen Gefolge, überreichte ihm eine Schrift, die seine und des ganzen Landes Dankbarkeit ausdrückte und lud ihn zu dem Mahle, das vierzehn Tage später für die Greise stattfinden sollte.

Auch die öffentliche Wohltätigkeit gehört zum Geschäftsbereich des Ministeriums des Ritus. Es hat zu bestimmen,

welche öffentlichen Unterstützungen den Distrikten gewährt werden sollen, welche von Unfällen irgendwelcher Art heimgesucht worden waren, Steuernachlässe, Getreide- oder Geldvorschüsse. Es hat auch die Verwaltung der Getreidespeicher und der Wohltätigkeitsanstalten, die von der Regierung gegründet und unterhalten werden.

Dem Ministerium des Ritus obliegt ferner die Verkündigung und Ausführung der Gesetze, Entschließungen und Verordnungen, die infolge ihres zu besonderen oder zu allgemeinen Charakters vom Publikum nicht verstanden und beobachtet würden. Endlich gehören, wie bereits erwähnt, die Beziehungen Chinas zu den fremden Nationen zum Geschäftsbereich des Ministeriums des Ritus.

Was wäre über das Kriegsministerium zu sagen, was man sich nicht schon denken könnte in einem Lande, dessen Kultur gegründet ist auf die Entwicklung der Menschheit, der Vermehrung der Bevölkerung, das heißt auf eine wirkliche Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit, bei einem Volke, bei dem die Idee selbst des Krieges wie seine Veranstaltungen derart verschwunden sind, daß es für seine Bewohner nichts Verhaßteres gibt als die Erinnerung daran und der Anblick alles dessen, was daran gemahnt. Was kann in einem solchen Lande und bei einem solchen Volke ein Kriegsministerium bedeuten? Entweder eine heftige, formelle, fortwährende Verleugnung des eigenen Daseins oder eine einfache Verteidigungsbehörde. In der Tat beschränkt sie sich auf die Verteidigung, die Rolle des chinesischen Heeres. Zu bemerken ist, daß die Truppen stets außerhalb der Städte einquartiert werden und nur auf Befehl der Zivilbehörden hereinkommen können. Trotzdem ist selbst unter dem Gesichtspunkt der reinen Verteidigung das chinesische Heer heute ungenügend und man muß sich fragen, ob diese Unzulänglichkeit dieser Kultur selbst wesentlich anhaftet. Es wäre verschiedenes zu dem Punkt zu sagen, was mich jedoch hier zu weit führen würde.

Leichter als über das Kriegsministerium kann sich der Leser eine Vorstellung über das Justizministerium machen. Nach der Organisation der Familie und dem Umfang ihrer richterlichen Gewalt ist es klar, daß die Rechtspflege der Regierung nur gewissermaßen in Ausnahmefällen einzugreifen hat. Es ist eine Berufungsjustiz oder eine Strafjustiz, welche sich auf Verbrechen beschränkt, die die Todesstrafe nach sich ziehen können, welch' letztere die Familie nicht verhängen kann. Sie wird so die Rechtsquelle, zivile wie strafrechtliche, für solche Schuldige, welche durch zufällige Umstände vorübergehend aus dem Verband der Familie geraten oder ausgestoßen worden sind. Ich muß mich auf einige Bemerkungen be-

schränken. Es gibt bei den Staatsgerichtshöfen außer in Mordfällen weder öffentlichen Ankläger noch Advokaten. Kläger und Beklagter setzen so kurz und einfach als möglich den Tatbestand auseinander, entweder selbst oder durch irgend einen Beauftragten. Der Richter mit zwei Beisitzern entscheidet nach Billigkeit. Die Verhandlungen sind öffentlich und gelegentlich geschieht es, daß die Zuhörer zu Rat gezogen werden. Welcher Art jedoch auch die Rechtssachen, die vor Gericht gebracht werden, sein mögen, immer beginnt der Richter mit der Frage, ob die Angelegenheit vor die Familie gebracht worden sei und berücksichtigt deren Entscheidungen.

Das Strafgesetz kennt in China nur drei Strafen: Die Todesstrafe mit Erschwerungen je nach dem Fall, d. h. Gift, Selbstmord, Hängen, Enthauptung, körperliche Strafen und Deportation. Gefängnisse, Zuchthäuser gibt es nicht. Doch gibt es auch keinen Indizienbeweis, das Geständnis des Angeklagten ist absolut erforderlich und ohne es kann kein Todesurteil ausgesprochen werden. Es kommt vor, daß das Geständnis verweigert wird und daß man, um keinen Verbrecher in Freiheit zu lassen, man ihn solange einsperrt, bis er gesteht. Das ist jedoch eine Ungesetzlichkeit. Man sieht, die ernsten, zufälligen aber möglichen Folgen eines solchen Verfahrens, doch ist es offenbar zu Gunsten des Beschuldigten.

Das Strafgesetz ist sehr streng. Für den dritten Rückfall in Diebstahl, für den einfachen Diebstahl einer Summe von ungefähr 200 Franken, für Vergewaltigung, für Ehebruch, einfachen Mord — der Tod. Keinerlei mildernde Umstände. Der Mittäter wird in gewissen Fällen ebenso bestraft wie der Anstifter und Haupttäter. Für politische Verbrechen, welche als die schwersten von allen, als gegen die Einheit der Gesellschaft gerichtet angesehen werden — der Tod, und oft ein besonders grausamer Tod. Für weniger schuldige Beteiligte die Verbannung oder die Deportation nach den Bezirken von Ili.*)

Alle Todesurteile bedürfen der Bestätigung durch den Kaiser, welcher, vor er sie prüft, drei Tage lang fastet und Abstinenz übt.

Das Gesetz kennt keine mildernden Umstände, wie gesagt. Doch wenn es sich um zufällige Tötungen oder auch in gewissen Fällen um Tötung ohne Ueberlegung handelt, kann eine Milderung eintreten.

Es gibt noch eine andere Ausnahme, der ich noch nicht auf den Grund gekommen bin. In gewissen besonderen Umständen und wenn es sich nicht um Mord handelt, gestattet das Gesetz, daß sich der Uebeltäter einen Vertreter bestellt,

*) Anmerkung des Verfassers. Ili, im Nordwesten des Reichs, ist ein tiefes Tal mit sprichwörtlicher Fruchtbarkeit und außerordentlich mildem Klima. Berühmte Melonen.

welcher die Todesstrafe an seiner statt erleidet. Dazu gehört zunächst die Zustimmung des Klägers und dann natürlich die des Vertreters. Letztere ist nicht die am schwersten zu erreichende. Die Familie des Verurteilten wendet sich an einen der erwähnten verstockten Verbrecher, die nicht gestehen, bietet ihm die Mittel, sich bei seiner Familie, die er entehrt, zu rehabilitieren. Er nimmt an, gesteht und wird an Stelle des Andern hingerichtet. Doch wird die Erlaubnis zu solcher Stellvertretung sehr selten gegeben. Während ich in Peking war, wurde ich fast Zeuge der Hinrichtung eines höheren Offiziers des Heeres, welcher der Vergewaltigung eines Kindes schuldig trotz reichlicher Geldangebote keinen Stellvertreter gefunden hatte, da die Familie des Kindes nicht auf diese Lösung einging. Im übrigen wird auch ein auf solche Weise am Leben erhaltener Verurteilter in die Verbannung geschickt.

Eine andere Eigentümlichkeit des chinesischen Strafrechts ist der gesetzliche Selbstmord. Seneca lehrte nicht nur, den Tod mutig erwarten, sondern ihm zuvorzukommen. Der freiwillige Tod gestattet dem schwächsten und niedersten Individuum der ganzen Welt die Stirne zu bieten. Er verleiht ihm gegenüber dieser unendlichen Gewalt Kraft durch den Gedanken, daß er ihr jeden Augenblick entrinnen kann, er betrachtet sich nicht mehr als Sklave, da ihm die Freiheit zu sterben bleibt. In China würde es sich nie darum handeln, irgend welcher Tyrannei zu entgehen, aber es kann vorkommen, wie bei uns, daß einer alle Mittel der Gesetzgebung erschöpft hat, ohne zu seinem Recht gekommen zu sein oder als Angeklagter seine Unschuld nachweisen zu können. Dann bieten ihm seine Verzweiflung, das Bewußtsein seines Rechts und das Gesetz einen letzten Ausweg ein letztes Mittel, Recht zu behalten gegen allen Schein. Er kann vor dem Tore seines Anklägers oder Verfolgers durch seinen Tod die Wahrheit seiner Behauptungen bestätigen. Sein Feind wird dann als Mörder verfolgt. Ein Chinese hatte ein Stück Landes urbar gemacht und angebaut, welches zum Besitze des Bischofs von Peking gehörte. Die Arbeit trug reiche Ernte. Als die Christen das sahen, wollten sie dem Chinesen das Land wieder abnehmen. Aber das Gesetz ist für den Bauern und sichert ihm die Nutznießung. Nun suchen die Christen es ihm zu vereckeln, spielen ihm jeden Schabernack und schneiden ihm schließlich in einer schönen Nacht die Ernte ab. Der Bauer klagt. Der Prozeß zieht sich infolge des Prestiges, dessen sich der Bischof 1862 noch erfreute, in die Länge. Der Bauer verzweifelt und des Kampfes müde schneidet er sich die Gurgel durch vor der Türe eines der Christen. Das ereignete sich in einem mongolischen Dorf jenseits der

großen Mauer. Ich kam an dem Tage an, da die Christen verhaftet wurden.

Ein anderer Fall. Ein Mann, beladen mit Geld, begegnet auf der Brücke einem andern, welcher ihm das Geld abnimmt: „Dieb, der Du bist, gib mir meine Sapeken wieder.“ Der Dieb läuft davon. „Dieb, wenn Du mir mein Geld nicht zurückgibst, stürze ich mich ins Wasser.“ Der Dieb bringt die Sapeken zurück.

Wie es sich auch verhält mit den Seltsamkeiten und Grausamkeiten des chinesischen Gesetzes und den Gedanken, die sie erwecken, nach allem darf man nicht vergessen, daß trotz der Strenge die Zahl der Todesurteile in gewöhnlichen Zeiten außerordentlich gering ist. In Provinzen von 25 und 30 Millionen Einwohnern zählt man 12—14 im Jahre und es gibt andere ebenso bevölkerte, in welchen mehrere Jahre keines gefällt wurde. Besonders darf nicht außer Acht gelassen werden, daß vor die ordentlichen Gerichte schließlich nur Straffällige kommen, deren Verfehlungen sie schon aus ihren Familien ausgestoßen haben und die Rückfällige der schlimmsten Art sind. Unzählige Vergehen, ja Verbrechen haben ihnen ihre Familien vorher vergeben, bis sie in diesen Zustand der Unverbesserlichkeit gerieten. In andern Ländern wird ein Verbrecher mit dem ersten Verbrechen bereits aus der Gesellschaft ausgestoßen und notwendigerweise zu weiteren getrieben. In China ist das nicht der Fall.

Die wirklichen Gerichte des Landes sind die Familiengerichte. Die wahre Justiz ist dort die Justiz der Menschheit, deren Lehren, Ermahnungen, Strafen die Verirrten in der Hut der Menschheit zurückhalten, welche ein starres Recht unwiderruflich aus ihrem Schoße vertreiben würde. Eine Justiz, welche dem Schuldigen, obwohl ihn mit den schwersten Strafen treffend, doch die Pforte offen läßt zur Reue und Wiederaufrichtung. Das ist die Familienjustiz. Man kann nach den Regeln dieser Art von Familienjustiz fragen. Da das bürgerliche Gesetz sich auf eine sehr geringe Zahl von Artikeln beschränkt, welche unerläßlich, die allgemeinen Grundzüge der gesellschaftlichen Ordnung zu formulieren und zu sichern, da das Gesetzbuch nur ein Strafgesetzbuch ist, wo ist nun das Gesetz, welches jene häuslichen Richter leitet, wo ist das Recht, worauf sie sich stützen? Man kann ebenso gut fragen, wo ist die bindende Kraft für diese häuslichen Gerichtsentscheidungen, welche Gewalt zwingt den Verurteilten, sich zu unterwerfen? Ich habe auf die beiden Fragen nur eine Antwort. Das Gesetz, welches den Richter leitet, ist das Gesetz, welches jedermann naturgemäß in sich trägt. Die Kraft, welche den Schuldigen unter seine Entscheidungen beugt, ist das Gefühl ihrer

Gerechtigkeit, welche der Schuldige selbst nicht lange verkennen kann. Ich habe an anderer Stelle von der Hochachtung gesprochen, welche die Familienräte genießen, wie ihre Entscheidungen. Aber man sieht wohl, daß noch etwas mehr dazu gehört. Die öffentlichen Richter verhören, urteilen und verurteilen. Die häuslichen Richter klären vorerst den Fall auf, bevor sie sich aussprechen. Bevor er abgeurteilt wird, wird der Schuldige überzeugt, überführt. Sein schlafendes Gewissen wird aufgeweckt, und er ergibt sich. Keinerlei Gewalt ist nötig. Ich habe chinesische Verurteilte gesehen, welche selbst die Fußeisen boten, die ihnen angelegt werden sollten.

Gewiß setzt all das eine Vorstellung von der Gerechtigkeit voraus von außerordentlicher Kraft. Aber was Wunder für uns, die wir nun die chinesischen Einrichtungen kennen und die wir uns im besonderen der Gebräuche erinnern, welche die Familiengerichtsbarkeit regeln? Ich weiß nicht mehr, wer gesagt hat, der Mensch sei die Summe der Rasse. Und der Leser, welcher die Vererbung gewisser Eigenschaften zugibt, möge an die Anhäufung und Steigerung denken, die soviel Jahrhunderte in jedem Chinesen hervorgebracht haben.

Die Chinesen, welche für sich ein sehr entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl in Anspruch nehmen, erklären die Sache auf andere Weise. Diese Erklärung ist letzten Endes weder metaphysischer noch mystischer als die auf die Theorie der Vererbung gegründete. Hier ist sie. Man wähle.

„Wenn ein Kind geboren wird, so ist es ein Mensch, und doch sieht man in ihm nur das Kind. Wenn es größer wird, so entwickeln sich bei ihm nicht nur die Arme und Beine, sondern auch die Ideen. Das Gleiche ist bei der Menschheit der Fall. Kein Mensch wird sie jemals ganz sehen und doch existiert sie. Sie ist ein Wesen mit einer unendlichen Menge von Gliedern. Alle Ideen sind in ihr und es gibt keine außer ihr. Aber sie offenbart sie nur nach Maßgabe ihres Wachstums. Die Ankunft der Menschheit, des Einmenschen (Y-Schen) ist wünschenswert und man muß darnach trachten mit allen seinen Kräften, denn es ist die Ankunft einer immer vollkommeneren Gerechtigkeit. Mit einem Wort: Je dichter die Bevölkerung, desto entwickelter ist die Idee der Gerechtigkeit.“ Das ist die Auffassung der Chinesen. Ist sie richtig, so muß man sagen, daß kein anderes Volk mehr Grund hat, sich im Besitz der Gerechtigkeit zu halten und sich daher einen Minister ersparen kann, sie zu lehren und anzuwenden. Doch lassen wir die Theorien. Bei einem Volke, in dem der Verbrecher ohne Gendarm und ohne öffentliche Gewalt selbst der Strafe entgegengeht, in welchem der Selbstmord wie eine rechtmäßige Selbsthilfe ein Ausweg ist, den der Angeklagte nicht zögert,

zu betreten, bei einem solchen Volke muß der Gedanke der Gerechtigkeit sich zu einer außerordentlichen Höhe erhoben haben. Es ist noch eine andere Ueberlegung anzustellen. Das chinesische Recht ist sehr einfach und kennt nur Verfehlungen gegen die wesentlichen Bedingungen der Erhaltung der Menschheit.

„Du sollst Vater und Mutter ehren, Du sollst nicht töten, Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht falsch schwören, Du sollst nicht die Frau Deines Nächsten begehren, noch sein Feld." Das ist das Naturrecht. Und das erklärt vielleicht, warum das öffentliche Gesetz so streng ist. Was einzelne, künstliche, übliche Vereinbarungen betrifft, so befaßt sich das Gesetz nicht damit, aber es läßt keine Berufung zu.

Aber es genügt nicht, daß sich die Idee der Gerechtigkeit in den Beziehungen der Menschen unter sich äußert. Sie muß alle Dinge durchdringen, überall herrschen über die Pflanze, über das Tier, über die Erde, über den Stoff. Es ist die Aufgabe des Ein-Menschen, Y-Schen, durch den der Himmel wirkt und sich verwandelt, seinen Mittler in der physischen Welt. Je mächtiger die Menschheit ist oder besser, je zahlreicher die Menschen, die schließlich deren wirkende Mittel, desto leichter ist diese Aufgabe.

Was über das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu sagen, wird dafür ein hundertster und letzter Beweis sein. Was dieses Ministerium oder vielmehr die Tätigkeit der Regierung zu der Zeit der Kanalisation Chinas und der näheren Zeit der Erbauung der großen Mauer war, das beweist die Großartigkeit dieser Werke und die Zeit ihrer Ausführung. Es ist offenbar, daß die Regierung, welche damals noch über die dünne Bevölkerung verfügen konnte, sie bald da bald dorthin, wo eben die Arbeiten herzustellen waren, versetzte. Nur gleichzeitige Massenanstrengungen können die gigantischen Werke der viele tausend Meilen langen Kanäle und der Stau- und Speicherseen von 35—70 Meilen Umfang erklären. Heute und seit tausenden von Jahren ist es mit den wesentlichen öffentlichen Arbeiten in China wie mit den Gesetzen: Sie sind fertig und nicht erst zu schaffen. Die Regierung beschränkt sich darauf, sie zu unterhalten. Ich möchte nicht sagen, daß sie sich stets sehr gut dieser Aufgabe entledigt. Aber schließlich hat sie keine andere Aufgabe mehr. Je nach der Wichtigkeit werden diese Bauten entweder von den Provinzen oder Kreisen oder Gemeinden ausgeführt und unterhalten vermittelst Beiträgen, die zur Hälfte freiwillig, zur andern Hälfte durch Abgaben aufgebracht werden, welche von den gewählten Räten nach dem Reichtum der Einwohner auferlegt werden, von welchen jedoch die Bedürftigen ausgenommen sind. Es ist nicht selten, daß gewisse dieser öffentlichen Arbeiten, wie Brücken,

Straßen usw. auf Kosten einer sehr kleinen Zahl reicher Leute ausgeführt werden, welche Stifter sich mit der Einschreibung ihrer Namen in einen der Bausteine als einzigen Lohn begnügen. Die erstaunlichsten Arbeiten sind heute jedoch die, welche täglich durch private Anregung entstehen. Betrachtet man sie im ganzen, so können auch die bedeutendsten der Vorzeit nicht mit ihnen verglichen werden und sie machten unsere kühnsten Ingenieure und verwegensten Kapitalisten erbleichen. In der Tat, was würden diese sagen, wenn man ihnen vorschlüge, alle Berge zu terrassieren? Und doch geschieht dies in China alle Tage von einfachen Privatleuten, ohne öffentliche Anleihen, ohne Staatsgarantie, ohne behördliche Unterstützung. Und die Erklärung ist sehr einfach: Wieder gibt sie das Schen. Unter der Anstrengung einer immer dichter werdenden Bevölkerung und unter dem Einfluß eines gerechten Gesetzes ist das Grundeigentum derart unterteilt, daß alle diese Arbeiten, welche bei einer dünnen Bevölkerung unmöglich wären oder eine übermenschliche Zusammenfassung der Kräfte erforderten, geteilt für einfache Individuen leicht und gewissermaßen nebenbei ausgeführt werden. Kein Wasserlauf gelangt hinab in die Ebene, ohne vorher zwanzigmal aufgehalten worden zu sein auf den Abhängen der Berge. Und all diese Terrassen, welche vom Gipfel bis zum Fuß wahre Treppen bilden, sind das Werk der Bauern. Die Straßenrinnen unserer Städte sind weniger dicht als die Wasserrinnen, welche ihre Reisfelder bewässern und die Bauern haben sie gegraben. Wie oft, wenn ich sie sah, wie sie ruhig und wie spielend diese Arbeiten ausführten, die anderwärts undurchführbar wären, fühlte ich mich erfüllt von Bewunderung. Wie oft, wenn ich sie Stein für Stein diese Stützmauern bauen sah, die dem Boden der Berge die Fruchtbarkeit der Täler verleihen sollten oder eine Reis- und Getreideernte in Schluchten gaben, in denen früher die Raubvögel nisteten, habe ich zu mir selbst gesagt: Oh, diese braven Leute, diese braven Leute. Ich war gerührt von ihrem Tun. Ich war ihnen dankbar. Ich triumphierte mit ihnen über die Hindernisse, die sie besiegt hatten.

Und doch, was mir am wunderbarsten erschien, wovon diese Siege nur den glänzenden Beweis lieferten, das war das allmähliche Ersetzen der Kollektivtätigkeit durch die Einzeltätigkeit in allen Werken der Kultur von den einfachsten bis zu den verwickeltsten, von denen des Geistes bis zu denen des Stoffes. Das Individuum befreit von der Sklaverei der Kollektivität unabhängig und frei in der Einheit und dank der Einheit. Das ist die Grundtatsache, die sich für mich aus dem Studium der Beziehungen der Chinesen zu Staat und Regierung ergibt und mir alle diese Theorien zu bestätigen scheint.

Fünfter Teil.

Die Familie Uang-Ming-Tse.

Uang-Mo-Khi ist eine Gruppe von sieben- bis achthundert Häusern, gelegen zwischen zwei Hügeln, welche die Schluchten des Yang-Ping vierzehn Meilen östlich von Fu-Tscheu in der Provinz Fo-kien bilden. Die Luft ist gesund, die Hitze im Sommer viel geringer als in Fu-Tscheu und die Gegend reizend. Außer hundert bis hundertfünfzig Kaufleuten und verschiedenen Handwerkern, die sich an den Ufern des Ta-Schuei-Khi zusammendrängen, dessen Bett sich im Grunde des Tals ausdehnt, haben die Einwohner ihre Hütten überall verstreut mit nahezu gleichen Zwischenräumen, die von den Feldern und Gärten ausgefüllt werden. Der Fluß häufig überwölbt mit Brücken, wird unaufhörlich durchfurcht von Schiffen kleiner und mittlerer Größe, die kommen und gehen zwischen den zahlreichen Bevölkerungsmittelpunkten, welche er durchfließt und von welchen einige sehr bedeutende Städte sind. Fast bis zum Gipfel sind die Hügel angebaut und bewässert von den Kanälen, die vom Ta-Schuei-Khi gespeist werden. Von diesen Kanälen, welche sich im Drittel der Höhe der Berge hinziehen, heben Wasserräder angetrieben von Menschen oder Büffeln das Wasser in einen oberen Kanal, von wo es wieder einem dritten auf gleiche Weise und dann einem vierten und dann einem fünften zugeführt wird und es erreicht nicht wieder sein Bett, bevor es nicht überall Kühle und Leben verbreitet hat. Wenn die Zeit der großen Bewässerungen zu Ende ist, das heißt, wenn der Reis reif ist, wird diese Arbeit fast entbehrlich. Das Wasser der Regengüsse und der Bäche in zweckmäßig angelegten Behältern gesammelt, genügt bis auf weniges dem Bedürfnis der anderen Kulturen. Von oben gesehen, gleichen diese Kanäle ebensovielen Silberbändern. Die Bauern gezwungen, ihre Felder sozusagen, nach den Krümmungen der Wasserläufe und den Umrissen der Hügel abzuformen, haben ihnen die verschiedensten und überraschendsten Gestalten ge-

geben. Die einen an den Hängen der Hügeln angeschmiegt, gehalten von Stützmauern aus ungebundenen Steinen, in deren Zwischenräumen große schwebende Lianen Wurzel gefaßt, haben das Aussehen riesiger Weihwasserkessel, vorgeschobener Basteien oder Balkons, bedeckt mit Grün. Andere da und dort ohne Ordnung zerstreut an verschiedenen Punkten, sehen aus wie mächtige Wandbretter mit Vasen, Becher, runde Wasserbassins und Kästchen der absonderlichsten Formen. Von den einen in die andern fällt das Wasser aus mehr oder minder großen Höhen in tausend Kaskaden, welche in der Sonne alle Feuer der Edelsteine sprühen.

Hier auf diesen Terrassen herrscht das zarte und heitere Grün der Reisfelder vor oder auch das dunklere der Zuckerrohrpflanzungen. An Stellen, welche weniger der Bewässerung zugänglich, sieht man die Baumwollstauden mit ihren großen gelblichen Blüten. Da und dort Reihen von Orangenbäumen mit ihrem strengen und ernsten Laubwerk. Unten stechen die Pflanzungen der Teebäume, unter welchen die graue Erde durchscheint, von dem Uebrigen ab.

Der Reis, der Tee, die Baumwolle, der Zucker und die Orangen sind die wichtigsten Erzeugnisse der Gegend. Aber es gibt noch andere, welche wesentlich zu ihrer Ergiebigkeit beitragen. Da ist der Hanf, der von einem Palmbaum gewonnen wird, dessen mächtige Fächer sich sieben oder acht Meter über dem Boden ausbreiten, da ist das Oel, welches man aus den Kernen eines Baumes auszieht, dessen knorriger Stamm, dessen gewundene Aeste und dessen rostige Blätter einen elenden Eindruck machen, da ist der Saft, geliefert von den Kernen eines anderen Baumes, den man von weitem für eine Art Birke oder Pappel halten könnte, da ist vor allem der Bambus, vielleicht das nützlichste aller Gesträuche, jedenfalls das eleganteste, dessen Stengel von acht bis zehn Meter Höhe mit ihren Büschen beim leisesten Windhauch sich wiegen. Man sieht auch einige Bananensträucher in Gruppen von fünf oder sechs Fuß. Sie scheinen jedoch keine andere Rolle als zur Belebung der Landschaft zu spielen. Die Früchte sind selten gut.

Alles ist noch nicht völlig angebaut auf den Hügeln von Uang-Mo-Khi. Es gibt Höhen, die der Mensch noch nicht hat berühren können, Böschungen, die seine Hand noch nicht unterworfen hat. Die Natur hat es übernommen sie zu schmücken. Im Frühling von Ende Februar an bedeckt sich all das mit einem Festkleid. Dann blühen die Purzurazaleen, die rosa- und goldfarbigen, die weißen Gardenia, die blauen Klematis, die Primeln, die Kapern, die Glycinien und Kamelien. Nicht ein Zoll Erde ist vergessen in diesem glänzenden

Mantel, nicht ein Riß. Doch ist die Landschaft häufig unterbrochen durch kleine Wäldchen, aus deren Innern sich des Morgens und Abends doch auch des Mittags silberne und ernstere Töne erheben, welche vollkommen an ein Angelus in Christenländern gemahnen. Es sind die Glocken von einem Dutzend buddhistischer Pagoden, deren dreifache Dächer aus glasierten gelben Ziegeln und deren schnabelförmige Winkel aus den Baumlücken hervorlugen und sich von dem reinen Blau des Himmels abheben. Im übrigen tiefe Ruhe, kaum gestört von den Stimmen der Vögel oder den Stimmen der Arbeiter oder dem Echo, das ihnen antwortet. Diese Stimmen, dieses Echo, diese Gesänge, dieses Stillschweigen, diese Düfte, diese Farben, diese Harmonie, dies alles zusammen macht aus diesem Erdwinkel ein wahres Paradies. Berauschend, berückend. Keine knarrenden Räder auf buckligem Pflaster, kein Getöse der Eisenhämmer, keine schwarzen und stinkenden Rauchschwaden aus himmelhohen Schornsteinen. Auge und Ohr und alle Sinne, die, kein fremdes und widriges Geräusch zerstreut, erreichen eine unerhörte Schärfe. Man glaubt das Gras wachsen zu hören, man hört sogar nach dem Ausdruck eines chinesischen Dichters „das Geräusch, welches auf der Erde der Schatten der Blätter macht, wenn sie sich im Winde wiegen." Niemals war das Leben stärker, niemals haben sich Natur und Mensch besser verstanden, niemals waren sie inniger vereint.

Die Einwohner von Fu-Tscheu und die der Nachbarstädte, dreißig Meilen in der Runde, lieben diesen Ort sehr. Sie kommen mit ihren Familien dahin, während eines Teils des Sommers. Jede Pagode hat hiefür immer einige Häuschen, größere und kleinere zur Verfügung. Nur muß man sie vorher bestellen, denn die Zahl der Liebhaber ist groß. Manche kommen sogar von Ning-Po und von Shang-Hai. Die Kanäle bringen sie bis an den Fuß der Berge.

Hier wohnt die Familie Uang-Ming-Tse. Und so habe ich ihre Bekanntschaft gemacht. Es war gegen Ende März. Eben war die erste Tee-Ernte eingebracht. Zwei Männer in einem Felde jäteten am Fuß eines Baumes und brachten etwas Dünger auf. Ich setzte mich unter einen Palmbaum in der Nähe ihrer Kleider, welche sie am Feldrand und neben einem großen Teekessel aus Ton, eingehüllt in geflochtenem Stroh, niedergelegt hatten und sahen ihnen zu, wie sie von Zeit zu Zeit zu dem Kessel kamen und daraus tranken. Der Aeltere kam auf mich zu und sagte: „Ihr kleiner Bruder wagt es nicht, Ihnen von diesem erbärmlichen Getränke anzubieten." „Danke, älterer Bruder, ich hatte eben Durst, aber ich habe soeben eine Orange gegessen und ich möchte mir nicht den Geschmack verderben." — „Oh, alter Herr, der Geschmack des Tees verdirbt

nicht den der Orange. Ich will nicht reden von diesem, er ist nicht sehr gut. Aber ich möchte Ihnen lieber einen andern kosten lassen. . . A-Pe — A — — A-Pe-A geh' nach Hause und bring uns Tee von der neuen Ernte."

Das Haus war nur einige Schritte entfernt. A-Pe-A war schnell zurück mit einer Platte, Tassen, einem Kessel mit heißem Wasser, einem kleinen Kocher, einer Büchse Tee und einem Tischchen, auf dem er alles aufsetzte. Während das Wasser wieder zu kochen anfing, öffnete mein neuer Bekannter die Teebüchse, entnahm ihr einige Blätter und gab davon in jede der Tassen. Er füllte sie mit Wasser und nachdem er sie zugedeckt hatte, sagte er: „Er war noch nicht ganz trocken, aber er ist darum nur noch besser." Dann, wie um mich einzuladen ein Gleiches zu tun, führte er eine Tasse an den Mund, lüpfte den Deckel ein wenig und sog langsam den Duft ein. Ich folgte seinem Beispiel. Es war ausgezeichnet. Die Flüssigkeit sehr klar, gelb wie mattes Gold, duftend wie die Blume des Tees selbst, schmeichelte dem Auge und ließ im Munde einen süßen und sanften Geschmack, der wirklich delikat war. Er ahnte, was ich empfand.

„Nicht wahr, mein Herr?" — „Ja, mein älterer Bruder, Sie haben Recht. Der Duft der Orange ist plump dagegen." „Einer unserer Dichter vergleicht die Teeblüte mit den Wangen eines jungen Mädchens." Ich gestand, daß ich nicht an diesen Vergleich gedacht habe und gab zu, daß der Gedanke richtig sein könne. „Und", sagte ich, „ernten Sie viel von dem Tee dieser Güte?" — „Ach nein, mein Herr, wie wäre das möglich? Man sammelt ihn kaum ausgeschlagen. Da gibt ein Meu*) nicht mehr als ein Pfund." „Das ist wenig, aber doch kommt alles auf den Preis an, den man Euch zahlt." — „Die Kaufleute geben fast zwei Ligaturen**) für das Pfund. Das ist wenig. Aber die erste Ernte verzögert nicht viel die andern, und es ist doch Gewinn." „Und haben Sie ihn schon verkauft?" — „Nein, alter Herr. Er ist noch nicht bereit. Erst in einigen Tagen werden wir ihn auf den Markt bringen außer den, welchen wir gewöhnlich für unsere Freunde aufheben, die uns besuchen." „Würden Sie die Güte haben, mir von dem, den Sie zu Markt bringen wollen, ein Pfund abzutreten? Ich wäre Ihnen herzlich verbunden." — „Gewiß, mein Herr, mein älterer Bruder wohnt in der Pagode unten?" — „Ja aber darf ich fragen, wie Sie das erfahren haben? Ich bin erst seit vorgestern hier." „Oh alter Herr, man erfährt so was rasch in unseren kleinen Dörfern. Und Sie sind Europäer. Man glaubt, daß Sie zum Teekauf hieher gekommen." — „Nein,

*) Anm. d. Verf. Ein Meu = 1/15 Hektar.
**) Anm. d. Verf. Ligature = 1000 Sapeken, ungefähr 1 Mark.

ich bin nur gekommen, mich einige Tage auszuruhen in Ihrer schönen Gegend und ich hoffe auf das Vergnügen, Sie öfter zu sehen." „Darf ich meinen älteren Bruder um die Erlaubnis bitten, ihm meine Aufwartung in seiner Wohnung machen zu dürfen?" Ich gab sie mit vielem Vergnügen. Eine Woche verging. Eines Morgens, als ich eben mein Frühstück beendigt hatte, überbrachte mir mein Dolmetscher eine rote große Visitenkarte, auf welcher bescheiden in ganz kleinen Buchstaben der Name Uang-Ming-Tse stand. Man ließ mich fragen, wann ich im Laufe des Tages empfangen wollte und zu welcher Stunde man kommen dürfe. — Ich sagte: „Sofort" zu dem Boten. Eine Stunde darauf wurde mir die Ankunft zweier Männer gemeldet, die ich sogleich einzuführen befahl und denen ich einige Schritte entgegenging. Der Eine, ungefähr sechzig Jahre alt, war mir gänzlich fremd. In dem andern, der höchstens vierzig Jahre zählte, erkannte ich meinen Bauern, obwohl er in seinem Festgewand erschienen war. Beide trugen ein langes Gewand von blauer Seide, einen Ueberwurf von violetter Seide und den Filzhut mit großen aufgekrempelten Rändern. Nach beendigter Begrüßung führte ich sie zum Kanapee mit der Bitte, sich niederzulassen, wobei ich dem älteren den Ehrenplatz anwies. Aber sie weigerten sich absolut. Ich mußte ihnen zwei Stühle anbieten und indem ich meinerseits ihren Protesten widerstand, setzte ich mich an ihre Seite, indem ich mich von den von ihnen abgelehnten Sitzen entfernte. Endlich nach einer weiteren Begrüßung begann die Unterhaltung. Der Aeltere begann: „Ich wollte meinem Sohn nicht die Ehre überlassen, allein Ihnen den Tee zu überbringen, den er Ihnen versprochen hat und ich glaubte, daß der alte Herr mir verzeihen würde, mitgekommen zu sein." Ich versicherte ihm, daß ich sehr erfreut sei. „Nun," begann der Aeltere wieder, „als mein Sohn Po-Y sein Versprechen gab, wußte er nicht, daß der Tee am Morgen bereits verkauft sei, so daß wir dem alten Herrn nur von dem Tee anbieten können, welchen wir für unsere Freunde zurückbehalten", setzte er schüchtern hinzu. Ich dankte ihm lebhaft für ein Geschenk, welches in solch zarter Weise angeboten wurde und die Unterhaltung nahm ihren gewöhnlichen Verlauf. Er verneigte sich. „Darf ich fragen, welches das Alter des alten Herrn ist?" — „Ich bin erst sechsunddreißig Jahre, mein Herr." — „Oh, ich hätte Sie wohl auf das Doppelte geschätzt."*) Ich verneigte mich meinerseits. „Und Sie, mein älterer Bruder, welches ist die Zahl Ihrer blühenden Jahre?" — „Ich bin erst zweiundsechzig." — „Es wäre schwer für mich, Sie auf das Doppelte zu schätzen", sagte ich lächelnd,

*) Anm. d. Verf Y mô jo sin, jen mo jen ku: Am Kleid schätzt man die Neuheit, am Menschen das Alter. Chin. Sprichwort.

„aber gewiß sehen Sie viel älter aus.“ Er verneigte sich aufs Neue. Und indem er sich wieder aufrichtete, sagte er: „Welch' ehrenvollen Namen führt der alte Herr?“ — „Si ist mein bescheidener Name.“*) — „Und der alte Herr ist auch ein Mann des Si?“ — „Sie haben es erraten, Uang-Ming-Tse“, antwortete ich, lachend über das Wortspiel. Er begann auch zu lachen und sagte: „Oh, das war nicht schwierig, Si-Lao-Ye. Aber welches ist der Name Ihres verehrten Geburtslandes?“ — „Frankreich.“ — Die beiden Männer verneigten sich. „Und Ihre Eltern, Si-Lao-Ye, befinden sich wohl?“ — „Sie sind seit langem tot.“ — „Wir bedauern aufrichtig, Si-Lao-Ye. Deshalb haben Sie gewiß die Heimat verlassen.“ — „In der Tat, Uang-Sien-Sen. Aber darf ich fragen, ob Sie glücklicher als ich noch Ihre Eltern haben?“ — Mein Vater ist vor drei Jahren gestorben, aber ich habe noch meine Mutter. Sie ist zweiundneunzig Jahre alt, aber dank dem Himmel befindet sie sich wohl.“ — „Ihre Familie ist zahlreich, Uang-Ming-Tse?“ — „Ich habe drei Töchter älter als Po-Y und eine vierte jüngere. Sie sind verheiratet und wohnen nicht in unserem Dorfe. Ich habe auch noch einen jüngeren Sohn, ebenfalls verheiratet, dessen Hausstand von dem unsern getrennt ist, der aber ganz nahe unserem Hause wohnt. Auch dieser hat bereits sechs Kinder.“ — Ich beglückwünschte sie alle beide. In diesem Augenblick brachte der Diener den Tee, welchen er auf die Leuchterstühle zwischen den Sitzen samt Zigarren und einigen französischen Likören aufstellte. Die Liköre schienen nach ihrem Geschmack, aber die Zigarren legten sie bald zur Seite. Sie fanden sie zu stark. Inzwischen hatte die Unterhaltung den Gegenstand gewechselt. Wir sprachen von Frankreich, seinen Sitten, seiner Industrie, seinen Eisenbahnen und Po-Y, der bisher kaum den Mund geöffnet hatte, erschöpfte sich nicht mit Fragen. Endlich erhoben sie sich und nachdem sie mir das Versprechen abgenommen, sie andern Tags zu besuchen, nahmen sie Abschied.

Am nächsten Tag war ich bei ihnen. Die Männer kamen mir entgegen und führten mich feierlich in den Salon, wo mich die ganze Familie stehend und nach der Größe in einer Reihe aufgestellt erwartete. Man setzte mich beinahe mit Gewalt an den Ehrenplatz, den ich mich verschworen hatte, nicht anzunehmen. Uang-Ming-Tse ist zu meiner Rechten und Po-Y stellt mich vor. Da ist seine Mutter Uang-Lay-Lay (Frau Uang), dann seine Frau Po-Ta-Niang (Frau Po). Sie treten mir gerade gegenüber, lassen ihre gefalteten Hände bis zur Erde nieder und heben sie dann bis zur Höhe ihres Kinns. Das ist die große Begrüßung. Dann der älteste Sohn U-Pe,

*) Anm. d. Verf. Die erste Silbe meines Namens Si heißt im Chinesischen Westen.

ein kräftiger Junge von achtzehn Jahren, und die älteste Tochter, Po-Kuei-Niu (Fräulein Po), bescheidenes und reizendes Kind von sechzehn Jahren, die mir Kotau machen. Dann ein Knabe von fünfzehn, der ebenfalls Kotau macht und dann zwei kleine Mädchen von zwölf und zehn Jahren, dann ein noch kleines mit drei, welches alle ansehen und lachen. Es nähert sich aber sehr ernst, kniet nieder, neigt sein Köpfchen bis auf die Erde und erhebt sich sehr stolz, daß ihr die Gebärde der Großen so wohl gelungen.

Ich habe mich indes der Mutter und Frau Po-Yes genähert und ihnen ihren Gruß erwidert, und indem ich den Kindern eine freundliche Handbewegung widme, nehme ich meinen Platz wieder ein. Plötzlich fällt mir ein, daß die Gesellschaft nicht vollständig. „Oh, wo ist aber die Großmutter, Po-Sienn-Sen? Sollte sie krank sein?“ „Nein, Si-Lao-Ye, sie kann nur nicht lange stehen und hat sich verspätet. Aber da ist sie.“ In der Tat kommt sie heran, die gute Alte, langsam, geführt von dem zweiten Sohn Uang-Ming-Tses, der zu seinem Vater gekommen war, um mich zu sehen. Sie kommt langsam gebeugt vom Alter und gestützt auf einen Stock. Ich beeile mich, ihr entgegen zu gehen und mache ihr meine tiefste Verbeugung, welche sie mit einem erfreuten Blicke erwidert, außerstande, sich selbst zu verbeugen. Wie alt sie ist! Oh wie alt sie ist! Ihr Gesicht ist ganz verrunzelt, ihre Hände zittern und ihr Kopf wackelt. Doch ihre Augen, welche den gewöhnlichen melancholischen Ausdruck der Greise wieder angenommen, sind noch lebhaft. Diese dünnen grauen Haare sind mit denselben Blumen geschmückt wie die Köpfe ihrer kleinen Enkelinnen und ihre Haltung ist voll Würde.

„Setzen Sie sich, sagt sie, und seien Sie willkommen.“ Alles hat sich gesetzt. Auf ein Zeichen von mir bringt mein Diener eine große Schachtel, aus der er nacheinander einen Hanswurst, Bilder, Paketchen Nähnadeln, ein Paket rote Kerzen, Bänder, einen deutschen Kreisel, eine Puppe und ein Stereoskop herausholt. Für jeden Geschmack ist etwas da. Alle sind entzückt „Oh, Großmutter, zum Kuckuck mit Zeremonie und Etikette. Der alte Herr scheint nicht darauf versessen.“ Der alte Herr ist durchaus nicht darauf versessen, er ist wieder jung geworden. Er ist von seinem Thron heruntergestiegen und erklärt ihnen das Stereoskop. Die Fragen stocken nicht, so wenig wie die Dankesbezeugungen. Oh, Si-Lao-Ye, Oh Si-Lao-Ye.“ Immer und immer wieder. Der Kleine gerät in Verzückung, als der Kreisel kommt. Die jungen Mädchen haben ihre Bänder aufgerollt, aber was das höchste Erstaunen hervorruft, das ist das Stereoskop. Unsere europäischen Straßen und Plätze erfüllen sie mit Bewunderung und sie sind platt

bei dem Anblick der Häuser mit fünf Stockwerken. Nein, sehen Sie, Sie werden es niemals verstehen, daß man so hoch hinaufsteigen kann und daß man jemals verdammt sein könnte, so übereinander zu wohnen.

Doch die Türe hat sich geöffnet und es wird eine voll besetzte Tafel hereingeschoben. Es ist ein richtiges Diner. „Ah, Uang Sienn-Sen, so war es nicht abgemacht. Wie soll ich essen? Es ist noch keine zwei Stunden, daß ich gefrühstückt habe.“ „Ich bitte Sie, Si-Lao-Ye, ich bitte eine kleine Anstrengung.“ — Die Großmutter, Uang-Lao-Po, Uang-Lay-Lay und die Kinder sind verschwunden und wir sind nur uns vier Männer am Tisch. Aber das wundert mich nicht und ich frage nicht, denn es ist nicht Sitte, daß die Frauen mit den Männern essen, wenigstens nicht, wenn Fremde da sind. Nur die Frau Po-Y's und ihre Söhne sind geblieben. Sie bedienen uns. An meinem Platz finde ich meinen Löffel, meine Gabel und mein Messer, das mein Diener geholt hat.

Das Mahl ist einfach, aber gut. Es ist nicht das Festmahl, das Bischofsessen der reichen Leute oder der großen Mandarine. Es ist das einfache Sonntagessen von Bauern. Ein Fisch mit einer Art dünner Bouillon von köstlichem Aroma steht in der Mitte der Tafel und dient als Suppe. Zu beiden Seiten Enten und Hühner, in den vier Ecken zwei Platten mit Schweinsfilet und gewürfeltem Hammelfleisch, eine Platte Nudeln in ausgezeichneter Brühe und eine Platte Bohnen. Dann in den Zwischenräumen und rings um den Tisch herum eine Menge gezuckerte und gesalzene Zwischenspeisen. Ich bemerke Champignons, Crevetten, Eierpflanze, Meeralgen, Ingwer, kleine gezuckerte Zitronen, Cobas *), Käse. Jeder hat vor sich einen Napf mit Reis, welcher als Brot dient. Das Essen ist wirklich sehr gut und man spricht zu. Inzwischen hat man die großen Platten abgeräumt und die jungen Mädchen kommen wieder und bringen Orangen, trockene Früchte, Gebäck und Süßigkeiten, Wein und Liköre. Das ist der Nachtisch. Der Wein verzieht mir das Gesicht. Es ist Reiswein, den man heiß aufträgt und der einen Geruch hat, an den ich mich nie habe gewöhnen können. Die Liköre waren mehr nach meinem Geschmack. Einer darunter ähnelte stark unserem Curaçao.

Endlich ist Schluß des Mahles. Es war einfach, hat aber doch zwei Stunden gedauert. Man plaudert noch ein wenig und die Sonne steht schon sehr tief, als ich Abschied nehme von meinen neuen Freunden.

Während der sechs Wochen, welche ich in Uang-Mo-Khi zubrachte, verging kein Tag, ohne daß ich sie gesehen hätte, entweder in ihrem Hause oder auf dem Felde und ich habe sie die

*) Anm. d. Verf. Die Frucht einer Rosenart.

folgenden Jahre wiedergesehen, wenn ich der großen Sommerhitze zu entgehen von Zeit zu Zeit nach Uang-Mo-Khi flüchtete. Ich kann also sagen, daß ich bis zu einem gewissen Grade Zeuge war ihres Lebens, ihrer Arbeit und ihres Vergnügens. Was ich nicht durch direkte Beobachtung erfuhr, habe ich durch vielfache und vorsichtig angebrachte Fragen erfahren durch ihr Vertrauen und ihre Freundschaft. Das Ganze erschien mir so interessant, daß ich es in den folgenden Seiten dem Leser mitteilen will.

II.

Sie ist lang, die Geschichte der Uang-Ming-Tse. Sie beginnt vor achthundert Jahren mit der des Bezirks. So kennt jedermann fast die Hauptereignisse. Man erinnert daran in den großen Jahrtagen zu gleicher Zeit, wenn man die Stammbäume verliest, welche alle Einwohner auf das Paar zurückführen, dem man die Urbarmachung des Landes verdankt. Man stelle sich die Genealogien Judas vor im ersten Kapitel des Matthäusevangeliums.

Wir werden uns kürzer fassen. Als vor achthundert Jahren unter der Regierung des Kaisers Yün-Jong der Dynastie Song des Nordens eines Tages ein Mann des Namens Uang aus dem Lande Schü in das Tal kam und es nach seinem Geschmack fand, siedelte er sich da an. Zu jener Zeit wehte der Atem Gottes allein über die Wasser des Ta-Schuei-Khi und selbst der Name Schuei-Khi war kaum erfunden. Doch spricht alle Vermutung dafür, daß der Fluß schon da war und an der selben Stelle floß, aber sein Bett war noch zum Teil unbekannt und er hatte noch keinen Namen. Er lag träge da und wenn man ihm damals gesagt hätte, daß er eines Tages sein Bett verlassen würde, um die Berge hinaufzuklettern und sich in die Lust und Arbeit der Menschen zu mischen, wäre er erstaunt gewesen. Pflanzen und Bäume wuchsen da und dort ohne Ordnung, ein Aufenthalt der wilden Tiere. Die Berge entblößten sich und zeigten in ihrer Verzweiflung dem Himmel ihre entfleischten Knochen. Es war das Chaos. Der Mensch erschien in der Person des Uang und hatte Mitleid. Alles änderte sich. Er nannte den Fluß „Das große Wasser des Tales". Er erleichterte den Abfluß, half ihm, sich der Ueberschwemmung zu erwehren und der Fluß wurde sein Diener. Er wählte ein Stück Landes, machte es urbar und gab ihm seinen Namen. „Das sei jetzt und für alle Zeit das Land des Uang", sagte er. Es wurde seine zweite Gattin und er liebte es mit allen seinen Kräften, so daß, wenn ihm die erste ihm alles im Ueberfluß gab, dessen er Kinder schenkte, diese heranwuchsen, wurden sie von den bedurfte. Als seine Töchter

Männern von Yüe, von U-Si und von Gao-Tsong umworben und er gab sie ihnen zur Ehe. Als seine Söhne stark geworden waren, gab er ihnen ein Feld, auf dem sie ihr Haus bauen konnten und er schickte sie aus, die Schwestern jener Leute aufzusuchen und diese wurden ihre Frauen. Mit der Zeit sammelte er um sich seine Söhne, Enkel und Urenkel, die sich nicht voneinander unterschieden, als daß sie ihre Rufnamen dem Namen des Vaters zufügten. So gab es Häuser des Uang-Ti-Kué, des Uang-Pe-Sen, des Uang-Fu-Tsang etc. So wurde das Tal bevölkert und angebaut. So erzählen die Berge den Ruhm Uangs und daß die Erde voll ist seines Namens. Heute zählt dies kleine Gebiet, das kaum zwölfhundert Hektar umfaßt, zum mindesten zehntausend Einwohner, die fast alle in männlicher Linie von demselben Paare abstammen.

Zehntausend Einwohner auf zwölfhundert Hektar, stellt man sich das Bild vor? Nein, das ist nicht wie in Frankreich mit seinen unabsehbaren Feldern, den Dörfern, die von einander durch unendliche Einöden getrennt sind. Nein, das ist nicht das Land ohne Erfrischung und Abwechslung, wo man stirbt vor Langeweile, wenn man sich dort beim Nahen des Winters aufhält. Ist es die Stadt? Nein, es ist auch nicht die Stadt mit ihrem Lärm, ihrer fiebrigen, unfruchtbaren Hast, ihrem Luxus und ihrem Elend. Uang-Mo-Khi hat alle Reize des einen und alle Annehmlichkeiten des andern. Man stelle sich den Hügel von Bellevue in Chaville vor, ersetze die Landhäuser mit ihrer anspruchsvollen und luxuriösen Architektur durch bescheidene Bauernhäuser, ohne Stockwerke, sehr reinlich, weiß oder grau, gedeckt mit blauen oder roten Ziegeln, regelmäßiger verteilt wie zwischen Bellevue und Chaville und man hat eine ziemlich genaue Vorstellung von Uang-Mo-Khi. Die Schulen sind dort sehr zahlreich; man kann wohl sagen, daß eine auf je fünfzehn Häuser trifft. Die buddhistischen Pagoden enthalten mehrere Bibliotheken, ohne die, welche die Freigebigkeit einiger Familien allgemein zur Verfügung stellt in ihren Ahnentempeln und Archiven. Außer den buddhistischen Tempeln gibt es in jedem der zehn Quartiere von Uang-Mo-Khi einen Bau besonderer Art, welche die Europäer auch Pagoden nennen, die aber kurz anderen Zwecken dienen. Man denke sich einen großen viereckigen Hof, rings umschlossen von einer zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß hohen Mauer. Im Innern geht an dreien der Umfangsmauern eine Galerie herum, welche auf einem gemauerten ungefähr fünf Fuß hohen mit einem von Säulen getragenen Dach bedeckten Sockel gebaut ist.

An der vierten Umfassungsmauer ebenfalls ein Sockel, nach Art eines Theaters, niedriger und breiter und ebenfalls mit einem Dach bedeckt, dessen First und Sparren mit Figuren

aus gebranntem Ton geschmückt sind. Oeffnungen gewähren Zutritt zum Hof, über dem offener Himmel zwischen Galerie und jeden zweiten Sockel. In dieser Form dient das Gebäude allen möglichen Zwecken. Dreimal in der Woche ist da am Morgen Markt. Unter Tags und am Abend findet eine Versammlung eines Vereins, eines Klubs oder dergl. statt. Hier werden die Feste veranstaltet. Von hier gehen die Festzüge und Schaustellungen aus an den Gedenktagen der großen Toten oder der Korporationen. Ferner dient es als Theater für die herumziehenden Schauspielertruppen, welche häufig das Land besuchen. Endlich ist es eine Unterkunft für Fremde, welche nicht im Gasthaus wohnen wollen."

Die Hauptpagode von Uang-Mo-Khi ist natürlich größer und schöner als die anderen. Die Dachziegel sind grünlasiert und die Mauern im Innern sind mit Porzellanplatten bekleidet, welche mit Gemälden und Zeichnungen geschmückt sind. Und nun kennen Sie in Europa viele Städte, die besser versorgt sind mit allem, was das Auge erfreut und den Geist befriedigt, als Uang-Mo-Khi? Doch ich will nicht schönfärben. Nicht alles ist erhaben über den Tadel in diesem hübschen Dorf. Bei näherem Zusehen findet man allerlei weniger Erfreuliches. Das Unerfreulichste sind die enormen Düngergruben mit flüssigem Dünger, die an den Wegen und auf den Feldern angelegt sind. Die Europäer, welche zuweilen durch das Jagdvergnügen nach Uang-Mo-Khi gelockt werden, beklagen sich, daß hier wie übrigens überall nichts oder fast nichts die Anwesenheit dieser verfluchten Behälter ankündigt. Nicht daß sie irgendwelchen unangenehmen Geruch aussendeten, denn sie sind gewöhnlich sehr sorgfältig mit großen Blättern der Seerose bedeckt, um jede Ausdünstung zu vermeiden, aber es ist sehr leicht hineinzufallen, wenn man im Jagdeifer vergißt, auf welchem Boden man sich befindet. Wem solcher Unfall begegnet, der spricht nicht gerne davon, bewahrt aber eine unversöhnliche Erinnerung und vergißt es dem Chinesen nie. Einer, der schimpft über China, ist gewiß einmal in eine solche Grube gefallen.

III.

Wann in der Geschichte von Uang-Mo-Khi trat die Familie Uang-Ming-Tse unter den anderen Familien hervor und wie verband sich ihr Name mit dem Gründer der Gemeinde? Die Frage wäre sehr leicht zu beantworten auf Grund des Stammbaums und der Annalen der Familie. Es gibt nichts sicheres und genaueres als die Aufschlüsse, die dieser Quelle entstammen und sie werden auch niemals angezweifelt. Selbst die strengste gerichtliche Untersuchung setzt keinen Zweifel. Wie

könnten sie auch falsch sein? Wie könnte man eine Familienstandsaufzeichnung fälschen über einen Tatbestand, den alle Nachbarn kennen? Dann, werden die Familienbücher einer Familie nicht durch die Familienbücher der andern Familien, mit denen sie zusammenhängen, kontrolliert? Eine Fälschung ist daher ausgeschlossen. Selbst vor Gericht genügt eine einfache Erklärung. Wir wollen nicht anspruchsvoller sein und uns mit dem Bericht Uang-Ming-Tse's begnügen.

„Mein Vater," erzählte er, „war das vierte Kind einer Familie, die deren vierzehn zählte. Zwei Brüder und eine Schwester gingen ihm voraus. Der erste und der dritte halfen ihren Eltern, sie blieben Bauern wie sie und verließen nie das Haus. Der zweite studierte, um Mandarin zu werden und hatte soviel Erfolg in seiner Laufbahn, daß er Gouverneur des Kreises wurde. Seine Schwester verheiratete sich, als mein Vater fünfzehn Jahre alt war. Damals war mein Großvater weit entfernt, reich zu sein. Er baute im Ganzen fünfzehn Meus, wovon ihm nur sieben oder acht gehörten. Nun trugen fünfzehn Meus damals nicht soviel wie heute. Sie müssen bedenken, daß das achtzig oder neunzig Jahre zurückliegt. Die Kanäle, die Sie sehen, waren noch nicht alle gebaut und das Tal war weniger bevölkert. Daher war auch der Anbau schwieriger und weniger einträglich. Als die Zahl der Kinder wuchs, beschloß man, daß die Knaben ein Handwerk lernten und in der Stadt versuchten, den Wohlstand der Familie zu mehren. Mein Vater machte den Anfang. Er hatte schon sechs jüngere Geschwister. Er wollte Zimmermann werden. Man zahlte sein Lehrgeld auf drei Jahre und sorgte für seine Bedürfnisse, soweit er es nicht selbst konnte. Doch verdiente er bald soviel, daß er Ersparnisse machen konnte, welche er treulich nach Hause brachte, wenn er zu den Vierzehntageversammlungen dahin kam. Drei weitere Brüder folgten seinem Beispiel. Mit ihren Ersparnissen rundete mein Großvater seinen Besitz, erweiterte seine Grenzen und sobald er den einen oder andern der Söhne selbst beschäftigen konnte, rief er ihn zu sich zurück. Ein einziger, der jüngste ist in Fu-Tscheu geblieben. Er ist einer der großen Kaufleute der Stadt. Er verfehlt nicht, zu den Jahrestagen nach Hause zu kommen und, wenn er sein Geschäft aufgeben wird, um es seinen beiden Söhnen zu übergeben, was nicht lange mehr auf sich warten lassen wird, wird er hierher zurückkehren. Er hat schon lange großen Grundbesitz angekauft, welchen sein Aeltester bewirtschaftet und dort hat er auch schon sein Grabmal errichtet. Die Pagode, die nächste zu Ihrer Wohnung, welche als Klublokal und Börse dient, wurde auf seine Kosten gebaut und er unterhält zu der einen Hälfte eine der Schulen des Quartiers. Es

ist, wie wenn er das Land nicht verlassen hätte. Aber ich spreche von unserm Onkel und von unserm Großvater ist die Rede. Also sehen Sie, wie er seine Töchter verheiraten konnte. Man hat gut reden, daß die Verheiratung der Mädchen nichts kostet. Man kann sie doch nicht von Hause fortlassen, ohne ihnen ein Geschenk zu machen. Und so konnte er jedem seiner Söhne zehn oder zwölf Meu ungefähr hinterlassen und damit hat mein Vater angefangen. Nun, Si-Lao-Ye, wenn Sie die Geschichte meines Urgroßvaters wissen wollen, so bin ich bereit, sie Ihnen zu erzählen. Aber es ist immer nahezu dieselbe Sache von Einzelheiten und Eigentümlichkeiten geringer Bedeutung abgesehen.

„Ich möchte vielmehr einige unserer Ahnen erwähnen, welche unsere Familie geziert haben. Es war einer darunter, der Generalfinanzeinnehmer wurde und dessen Freigebigkeit man den Bau des fünften Kanals des linken Ufers des Ta-Schuei-Khi verdankt. Ich werde Ihnen einmal sein Grab auf unserm Familienfriedhof zeigen. Es wurde ihm von den Einwohnern des Hügels gestiftet. Ein anderer wurde Doktor ersten Grades und übte das Amt eines Rektors in der Provinz Hu-Pe. Eine der Brücken des Flusses wurde auf seine Kosten erbaut. Außerdem wurde seine Privatbibliothek in eine öffentliche verwandelt und er hat eine Schule angegliedert, deren Bestand er durch eine genügende Stiftung gesichert hat. Sein Grab ist auch in unserer Begräbnisstätte, denn er hat sich hieher zurückgezogen und ist auch hier gestorben, in seinem Hause umgeben von seinen Kindern, welche fast sämtlich ebenfalls Bauern sind. Unsere Chronik erzählt, daß alle Einwohner von Uang-Mo-Khi dem Begräbnis beiwohnten. Ich könnte Ihnen noch mehrere alte Verwandte von uns anführen, die neben diesen sich sehr wohl sehen lassen könnten, aber all das ist wenig würdig Ihrer Aufmerksamkeit. Welcher Einwohner des Tals wüßte Ihnen übrigens nicht Gleiches von seinen Ahnen zu erzählen. Man freut sich der Erinnerung, wie man sich mit Freuden der glücklichen Augenblicke des eigenen Lebens erinnert. Aber erlebt muß man sie haben."

„Ich muß in einem meiner früheren Leben, an die Sie glauben, Uang-Sienn-Sen, ein Sohn Eurer hundert Familien gewesen sein, denn alles, was Sie mir da erzählen von Ihren Ahnen, rührt mich, wie wenn es meine eigenen gewesen wären." — „He, Si-Lao-Ye, sind nicht alle Menschen Brüder?" — „Sehr wohl gesprochen, Uang-Ming-Tse. Aber ich bitte Sie, Ihre Erzählung fortzusetzen. Lassen wir das Altertum beiseite und sagen Sie mir, wie Ihr Vater zurechtkam." — „Ich habe Ihnen gesagt, Si-Lao-Ye, daß er das vierte von vierzehn Kindern war. Er hatte selbst schon Kinder, als der Großvater

starb. Aber seine jüngeren Brüder und Schwestern waren noch nicht in dem Alter, sich selbständig zu machen. Es war daher unmöglich, die Gemeinschaft aufzuheben. Man dachte nicht daran. Die Dinge blieben unter der Leitung des ältesten Bruders, da die Großmutter bald nach ihrem Gatten gestorben war. Man fuhr fort, unter demselben Dach zu wohnen, sozusagen an demselben Tisch zu essen. Das war billiger, zudem die Erziehung der Kleinen leichter. Ich wurde größer und ich erinnere mich, wie wenn es gestern gewesen wäre. Zwei meiner Tanten waren verheiratet. Man sah sie fast nur an Neujahr, wo sie mit ihren Kindern kamen und drei oder vier Tage bei uns zubrachten. Mein Onkel, der Gelehrte, hatte in einer andern Provinz ein ziemlich einträgliches Amt, sodaß er nur einen Teil des Ertrags seiner Erbschaft beanspruchte und den Rest der Gemeinschaft überließ. Es blieben also dem Hause noch fünf Töchter und fünf Söhne, wovon vier verheiratet waren und neun Kinder hatten. Das macht vierundzwanzig Personen, wozu noch vier Dienstboten kamen, drei Männer für die Feldarbeit und eine Frau für die Hausarbeit. Solange die Gemeinschaft dauerte, lebten wir sehr behaglich mit den achtzig Meu Land, das wir besaßen. Als jedoch meine Tanten heirateten und der jüngste meiner Onkel sich in Fu-Tscheu niederließ, änderte sich das. Letzterer, der alle seine Einkünfte für seinen Handel brauchte, wollte sein Erbteil zurückziehen. Der Mandarin, dessen Familie rascher zunahm als sein Gehalt, wollte das Gleiche. Anderseits war es offenbar, daß früher oder später an die Auseinandersetzung gedacht werden mußte. Man entschloß sich, es sofort zu tun. Eben in diesem Augenblicke wollten Nachbarn, die Ueberfluß hatten, Grund verkaufen, was die Auseinandersetzung erleichterte, wie Sie gleich sehen werden. Die sieben Brüder begannen damit, die Erbschaft zu teilen in acht gleiche Teile. Zwei dieser Teile mit dem elterlichen Hause fielen gesetzlich an den ältesten Bruder, die des Kaufmanns und des Mandarin wurden von der Gemeinschaft gekauft, die nun auf fünf Brüder zurückgegangen war. Den Preis verpflichtete sich die Gemeinschaft zu zahlen wie die Zwischenzinsen. Zu gleicher Zeit pachtete sie die Felder der Nachbarn mit dem Vorbehalt, sie zu kaufen und ebenfalls in bestimmter Frist zu bezahlen. Dann nahmen die fünf Brüder eine neue Teilung vor. Der gesamte Neuerwerb im Umfang von vierzig Meu wurde in fünf Lose geteilt, von welchen jeder Bruder eines erhielt, welches seinen bisherigen Besitz vergrößerte. Man begann dann Häuser zu bauen für die, welche keine hatten, auf dem Grund, der ihnen zugefallen war und sobald eines fertig war, zog der, für den es bestimmt war, hinein. Das dauerte einige Zeit, wie sie sich denken können. Endlich

hatte ein jeder das seine und am Ende der drei Jahre waren dank der Gemeinschaft, welche fortdauerte und dank der Ersparnisse, welche sie ermöglichte, alle Felder bezahlt. Die Auseinandersetzung war damit abgeschlossen. Man fuhr jedoch fort, die wichtigen Arbeiten gemeinsam auszuführen und gemeinsam zu ernten. Man fuhr fort, sich gegenseitig bei jedem Anlaß jede Hilfe und Unterstützung zu gewähren. Aber jedes lebte für sich und die Feldfrüchte gehörten jenen, welchen die betreffenden Felder zugeteilt worden waren und welche sie in ihre Weise bebauten."

„Ausgezeichnet, Uang-Sien-Sen, aber wenn die Nachbarn die Felder nicht abgetreten hätten, die Ihre Familie bedurfte, was dann?" — „Oh, Si-Lao-Ye, ganz in unserer Nähe haben wir Verwandte, die nicht soviel Land haben, als wir damals hatten und noch zahlreicher sind. Wir hätten es gemacht wie sie. Die Erde ist freigebiger, als man sich denken kann." — „Gut, aber nehmen wir einmal an, Ihr Grund wäre zu klein gewesen." — „Gut, dann wären zwei oder drei meiner Onkel in ein weniger bevölkertes Tal gegangen, hätten ihre Schwestern und Schwäger um ein kleines Stück Land gebeten, in dessen Besitz sie früher oder später gekommen wären." — „Und wenn auch das unmöglich gewesen wäre?" — „Sie wären noch weitergegangen. Das ist alles. Ich kenne in der Provinz und anderwärts Plätze genug, wo die Bevölkerung um die Hälfte weniger zahlreich ist als hier. Glauben Sie, daß man Sie dort nicht aufgenommen hätte? Sind nicht alle, welche arbeiten, miteinander verbunden wie die Glieder einer Familie? Aber was tut man denn bei Ihnen in solchem Falle, mein Herr?" — „Bei uns, Uang-Ming-Tse, ist die Bevölkerung viel weniger dicht als hier und die Hälfte des Landes besteht noch aus Wäldern, aus unbebauten Haiden und Mooren und Sümpfen." — „Und ist es im ganzen Westen so?" — „Leider ja." — „Dann ist es etwas anderes. Aber dann verstehe ich nicht, wie die Europäer dazu kommen, unaufhörlich den Krieg in fremde Länder zu tragen, anstatt alle Kraft darauf zu verwenden, ihr eigenes Land urbar zu machen und die eigene Bevölkerung zu entwickeln."

Ich antwortete nicht auf diese Frage. Uang-Ming-Tse hätte noch viel weniger begriffen, daß die Unfruchtbarkeit des Landes, die Dünne der Bevölkerung, der Kriegszustand, der Europa kennzeichnet, das Werk einer Handvoll Egoisten und einer barbarischen Gesetzgebung sind. Ich sah, wie ungünstige Vorstellungen über die europäische Kultur in seinem Geiste aufstiegen und lenkte auf den Gegenstand unserer Unterhaltung zurück.

„Sie haben gesagt, Uang-Sien-Sen, daß die zwei Onkel, welche Uang-Mo-Khi verlassen hatten, die Ländereien, die sie aufgegeben, seitdem längst durch andere ersetzt haben, die sie in der Umgebung gekauft haben. Das ist gut. Aber wie, wenn es ihnen nicht gelungen wäre?"

„Während einer gewissen Zeit können alle Grundstücksverkäufe aus der väterlichen Erbschaft jederzeit rückgängig gemacht werden.*) Unsere Onkel wären daher nach Hause zurückgekehrt, man hätte ihnen ihre Felder zurückgegeben und sie hätten den Preis, zu welchem sie sie verkauft hatten, allmählich abbezahlt." — „Damit bin ich hinsichtlich der Interessen aufgeklärt. Ich möchte nun noch etwas anderes fragen. Was wird aus Ihrem Familienkultus, wenn die Familie getrennt ist? Wenn jeder selbständig geworden, löst sich dann auch das moralische Band? Mit einem Wort, welche Beziehungen unter sich und mit dem väterlichen Hause behielten Ihre Onkel?"

„Nichts einfacher, Si-Lao-Ye. Im allgemeinen findet die Auseinandersetzung statt, wenn alle Kinder imstande sind, für sich zu leben. Sie sind verheiratet, meist haben sie bereits große Kinder. Sie können also, ohne von Haus zu gehen, sich den meisten Gebräuchen und Pflichten des Ahnenkultus widmen. Sie haben das Recht dazu. Doch beginnt man nicht, es auszuüben vor dem Tod des Gründers des neuen Herdes von Vater und Mutter. Bis dahin und, wenn man will, noch weiterhin versammelt sich alles bei dem ältesten der Brüder. Auf alle Fälle werden bei ihm die Jahrtage von Vater und Mutter gefeiert und die besonderen Familienfeste. Das Gleiche ist der Fall für die Feste der Jahreszeiten. Wenn die Familien einen Ahnentempel besitzen, der besonders dem gemeinsamen Ahnenkultus geweiht ist, so werden hier alle Versammlungen abgehalten. An den großen Jahrtagen, wie denen des Konfuzius und berühmter Ahnen, vereinigt man sich bei dem Aeltesten des Dorfes. Die wesentlichen Kosten dieser Feierlichkeiten werden aus dem Uebererbe, welches der älteste Sohn außer seinem Erbteil erhält, gedeckt, wozu meist die Beiträge der Reichen der Familien kommen. Und wenn das nicht genügt, so bringt jeder seinen Obolus zur Versammlung mit. So wird es in unserer Familie gehalten. Was meine Onkel betrifft, den Kaufmann und den Gelehrten, so hat man von dem Tage an, da sie nicht mehr regelmäßig unseren Festen beiwohnen konnten, ihnen einen Auszug aus dem Familienbuch, der ihre Abstammung bis zum vierten unserer Ahnen ausweist, zugestellt

*) Anm d Vers. Die Familie hat das Vorkaufsrecht, das übrigens ganz zu Gunsten des Verkäufers. Ich kenne kein Beispiel, daß ein aus der väterlichen Erbschaft stammendes Feld in fremde Hände übergegangen wäre außer die Ländereien, welche für die europäischen Konzessionen der Häfen des Auslandshandels enteignet wurden.

und sie haben sich dann ganz nach ihrem Belieben verhalten. Gerechterweise muß jedoch gesagt werden, daß sie selten bei unseren großen Festen gefehlt haben."

„Ich danke Ihnen, Uang-Sienn-Sen. Ich habe nur noch zwei Fragen zu der Sache. Erstreckt sich die richterliche Gewalt der Familie auch noch auf die, die sich davon getrennt haben, die am Ort anwesenden und die abgewanderten?"

„Ohne Zweifel, Si-Lao-Ye. Welchen Rückhalt hätten sie denn, wenn nicht den ihrer Familie? Wozu gäbe man ihnen einen Auszug aus dem Familienbuch, wenn nicht um festzustellen und zur Anerkennung zu bringen das Recht, das sie haben, sich darauf zu berufen? Wie könnte man, von ganz schweren und dringenden Fällen abgesehen, Verwandte den Gerichtshöfen der Mandarinen überlassen? Das wäre eine Schande. Die Mandarinen und das Gesetz, sagt ein Sprichwort, sind nicht da für anständige Leute." — „Das Sprichwort hat Recht. Und nun sagen Sie mir. Sind die Ausgaben für die buddhistischen Begräbnisfeierlichkeiten und für die Andachten, welche viele Leute für die Ruhe der Seelen der Toten abhalten lassen, ebenso unerläßlich wie die des Ahnenkultus?"

„Nein, außer der Verstorbene hat sie angeordnet. Trotzdem ist es sehr selten, daß man nicht dazu beiträgt, wenn man kann. Man tut, was alle tun, um nicht aufzufallen in Dingen, welche nicht der Mühe wert sind und besonders, um nicht in den Verdacht des Geizes zu kommen."

„Nach der Art, wie Sie über diese Dinge sprechen, sind Sie kein Buddhist."

„Oh, Si-Lao-Ye. Ich habe die Lehre studiert. Ich denke wie der Meister, daß es nur eine Sache gibt, deren ich sehr gewiß bin, das ist, daß ich lebe und ich halte für wahr und notwendig nur die Lehren, welche mich das Leben lehren. Meine Vernunft widerstrebt dem Rest. Und trotzdem würde ich Ihnen nicht die Wahrheit sagen, Si-Lao-Ye, wenn ich Sie glauben ließe, daß ich völlig gleichgültig wäre gegen eine Menge abergläubischer alter Gebräuche, welche noch älter sind als der Buddhismus und welche die buddhistischen Bonzen benutzen, um das Volk besser auszubeuten. Wenn zum Beispiel Regen und Trockenheit unsere Ernten bedrohen, wie sollte ich nicht wünschen, daß das Wetter sich ändert? Und vom Wunsch zum Gebet, wie klein ist der Abstand? Dann gehe ich mit unseren Leuten mit der Prozession im Felde und bete zu den Geistern, daß sie uns helfen. Sie haben in meinem Hause über dem Kamin in der Küche ein farbiges Bild gesehen. Es ist das eines Schutzheiligen, wie man sie von Vater zu Sohn in der Familie forterbt und ich bin sicher, daß die Frauen nicht verfehlen, von Zeit zu Zeit ein Gebet an ihn zu richten. Ich

glaube gewiß nicht, daß es etwas hilft. Aber das Bild ist ein Andenken und ich hielte es für einen Frevel, es zu entfernen. Bei der Geburt der Kinder ist es gebräuchlich, ihnen um den Hals eine alte Kupfermünze zu hängen, welche die guten Weiber für ein allmächtiges Amulett gegen Krankheiten halten. Sie haben gesehen, daß mein jüngster Enkel eine solche trug. Weder ich noch mein Sohn haben sich dem widersetzt. Als man den letzten Teil unseres Hauses baute, habe ich erlaubt, daß man unter der Türe Salz, Körner und ein rotes Papier, auf dem der Name eines Stern geschrieben war, eingrub. Man sagt, daß dies von den Arbeitern schlimme Einflüsse fernhalte und das Glück der Bewohner verbürge. Wirklich, ich gestehe Ihnen, daß mir diese Vorstellungen nicht mißfallen. Doch, sehen Sie, Si-Lao-Ye, Sie wissen, daß es ein gutes Zeichen ist, wenn die Päonie schön und reichlich blüht und ein schlechtes, wenn ihre Blüten selten sind und sich nicht schön öffnen. Was ist Wahres daran? Nichts, gar nichts. Aber was hindert das, daß meine Augen und mein Herz voll Freude und Hoffnung sind den ganzen Tag, wenn sie die großen rosa und roten Blüten unserer Päonie sehen und ich verfehle nicht, sie jeden Morgen zu betrachten. Sie ist gegenwärtig prächtig. Haben Sie sie gesehen, Si-Lao-Ye? Schlimm wäre es freilich, wenn man sich enttäuscht fühlte, wenn sie schlecht blüht. Aber ich sorge dafür, daß sie schön blüht. Und dann gibt es soviele gute Vorzeichen, daß es leicht ist, das eine üble zu vergessen. Das Wichtigste ist, daß man sich von keinem beherrschen läßt. Sind Sie nicht auch der Meinung, Si-Lao-Ye?" — „Vielleicht, Uang-Ming-Tse. Aber wir haben nun genug philosophiert, kehren wir zurück zu unsern Hammeln. Im Augenblick, da ich Ihre Erzählung unterbrach, bewohnten Ihre Onkel und Ihr Vater ihre eigenen Wohnungen?" — „Ja, und wir hatten alle unsere Schulden bezahlt. In drei Jahren hatten wir teils an unsere Onkel, teils an die Nachbarn 2000 Taels (16 000 Franken) ungefähr bezahlt. Ausgegeben haben wir für den Bau der vier Häuser nahezu 170 Taels und zwar kurz nach der Heirat der jüngsten unserer Tanten, der eine Ausstattung von mindestens 200 Taels Wert mitgegeben wurde. So befanden sich mein Vater und seine Brüder in sehr bedrängter Lage. Was uns rettete war, wie gesagt, daß wir beisammen bleiben konnten. Ohne das weiß ich wirklich nicht, wie wir zurecht gekommen wären. Die fünf Familien zählten bereits vierzig Personen, aber darunter nur sieben, die imstande waren, auf dem Feld zu arbeiten. Ich war fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, aber man glaubte aus mir einen Gelehrten machen zu können. Ich studierte und leistete nichts im Hause. Das übrige waren Weiber und Kinder. Also sieben Arbeiter für 120 Meu ist

zu wenig. Sie sagen vielleicht, wir hätten nicht soviel Grund kaufen sollen. Aber wir mußten an die Zukunft denken. Jedes Jahr waren zwei oder drei Mäuler mehr zu stopfen. Nein, die Einschränkung der Wirtschaft war nicht möglich. Es gab in der Tat nur ein Mittel: Fremde Hilfe, die man wieder ersetzen konnte in dem Maße, als die eigenen heranwuchsen. Das geschah denn auch. Statt des bisherigen einen Lohnarbeiters nahm man drei. Wir hatten immer nur einen Büffel gehabt. Man kaufte einen zweiten. Das entlastete die Männer von den Arbeiten, die nur Kraft brauchen und die Arbeiten, welche Geschicklichkeit und Sorgfalt erfordern, wurden umso besser ausgeführt. Unter dem Gesichtspunkt allgemeiner Sparsamkeit in Hauswirtschaft und Landarbeit ging daher alles besser als früher. Nur wußte man nicht sogleich die Vorteile vollauf zu schätzen, welche der neue Betrieb bot. Wir hatten kürzlich soviel Geld ausgegeben, daß unsere Kasse fast leer war. Neues Geld der Erde zu entlocken, bedurfte es ein wenig Zeit, aber jeder Tag hatte seinen Bedarf. Nicht daß uns unser Unterhalt Sorge gemacht hätte. Wir hatten ihn zu Hause. Aber eine große Familie hat noch andere Bedürfnisse. Man legte mir nahe, meine Studien aufzugeben und ich gestehe, daß man ganz recht hatte. In der Tat war für meinen Vater die Lage drückender als für meine Onkel. Die Einen hatten weniger Kinder, die andern von den ihren schon größere Hilfe. Mein Vater hatte keine andere Stütze als meinen ältesten Bruder und sein Anteil an der Bezahlung der Dienstboten war umso größer. Das scheint nicht viel, aber wie man sagt, es kommt eins zum andern. Trotzdem, wenn es sich um gemeinsame Ausgaben handelte zwischen meinem Vater und seinen Brüdern, sagte meine Mutter nichts, denn wir wären alle lieber gestorben, als daß wir uns hätten anschauen lassen. Sonst aber hatte sie endlose Lamentationen, wenn sie mit ihren Sapeken aus der Truhe herausrücken sollte. Ich kann heute nicht ohne ein Lächeln daran denken und ich sage mir, daß wir schließlich alle noch viel unglücklicher hätten sein können und daß es noch viel länger hätte dauern können. Denken Sie, wenn wir allein gestanden hätten. Keine Möglichkeit, einen Büffel für uns allein zu haben, da wir nur zwei für fünf Haushaltungen hatten. Was dann? Und so weiter. Und dann waren unsere Nachbarn unsere Verwandten. Moralisch waren wir mit ihnen noch ebenso verbunden, wie wenn sie mit uns unter einem Dach wohnten. Es ist etwas, sich unterstützt zu fühlen. Gewiß auseinandergerissen hätte jeder sogleich Freunde und Teilhaber gefunden. Aber welcher Unterschied trotz allem! Das Land wechseln heißt die gewohnte Arbeit und damit die Lebensweise wechseln. Das geht nicht ohne Schmerz. Hier dagegen ist uns

alles leicht, weil wir achthundert Jahre alles kennen. Hier spricht alles zu uns von den Unsrigen: Das Wasser, das in die Felder rieselt, die jene geschaffen, die Bäume, die sie gepflanzt, ihre Tempel, ihre Grabstätten und bis zu den Sagen, die uns unsere Mütter von ihnen erzählen und die mit ihrem Andenken den Winkel des Himmels bevölkern, unter dem sie gelebt. Achthundert Jahre sind es, seit wir hier zu Hause sind."

Uang-Ming-Tse war plötzlich erregt geworden, als er solchermaßen seine Erzählung schloß. Seine Stimme zitterte. Und ich? Was soll ich es nicht gestehen? Ich war zum mindesten ebenso erregt, wie er, wenn auch aus andern Gründen. Ich hatte diesen Bauern die achthundertjährige Geschichte seiner Familie erzählen hören. Seine Vorfahren von achthundert Jahren hatte er vor meinen Augen wieder erstehen lassen und ich, ein Kind einer Kultur, die sich unendlich erhaben dünkt, weiß kaum, wo die Gebeine meines Großvaters ruhen. Was soll ich die Tränen verleugnen, die dieses Geständnis mir fast erpreßte, die Bitterkeit, mit der es mein Herz erfüllte? Mit einer bisher unbekannten Kraft stieg in meinem Geiste unausgesprochen das große Wort des Vaterlandes, sein Bild auf, glänzend in nie gesehener Helle. Zum ersten Male enthüllte sich mir das Vaterland, der Begriff Vaterland mit einer Schärfe, Tiefe, Höhe, wogegen mir die verschwommene Sentimentalität, mit der ich ihn bisher umgeben, matt und kalt erschien. Das Vaterland! Gibt es das wirklich dort, wo spärliche Menschen von Räumen getrennt sind, die nie ein Mensch betreten hat und betritt, von Wäldern, die nie von seiner Abwesenheit belebt wurden, von Heiden und Mooren, die nie seine Hand befruchtet hat? Gibt es das dort, wo es niemals eine Folge der Menschengeschlechter gab, wo das Vergessen der Vorfahren so vollständig, daß die Wüste heute anstelle ihrer Gärten getreten ist? Gibt es das, wo es nichts gibt, dort wo unermeßliche Ländereien menschenleer und doch im Besitz Einiger zwischen die Menschen die Entfernung, den Egoismus, den Haß in die ungefurchte feindliche Erde legen? Gibt es das bei einem Volke, welches die Zahl seiner Kinder einschränkt, für das die Nachwelt der Feind ist?

Das Vaterland! Macht, daß die Einöden verschwinden, erweitert das Feld des Guten, beschränkt das des Uebels, der Unfruchtbarkeit, des Todes. Verbannt die Trägheit der Sitten. Macht, daß von einem Ende des Landes zum andern die Menschen so dicht wohnen, daß kein gesprochenes Wort ins Leere gehe. Macht, daß aus jeder Scholle Landes, von ihrer Hand gelockert eine Aehre sprieße. Vereinigt alle Menschengeschlechter selbst die entferntesten. Erfüllet Eure Gedanken mit denen der Vergangenheit und mit denen der

Zukunft Eure Herzen. Dann wird es ein Vaterland geben. Wenn hundert Millionen Menschen seine große Stimme werden hören können und seinen mächtigen Namen aussprechen, seinen süßen, dann, erst dann wird das Vaterland eine Wirklichkeit sein.

Das waren die Gedanken, welche mich bewegten, während der Stille, die den Worten Uang-Ming-Tse's gefolgt war. War es die Wirkung des Abends, der herabsank? War es die Beredsamkeit der letzten Strahlen der Sonne, welche untergehend für uns schon das ferne Land begrüßte, das ich anbete? War es endlich das tiefe Schweigen um uns, das unsere geheimsten Regungen ans Licht hob und erhöhte? Ich weiß es nicht, aber sicher ist, daß zwischen diesem chinesischen Bauern und mir ein und dasselbe Gefühl einen Strom der Sympathie erzeugt hatte von einzigartiger Kraft. Wir schauten einander an und ich glaube, er ahnte meine Verwirrung. Diejenigen, welche nie das Vaterland verlassen haben, die, welche nicht wissen, bis zu welchem Grade manchmal man das Bedürfnis und die Vorstellung fühlen kann, es zu sehen und es überall zu empfinden, mögen mich auslachen, wenn sie wollen. Aber während einer Minute glaubte ich, daß wir einander in die Arme stürzen würden.

IV.

Am nächsten Morgen kehrte ich zu meinem Freund zurück. Er erwartete mich bereits. „Kommen Sie, kommen Sie", rief er mir freudig schon von weitem entgegen, als er mich bemerkte und mir gleich entgegenging. „Kommen Sie, Si-Lao-Ye, wir brauchen Sie." „Zu Diensten, Uang-Ming-Tse! Worum handelt es sich." „Es handelt sich um meine Enkelin. Ihre Verheiratung ist beschlossen und wir erwarten Sie, um den Tag festzusetzen. Nun wissen Sie, daß der 1., der 6. und der 20. jeden Monats günstige Tage sind nach den Vorstellungen des Landes. Aber die ganze Familie besteht darauf, daß Sie ihr die Ehre Ihrer Anwesenheit geben. Und wir möchten Sie fragen, welcher der drei Tage Ihnen am besten paßt." — „Gemach, gemach, älterer Bruder, ich fürchte sehr, daß ich meinen hiesigen Aufenthalt nicht solange ausdehnen kann." Wir waren schon am Ende des Monats und es schien nicht möglich, daß die Hochzeit vor Ende des nächsten Monats werde stattfinden können. Mein Urlaub aber näherte sich dem Ende und ich konnte ihn nicht verlängern. Das konnte ich meinen Freunden schwer begreiflich machen. Sie schienen untröstlich und ich muß gestehen, ich selbst war es nicht minder. Es ist sehr selten, daß ein Fremder derart zu den Vertraulichkeiten

einer chinesischen Familie zugelassen wird, wie ich und das Zeugnis ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft, das sie mir mit ihrer Einladung gaben, war so außerordentlich, daß ich davon tief gerührt wurde. Aber ein Umstand half mir über ihre Bitten und meine eigene Verlegenheit hinweg. Der erste Teil des Festes muß nämlich im Hause der Eltern des Bräutigams stattfinden, ich hätte daher mich zunächst der Gastfreundschaft einer mir unbekannten Familie gewissermaßen aufdrängen müssen, was mich zudem mehrere Meilen von meinem Wege zu meinem Wohnsitz zurück abgeführt hätte.

Doch gab der Verzicht auf eine Einladung, der ich so gerne gefolgt wäre, Gelegenheit, Uang-Ming-Tse über eine Frage zu sprechen, die mich vom ersten Tage an lebhaft beschäftigt hatte. Die jungen Mädchen in China heiraten gewöhnlich frühe. Wenige überschreiten das fünfzehnte oder sechzehnte Jahr. — Siu-Lien war nahezu siebzehn und noch nicht verheiratet. Trotz ihrer Schönheit, ihrer rührenden Anmut, ihre großen Augen, schwarz wie bei allen Bewohnern des himmlischen Reichs, aber von einem Ausdruck höchster Sanftmut, hätte das in Europa nichts Auffallendes gehabt. In China war es ungewöhnlich und die Gründe erweckten nicht meine Neugier, sondern berührte die Gefühle der aufrichtigen Freundschaft, welche ich für jedes Mitglied der ausgezeichneten Familie hegte. Doch hatte ich nicht gewagt, über den zarten Gegenstand zu fragen, denn das Kapitel der Frauen ist eines von denen, über welche der gute Ton die größte Zurückhaltung auferlegt. Aber indem ich den Großvater zu der fröhlichen Mitteilung beglückwünschte, konnte ich wohl fragen, was das Glück der beiden jungen Leute verzögert hatte.

„In der Tat, die Hochzeit hätte schon vor zwei Jahren stattfinden sollen", sagte er. „Die beiden Familien waren damals schon so weit, wie sie heute sind. Man war im Begriff, den Tag festzustellen, als meine Enkelin, die Braut, krank wurde und lange Zeit schwach blieb. Als sie kaum genesen war, verliert der Bräutigam seine Großmutter. Daher die Verzögerung. Wir haben die Trauer stark abgekürzt, sie hätte siebenundzwanzig Monate dauern sollen. Da wir jedoch nur kleine Leute sind, deren Tun keine öffentliche Bedeutung hat, haben wir geglaubt, daß dreihundert Tage genug wären. Die Geister der Ahnen werden uns verzeihen und ich hoffe, daß diesmal sich meine Enkelin bald Frau Ku-Uang-Sche nennen wird." *)

*) Anm. d. Verf. Die Frau verliert nicht ihren Familiennamen, sondern fügt diesem den ihres Mannes hinzu.

„Ich hoffe es auch, Uang-Ming-Tse, umsomehr als diese Verzögerung den jungen Leuten lang genug erschienen sein wird. Haben sie sich schon gesehen?"

„Als Kinder schon, aber nicht mehr seit zehn Jahren."

„Ueberhaupt nicht?"

„Ich glaube nicht. Höchstens, daß sie sich ein oder zweimal von weitem gesehen."

„Dann ist es ja nicht unmöglich, daß sie sich gar nicht wieder erkennen."

„Das ist möglich."

Es war möglich, in der Tat, ich wußte es wohl. Wenigstens zwanzigmal habe ich vergeblich versucht, mir eine so seltsame Sitte zu erklären. Denn es geschieht nicht immer, daß zwei Verlobte das Glück haben, sich in ihrer Kindheit zu begegnen. Meistens haben sie sich niemals gesehen. Gleichgültigkeit? Vorsicht? Es blieb ein Rätsel. — Darum verbohrte ich mich, die Lösung zu finden. Ich machte also einen neuen Versuch.

„Aber, Großvater, wenn die Verlobten dann einander nicht gefallen?"

„Warum sollten sie sich nicht gefallen? Si-Lao-Ye?"

„Uang-Ming-Tse, lassen wir Ihre Enkelin und ihren Bräutigam. Was ich gerne wissen möchte ist das: Warum verbieten die Chinesen jede Beziehung zweier Verlobter?"

„Ja, Si-Lao-Ye, das muß wohl sein, weil unsere Sitten keinen Verkehr der Geschlechter außerhalb der Familie gestatten und die Heirat zwischen jungen Leuten desselben Namens verboten ist. Aber Sie wollen mich um den Grund der Trennung der Geschlechter fragen? Ich glaube, daß die Alten, die unser Gesetz gegeben und unsere Sitten geschaffen, lange haben darüber nachdenken müssen, bevor sie ihren Entschluß faßten. Haben Sie Recht getan? Unrecht? Hätten sie es besser machen können? Wer könnte es sagen? Man müßte die Resultate mit denen anderer Systeme vergleichen können. Sie, Si-Lao-Ye, die Sie unsere Zivilisation kennen und soviele andere gesehen haben, sind viel eher imstande, darüber ein Urteil abzugeben als ich."

„Unsere Gewohnheiten haben übrigens nichts durchaus Unbeugbares. Ihre Strenge hat das Gute, daß sie die geringsten Abweichungen sehr fühlbar macht und daß man daher einschreiten kann, bevor sie zu groß werden. Aber letzten Endes regiert ein jeder sein Haus, wie er es versteht und niemand findet etwas darein zu reden, wenn dabei nichts dem Geist der allgemeinen Sitten Widersprechendes herauskommt. Sie konnten sehen, mit welchem Diensteifer alle Ihnen entgegenkommen und Sie bei mir aufgenommen haben, Sie, der Sie nicht nur ein Fremder der Familie, sondern ein Fremder

unseres Volkes sind. Doch muß ich Ihnen sagen, daß Sie mir bekannter waren, als ich Ihnen sagte. Ich habe einen Freund, der am Yamen des Taotai in N . . . angestellt ist und dem ich sofort geschrieben nach Ihrer ersten Begegnung mit meinem Sohn. Hätten Sie nicht das Gleiche getan an meiner Stelle? Und was unsere Verlobten betrifft, so sind sie einander nicht so unbekannt, als Sie glauben. Der verpflichtete Heiratsvermittler und die Patinnen verfehlen nicht, sie mit Nachrichten zu versorgen. Doch in Wirklichkeit hängt alles von der Erziehung ab. Da die Heirat eine ernste Sache ist, so suchen wir die Rolle der Begeisterung und der Phantasie der Jugend soviel als möglich einzuschränken, um Enttäuschungen zu vermeiden. Unsere größte Sorge besteht darin, unsere Kinder dahin zu bringen, vor allem auf die Charaktereigenschaften zu sehen. Wir bemühen uns, sie dahin zu bringen, darauf ihre Sympathien zu gründen. Sind Sie einmal dahin gebracht, was ist dann einfacher, als daß sie sich an uns wenden hinsichtlich der Wahl eines Lebensgefährten? Kennen wir nicht viel besser als sie selbst ihre Fehler und Schwächen, die Züge, durch die sie sich gegenseitig gefallen und mißfallen werden? Wenn wir indes im Laufe der Verhandlungen, welche lange dauern, bemerken, daß wir uns getäuscht haben, so geben uns die Zeichen des Volksglaubens, der Vogel, welcher vorüberfliegt, die oder jene Eigenart in den Schriftzügen der Kinder, Gelegenheit, abzubrechen. Wenn man den jungen Leuten erlaubte, sich zu sehen, was würde aus allen unseren Bemühungen? Was würde aus unserem Grundsatz: Keine Heirat unter Verwandten? Es wäre eine Umwälzung aller Dinge."

„Eure Vorsichtsmaßregeln wären überflüssig, Uang-Ming-Tse, bei Eurer Erziehungsart."

„Man darf von den Kindern keine Anstrengungen fordern, die ihre Kräfte und die Natur überschreiten, Si-Lao-Ye. Die unseren sind keine Heiligen. Bedenken Sie, daß wir sehr frühe heiraten. Zu warten, bis die Vernunft mehr entwickelt, das wäre eine wahre Unordnung. Viele würden sich überhaupt nicht verheiraten, besonders die Mädchen, welche rascher altern als die Jungen. Was würde die Moral, die Gesellschaft, die Gerechtigkeit? Sind wir einmal verheiratet, so hängen wir an unseren Frauen, unsere Frauen hängen an uns und ich versichere Sie, wir sind glücklich. Unter zehntausend Chinesen gibt es vielleicht nicht hundert, die Ihnen nicht dasselbe sagen würden. Wieviel gibt es dagegen in andern Ländern mit andern Heiratsgebräuchen, zu schweigen von den Leuten, die zur Ehelosigkeit verdammt sind? Wissen Sie es, Si-Lao-Ye?"

Nein, Si-Lao-Ye wußte es nicht. Und er weiß es heute noch nicht. So glaubt er, Uang-Ming-Tse nachmachen zu sollen und die Frage seinem älteren Bruder, dem Leser, welchem diese Zeilen unter die Augen fallen, überlassen zu dürfen.

„Offenbar", begann Uang-Ming-Tse wieder, weil er zweifellos fürchtete, mein europäisches Selbstgefühl verletzt zu haben, „offenbar spricht ihr kleiner Bruder von Dingen, die er nicht versteht. Jedes Volk hat seinen Charakter und infolgedessen seine Sitten und es ist wahrscheinlich, daß die Dinge weder besser noch schlechter sind bei den einen und bei den andern."

Dieser Schluß schien mir angreifbar, aber ich erwiderte nichts, da ich eine Abschweifung beendigen wollte, welche ohnehin zu weit geführt hatte. Mit der Redensart, die meinem Freunde schon einmal gefallen hatte, sagte ich plötzlich: „Wie wäre es, wenn wir auf unsere Hammel zurückkämen? Uang-Sienn-Sen?"

„Kommen wir darauf zurück, Si-Lao-Ye. Unsere Geschichte, welche die meine geworden ist, kann in ein paar Worten zu Ende erzählt werden. Obwohl zweimal in den öffentlichen Prüfungen zurückgewiesen, erhielt ich durch meinen Onkel eine kleine Anstellung in den Büros der Präfektur. Ich hoffte so, meine Studien fortsetzen zu können, ohne meinen Eltern Geld zu kosten, um mich dann ein drittes Mal den Prüfungen mit mehr Glück zu unterziehen.

Die Zeit verging und mit dreißig Jahren hatte ich diesen Plan noch nicht ausführen können. Ich war verheiratet, hatte vier Kinder und man mußte leben. In den sehr wenigen Mußestunden, welche mir mein Amt ließ, machte ich Abschriften und es blieb mir wenig Zeit zum Studieren. Zudem war ich sehr entmutigt. Selbst wenn ich Erfolg hatte, so war es doch zu spät für eine gute Karriere im Staatsdienst. Mich in einer untergeordneten Stellung und im Gefolge meines Onkels, wohin immer er versetzt wurde, fortzuschleppen, widerstrebte mir tief, sodaß ich mich fragte, ob ich nicht besser aufs Land zurückkehrte. Ich war an die vierzig und mein Sohn Po-Y wurde fünfzehn. Zu zweit konnten wir die verlorene Zeit einbringen. Auf alle Fälle hätte ich die Befriedigung, ihm ein glücklicheres und ehrenvolleres Los bereiten zu können, als das meine bisher war. Der Tod meines Vaters schnitt weitere Bedenken ab. Ich beschloß mit meinen Brüdern zusammen das gemeinsame Erbe in die Höhe zu bringen. Sie halfen mir, die Hochzeit meiner drei Töchter auszurichten, deren Verheiratung ich unter verschiedenen Vorwänden verzögert hatte, weil ich nicht reich genug war. Seitdem hatte ich nur noch zwei Kinder, eine Tochter, die ebenfalls seit mehreren

Jahren verheiratet ist und meinen zweiten Sohn, das letzte meiner Kinder, den Sie gesehen haben und der ebenfalls seit zwei Jahren verheiratet ist."

„Warum, Uang-Ming-Tse, hat er sich schon so jung getrennt?" — „Eben wollte ich es Ihnen erzählen, Si-Lao-Ye. Bis vor zwei Jahren hatten weder meine Brüder, noch meine Neffen, noch ich selbst an eine Trennung unserer Interessen gedacht. Jeder von uns hatte seine eigene Wohnung, aber unsere Arbeiten und unsere Erträgnisse waren gemeinsam. Ich sage nicht, daß dieser Zustand ohne Unbequemlichkeiten war und ewig dauern konnte. Aber schließlich hatte noch niemand daran gedacht, ihn zu ändern. Die Ankunft meiner jungen Schwiegertochter ließ uns daran denken. Sie war mißtrauisch, unruhig, überzeugt, daß ihrem Gatten Unrecht geschehe. Man muß seine Frau anhören, aber ihr nicht glauben, sagt das Sprichwort. Aber mein Sohn glaubte der seinen nur zu sehr. Sie hatte auf ihn einen außerordentlichen Einfluß. Indessen schien sie sehr sanft und gehorsam. In Wirklichkeit kam sie mit niemand aus. Selbst meiner Frau gegenüber ließ sie es an der Ehrfurcht fehlen, die wir zu verlangen berechtigt waren. Dagegen gab es nur ein Mittel, beide auszuquartieren und ihnen den ihnen zukommenden Teil des gemeinsamen Eigentums zu übergeben, um ihnen jeden Verdacht der Uebervorteilung zu nehmen. Das wurde beschlossen und führte für alle zur Trennung der Interessen. Seit sechs Monaten ist sie eine Tatsache. Das ist der Grund, Si-Lao-Ye, dafür, daß mein junger Sohn nicht mehr bei uns ist. Die Maßregel hat uns Geld gekostet, aber heute beglückwünschen wir uns, sie ergriffen zu haben. Er hat nicht aufgehört, unser Haus zu besuchen und ich habe mich in nichts über ihn zu beklagen. Was seine Frau anlangt, so scheint sie noch zu bocken. Doch deuten einige Anzeichen darauf hin, daß es nicht mehr lange dauern wird und daß sie klein beigibt. Selbstverständlich werden wir es ihr nicht schwer machen. Wir fangen an, alt zu werden, meine Frau und ich, und wir können unsere Kinder nicht entbehren. Ist es nicht recht, daß die Schwiegertöchter die Töchter ersetzen, die uns verlassen haben?"

„Was gibt es traurigeres als seine Familie sich verkleinern sehen? Oh, die Eltern, welche mehr Knaben als Mädchen haben, sind viel glücklicher."

„Sie haben noch nicht gesagt, Uang-Ming-Tse, wie die Ihrigen verheiratet sind."

„Damit wollte ich schließen, Si-Lao-Ye. Die beiden ersten haben Bauern geheiratet, die dritte einen Lehrer und die letzte einen Kaufmann. Sie besuchen uns zwei oder dreimal im Jahre. Sie sehen, sie haben uns nicht vergessen. Aber nichts desto-

weniger sind sie verloren für uns. Sie zählen nicht mehr in der Familie.

Das ist die Geschichte der Familie Uang-Ming-Tse, treu wiedergegeben nach dem Bericht ihres Oberhauptes. Ich habe diesen Bericht nur in einem Punkt leicht geändert. Jedesmal, wenn er mir von dem Alter seiner Kinder sprechen mußte, tat er es nur sehr selten durch Angabe der Zahl der Jahre. Meistens sagte er, daß zur Zeit ihrer Geburt der Kaiser So und So regierte im so und sovielten Jahre seiner Regierung. Das ist Sitte so in China und scheint keine der Unzuträglichkeiten mit sich zu bringen, die sie in unseren Augen haben könnte. Für die Chinesen, welche sehr vertraut sind mit der Geschichte ihres Landes, scheint diese Art der Datierung und Zeitmessung keine besondere Gedächtnisanstrengung zu bedeuten. Wie dem sei, sie denken sich so fühlbarer dem Gemeinsamkeitsleben der Menschheit angeschlossen und dieser Gedanke ist ihnen viel zu teuer, als daß sie ihm nicht jedes Opfer brächten.

V.

„Schu men hieu yün ku sé, kuan tscho yong yeng pieng te tsché. — Beim Eintritt in ein Haus frage nicht nach dem Wohlstand der Bewohner, betrachte ihre Gesichter und Du kennst ihn."

Seit ich mit den Uangs verkehrte, mußte ich wohl diesem Rat der Volksweisheit folgen. Aber ich war noch nicht vollkommen durchdrungen, tat aber mein möglichstes. Ich lernte die kleinste Falte in allen Gesichtern und alle Winkel der Wohnung kennen. Ueberall sah ich Ordnung, daß man sich leicht tat, sich wohl befand, sogar das Glück sah ich, welches die Sicherheit einer langen Reihe künftiger Tage gewährt. Wäre ich direkt von Frankreich unter sie gekommen, hätte ich mich nicht besonnen anzunehmen, daß ein jeder dreißig oder vierzig Hektar guter Erde auf der Sonnenseite oder eine Rente von fünf bis sechs Tausend Franken haben müsse. Doch wußte ich, daß sie nicht mehr als neunundzwanzig Meus, das heißt ein Hektar und vierundneunzig Ar ungefähr besaßen und da ich viele Bauernfamilien in ungefähr gleichen Verhältnissen gesehen hatte, setzte mich die Lage dieser nicht übermäßig in Erstaunen. Doch je weniger es ein Ausnahmsfall schien, umsomehr bewunderte ich ihn. Je weniger ich ihn bezweifeln konnte, mit desto größerem Vergnügen überzeugte ich mich von seiner Allgemeinheit. Hier lag keinerlei Wunder vor, das sich in einer besonderen Familie, einer Gemeinde, einem Bezirk, einer Provinz und sonst nirgends begab. Je einfacher und im Bereich von jedermann mir die Mittel erschienen,

welche die Fruchtbarkeit des Bodens und den Reichtum der Landwirtschaft in China erklären, desto mehr mußte ich mich überzeugen, daß es keine andern gab und daß sie überall hinreichend vorhanden waren. In Europa hatte man mir gesagt, daß man zum Urbarmachen und Anbau eines Hektar Landes mindestens 700—800 Franken brauche. Man hat mir gesagt, daß es viel Verschlagenheit erfordere, ihr, der Erde seinen Lebensunterhalt abzugewinnen und daß man ihn selbst mit großer Mühe nicht immer bekäme. Und hier in China wurde mir gezeigt, daß dagegen der nächste beste alles, was er will, haben kann, mit drei Dingen, drei einfachen Dingen, die gar nichts kosten: Gerechtigkeit vor allem, dann Wasser und Dünger. Und hier in China wurde mir gezeigt, daß die Erde fast ohne Betriebskapital, ohne Verschlagenheit und ohne niederdrückende und niederschlagende Anstrengungen das Hundertfache des Korns und des Schweißes wiedergibt, den man ihn anvertraut. Zum Beleg einer so beträchtlichen und tröstlichen Tatsache glaubte ich nicht genug Beweise beibringen zu können. Und ich habe keine Gelegenheit hiezu versäumt. Aber selten traf ich eine köstlichere als in der Familie Uang. Ihr Vermögen, wie groß es sein mochte, hatte sich nachweisbar in Jahrhunderten nur auf sehr kleinem Grundbesitz durch sehr kleinen Betrieb gebildet, da keines der Mitglieder der Familie jemals mehr als ein bis zwei Hektar besessen hatte. Ein einziges Mal hatten sie neun beisammen, aber es war Zufall und man zählte damals fünf Haushaltungen mit vierzig Personen. Diesen wichtigen Punkt hat der Bericht Uang-Ming-Tse's festgestellt. Die Bauern, mit welchem mich später der Zufall zusammenführte, waren höflich, gastfreundlich, selbst entgegenkommend in hohem Grade, aber erreichten doch selten die Familie Uang. Vielleicht, daß die Innigkeit des Verkehrs mir bei dieser höhere Gaben des Geistes und Charakters bemerken ließ, als bei andern, sei es, daß sie sie wirklich besaß, was sich aus der höheren Bildung des Oberhaupts erklären ließe, sicher bestand zwischen ihnen und mir eine Sympathie, die keine meiner Fragen gewöhnlich oder unzart erscheinen ließ. Sie verstanden vollkommen den Zweck meiner Forschung und machten sie leicht. Ich beschloß daher, bis zum Aeußersten zu gehen. Was ich bisher zu fragen hatte, überschritt nicht die Grenzen einer Neugier, die bisher noch keinen Bauern in Verwirrung gebracht hatte. Was mich jetzt interessierte, war die Tätigkeit, der sie ihren Wohlstand verdankten. Hier hatten die Einzelheiten, deren ich bedurfte, nur eine geringe allgemeine Bedeutung. In China besteht in der Tat der Ackerbau unter derart gleichen Umständen, daß unabhängig vom Ort die individuelle Arbeit der Bewohner von zweiter Bedeutung wird, während

sie unter andern Gesichtspunkten sehr wichtig wird. Das ist so wahr, daß es sehr schwer ist, sich eine Vorstellung zu machen von der Bedeutung, die man ihr zuschreiben muß, wenn man nicht vorher die allgemeinen Bedingungen kennt, inmitten deren sie arbeiten und die unter manchen Gesichtspunkten ihre Rolle vereinfachen.

Drei Dinge beherrschen den Ackerbaubetrieb in China: Der Kleingrundbesitz, die Wasserwirtschaft und die Art des Düngers. Sie sind überall da und die Sache ist wichtig genug, daß mir der Leser gestattet, einen Augenblick dabei zu verweilen. Sie kommen nicht vom Zufall, sondern aus einem einzigen Gedanken, der sie vorausgesehen, gewollt, vorbereitet und gelernt hat seit dem fernsten Altertum. Man erinnert sich, daß der Grund und Boden der Allgemeinheit gehört, daß unbebaute Ländereien vom Staat eingezogen und denen übergeben werden, welche sie bebauen wollen, daß die einzige auf die Fläche erhobene Steuer die Müßiggänger vom Grundbesitz fernhält. Man erinnert sich an das Vatergut das unveräußerlich und unverletzlich nicht nur das Individuum gegen die Tyrannei einiger weniger Bevorrechteter und gegen das Elend schützt, sondern daß, indem es einen sehr kleinen Teil des Bodens in den Händen desjenigen, der ihn einmal durch seine Arbeit erworben, festlegt und dessen Rückkehr zum Großgrundbesitz verhindert. Man erinnert sich endlich, wie außerordentlich die Beweglichkeit des übrigen Bodens erleichtert ist, in dem die Uebertragung, die Parzellierung vereinfacht und damit der Zugang dazu erleichtert wird. Ueberblickt man das alles, so kann man sich nicht der Einsicht verschließen, daß alle diese Einrichtungen die eine große Bedeutung haben, den Kleingrundbesitz gegen den Großgrundbesitz zu schützen oder die Entstehung des letztern zu verhindern.

Was die Wasserwirtschaft anlangt, so offenbart sich die Absicht des Gesetzgebers genügend in der Errichtung des gigantischsten und bewundernswertesten Systems der Bewässerung, das man jemals geträumt hat. Woher schöpfte er vor viertausend Jahren, da China kaum einige Millionen Einwohner zählte, den seherischen Gedanken unglaublicher Kühnheit für ein solches Unternehmen? Gewiß nicht, um Wüsten, Wälder und Haiden zu bewässern, grub er inmitten dieser unendlichen Räume, diese Wasserbehälter, diese Kanäle und diese Abflüsse, die heute noch alle Vorstellung übertreffen. Was er wollte, was er logisch wollen mußte, das war, nachdem er jedem den Genuß der Erde gesichert, nun auch für die Gegenwart und Zukunft das Mittel zu sichern, sie für sich arbeiten zu lassen. Konnte jede Scholle Landes bewässert werden, so mußte jede Scholle bebaut werden. Durch das

Wasser wird alles fruchtbar, der Sand bedeckt sich mit Ernten. Was verschlägt es, daß die Humusschicht dünn, ja ganz fehlt, wenn Wasser da ist? Ueber undurchlässigen Boden schafft man eine Schicht, die das Wasser durchdringt und befruchtet. Wenn das Wasser im Bereich jeder Hand, wozu tiefe Grabungen? Wenn es auf der Oberfläche ist, was braucht die Pflanze es in den Abgründen und Tiefen der Erde zu suchen? Dann braucht man keine mächtigen, schweren und insbesondere kostbaren Werkzeuge. Auch braucht man keine schweren Gespanne. Ein einziger Büffel, ein Holzpflug, ein Spaten, eine Hacke, das geringste Gerät genügt. Kann man Billigeres, Demokratischeres finden, das besser und vollkommener den Bau der Kanäle rechtfertigte?

Endlich, was die Natur des Düngers anlangt, so braucht man nur das Buch der Riten der Dynastie Tscheu, die 1200 Jahre vor unserer Zeitrechnung herrschte, aufschlagen, um sich zu überzeugen, daß dort als Düngemittel par excellence kein anderes empfohlen wird, als das in China heute noch allgemein, ja fast ausschließlich angewendete, geradezu chinesischer Dünger genannt. Man weiß, daß damals der noch wenig ausgedehnte ackerbare Boden auf Rechnung des Staates ausgebeutet wurde, wie es bis vor kurzem, wenn nicht noch heute in Japan geschah. Er wurde nach Vorschriften angebaut, welche vom Volksministerium erlassen und deren Ausführung von besonderen Beamten überwacht wurde. Es gab Direktionsinspektoren für die Besiedelung, für den Ackerbau, für die Bewässerungen usw. Man sagte dem Bauern, wann er ackern, säen, jäten, umsetzen, das Wasser auf die Reisfelder einlassen und wieder zurückziehen mußte, welche Kultur für diesen Boden paßte und welche für jenen, welchen Dünger diese Pflanze brauchte und welchen jene zu dieser und zu jener Zeit ihres Wachstums, wie er anzuwenden sei usw. Es war mit einem Wort ein allgemeiner praktischer Unterricht im Feldbau, der heute den Wohlstand und den Ruhm Chinas ausmacht. Das Tscheu-Li, das Buch, von dem ich eben sprach, enthält eine große Anzahl von Kapiteln, in welchen diese Vorschriften niedergelegt sind. Nun, von welchem Dünger ist hauptsächlich die Rede? Von dem gewöhnlichsten, billigsten, von dem, der gar nichts kostet, zu dessen Herstellung es weder Wiesen, noch Großviehs bedarf, sondern den der Mensch täglich davon herstellt, von dem er lebt. In den Augen des chinesischen Gesetzgebers ist dies der kostbarste, den es gibt. Für ihn wurde der Kleingrundbesitz geschaffen, seinetwegen wollte man, daß jeder Mensch ein Stückchen des gemeinsamen Bodens besitze, damit er ihn darauf sammle und nütze. Durch ihn, durch ihn allein erneuert sich der Boden, baut der Mensch seinen Leib wieder

auf und sichert sich seine Freiheit. Das Menschengeschlecht entwickelt sich in unbekannten Verhältnissen. Und mit welcher Mühe und Sorgfalt wird er behandelt. Freilich, die andern Düngerarten werden deswegen nicht vernachlässigt. Es gibt sogar recht seltsame, die sich jedoch durch die weiten einst von den Wäldern und die große Zahl wilder Tiere darin eingenommenen Flächen erklären.

„Die Inspektoren für Landwirtschaft", sagt das Tscheu-Li, haben ihr Augenmerk darauf zu richten, wie die Sämereien mit Dung zu behandeln sind. Sie weichen die Körner zunächst in ein Bad ein, das aus einem Absud von Ochsenknochen gewonnen wird. Dann, je nachdem der Samen bestimmt ist für rote, gelbe, schwarze oder weiße Erde, feste, bröckelige oder steinige, überziehen sie die Körner mit getrockneten und pulverisierten Exkrementen des Ochsen, des Hammels, der Ziege, des Hundes, des Schweins, des Fuchs, des Dachs, des Hirsch usw."

Ich kann hier diese Vorschriften nur andeuten. Aber wörtlich übersetzt, in welchem Ton sind sie gegeben? Der Ewige spricht nicht anders zu Moses und Moses nicht anders zu seinem Volke. Indessen handelt es sich hier nur um Hilfsdüngmittel, deren Seltenheit nur eine sehr beschränkte Anwendung gestattet. Es ist aber auch nur die Milch und der Brei der Neugeborenen. Aber das große Düngmittel, das die wachsende Pflanze nähren wird, das Brot der nächsten Ernte, das der biblisch-feierliche Redakteur des Tscheu-Li mit seiner ganzen Vorliebe umfaßt, der Dünger, gegen den unsere Bauern von Europa, unsere Ingenieure und unsere Stadtgemeinden die vollkommenste Gleichgültigkeit, Verachtung, Ekel und Haß bekunden, den sie mit allen unseren Unbilligkeiten, mit unserer ganzen Sorglosigkeit und Unwissenheit beladen, den unsere Gelehrten am wenigsten gegen solche Verblendung verteidigen, das ist der Dung, welchen alle keinen Augenblick zögern ins Meer zu werfen und in die Flüsse zu spülen und sollte es hunderte und aberhunderte von Millionen kosten, ohne einen Augenblick daran zu denken, daß man damit das Land, den Ackerboden selbst ins Wasser wirft.*)

„Die Inspektoren für die Landwirtschaft", sagt weiter das Tscheu-Li, „haben darüber zu wachen, daß nicht das geringste Molekül davon verloren und verschleudert wird, denn darin

*) Anm. d. Verf. Es ist so bequem, die eigenen Fehler auf jemand oder etwas zu schieben. Mit dem Aufwand von wenigstens 200 Millionen baut man einen Kanal, der den Inhalt der Pariser Kloaken in den Ärmelkanal führt, und man hat sein Gewissen beruhigt. Aber so einfach ist die Sache nicht. Wenn unsere Abortgruben eine Gefahr für die öffentliche Gesundheit sind, so ist es unsere Schuld. Sorgt, daß unsere Bauern sich darum reißen wie in China. Sobald der Unrat mit Erde und Pflanzen in Berührung kommt, wird er zur Wohltat.

Anm. d. Übers. Und wir schicken lieber jährlich ungezählte Millionen nach Chile um Salpeter.

liegt die Kraft und das Heil des Volkes. Sie lassen ihn in Gefäßen sammeln, in welchen er sechs Tage lang gärt. Dann wird er angewendet, indem man das zehnfache an Wasser zusetzt. Beim Reis wird er während des Wachstums nicht vorher aufgebracht und so oft als notwendig, nicht öfter, denn es handelt sich nicht darum, die Erde zu nähren, sondern die Pflanze, und wenn man zu viel gibt, verflüchtigt er sich in der Luft. Bei nicht bewässerten Gründen bringt man ihn ums untere Ende der Pflanzen an, während sie treiben, denn wenn man ihn in die Furchen brächte, ginge ein großer Teil verloren. Geht man auf diese Weise mit Klugheit und Sparsamkeit zu Werke, so wird man mit wenig Auslagen, dafür aber reichliche Ernten haben und die Völker werden glücklich sein.

In den nördlichen Provinzen, welche keine Ernten haben während des Winters, wird der Ueberschuß an Dünger getrocknet und mit Erde gemischt, woraus dann Ziegel geformt werden, die in die Provinzen des Südens geschafft werden.

Es ist, wie man sieht, kaum möglich, mit größerer Schärfe das Gesetz des Circulus aufzustellen, welches China mit religiöser Ehrfurcht beobachtet seit so vielen Jahrhunderten und dem das Volk — man darf sich darüber nicht täuschen — es zu verdanken hat, daß es so viele Völker überlebt hat, die seit 4000 Jahren verschwunden sind und daß es der gesamten industriellen und militärischen Macht des Westens die Stirne bieten kann.

Also: Die Erde für alle, das Wasser und der Dung für alle. Das war wohl das Ziel der alten Weisen und wurde so vollkommen verfolgt in jedem Betracht von der ganzen Nation, daß heute kein Winkel des Landes ist, in dem es nicht erreicht wäre. Die Völker des Westens glaubten ihre Einheit auf politische Verträge, auf die Existenz eingebildeter natürlicher Grenzen oder auf ethnographische Aehnlichkeiten der Sprache, der Sitten usw. aufbauen zu können. Wir haben erfahren, was solche Grundlagen für einen Wert haben, wie man sie wegschiebt und wie man sich darüber lustig macht, wenn man sie nicht wegschieben kann. China hat seine Einheit auf die Gerechtigkeit und ihre unteilbare Einheit mit dem Anbau der Erde gegründet. So muß ich lächeln, wenn ich von Plänen der Eroberung und Verteilung Chinas reden höre. Es gibt kein Mittel, es zu erobern, als dieselben Waffen anwenden, die es anwendet, das zu tun, was es tut. Bis dahin aber werden wir uns erst selbst erobert haben und alle unsere besonderen Einheiten werden statt uns zu trennen nur mehr eine und dieselbe Einheit ausmachen, gegen die nichts ankommen kann: Die Einheit des Menschengeschlechts.

VI.

Doch ich beeile mich nun, die wichtigen Ergebnisse aufzuzeigen, welche die Folge des eben entwickelten Programms waren. Das allgemeinste und unmittelbarste war der Kleinbetrieb. Er ist noch verbreiteter als der Kleingrundbesitz. Man findet einige Leute, welche dreißig, fünfzig und sogar dreihundert Hektare besitzen. Man trifft aber vom Norden von China bis zum Süden im eigentlichen China keinen Gutsbetrieb, der zehn bis zwölf Hektar überschritte. Es ist eine Tatsache, die nur festgestellt sein soll. Was die Vor- und Nachteile anlangt, so muß der Kleinbetrieb für China sehr ausgesprochene Vorzüge haben, da man ihn dort selbst in Fällen vorzog, wo der Großbetrieb angezeigter erschien. Einer der offensichtlichen Vorteile ist die Einschränkung, wenn nicht völlige Unterdrückung der Viehhaltung und der dafür nötigen Bodenbenutzung zugunsten des der direkten Ernährung der Menschen dienenden Bodens. Doch zwingt mich diese Tatsache noch zu einer Bemerkung. Man glaubt gewöhnlich, daß es in China wenig große Arbeitstiere und Schlächtereien gebe und daß diese Seltenheit eine Folge des Mangels an Weiden und Wiesen sei. Das ist ein doppelter Irrtum. Es gibt in der Tat wenig Pferde und Ochsen, aber die Zahl der Büffel ist sehr groß und ich würde mich nicht wundern, wenn sie sich verhältnismäßig größer herausstellen sollte, als die Zahl der Ochsen und Pferde in Frankreich, da man rechnen kann, daß ein Büffel erforderlich für die Bewirtschaftung von je drei Hektar Land im Mittel.

Diese Tatsache, welche auf den ersten Blick sich nicht mit der Abwesenheit von Wiesen und Weiden zu vertragen scheint, erklärt sich vielmehr gerade aus dem Kleinbetrieb. Das wird sich gleich zeigen. Inzwischen kann man sagen, daß China ohne sein landwirtschaftliches System zu ändern, wenn es wollte, viel mehr Schlachtvieh unterhalten könnte, als es hat. Wenn es darauf verzichtet, so geschieht es einfach, weil die Einheit des Nährwerts in Schlachtvieh hergestellt viel teurer kommt, als diese Einheit in Reis oder Getreide hervorgebracht. *)

Auch sind die Chinesen keineswegs von der absoluten Notwendigkeit der animalischen Nahrung so fest überzeugt wie wir. — Und endlich haben sie es verstanden, die wirklich unerläßliche Menge solcher Nahrungsmittel viel billiger als durch Großviehhaltung, durch die Aufzucht von Schweinen und Geflügel zu beschaffen, wozu ihnen die ausgedehnten Wasserläufe zu statten kamen. Wie der Reis die Hauptkultur bildet, so ist der Büffel das gegebene Haustier, dessen Fleisch nicht gut

*) Anm. d. Verf. Es ist hier nur von Großvieh die Rede. Schafe, die in einzelnen Provinzen fehlen, finden sich in anderen gebirgigen. Ihr Fleisch gilt für ungesund im Sommer.

genießbar. Ein letzter nicht zu verachtender Grund ist ihre Hochachtung und Anhänglichkeit an die Tiere, die ihre Arbeit teilen. Sie schlachten sie nur sehr selten. Sie pflegen sie besser, als dies in Europa üblich. Sie behandeln sie mit mehr Liebe und das ist umso natürlicher und leichter, als jede Familie meist nur einen Büffel oder Ochsen hat. Man betrachtet ihn wie einen Freund und er beweist seine Dankbarkeit in seiner Art, indem er mehr arbeitet. Die Abwesenheit der Weiden bleibt ein Vorteil ohne irgend einem Nachteil. Man braucht ihr nicht den Mangel an Großschlachtvieh in China zuzuschreiben, das im Gegenteil beliebig vermehrt werden könnte, wenn nicht andere Gründe davon abhielten und viele Ersatzmittel vorhanden wären.

Der Kleinbetrieb hat in China noch ein nicht geringeres Verdienst gehabt als die Verdrängung der Weidewirtschaft. Er gestattete auf gegebener Fläche eine Mannigfaltigkeit und eine Güte der Ernten zu erreichen, welche beim Großbetrieb völlig ausgeschlossen sind. Für ganz China berechnet man die Zahl der hauptsächlichsten verschiedenen Ernten auf mindestens siebzig, für jedes Landgut von drei Hektaren auf acht oder zehn, oft noch mehr. Das ist aber schon mehr Gärtnerei als Feldbau. In der Tat, ganz China ist ein einziger Garten. Man hat es oft gesagt und man sieht, daß es keine Redensart ist. Und welch ein Garten! Der gepflegteste ist nicht reicher. Der Reis bringt 3500—10 000 Kilogramm auf den Hektar, das Getreide 15 bis 50 und 60 Hektoliter, der Tee 5000—8000 Franken, der Maulbeerbaum ebensoviel. Dann die nicht weniger kostbaren Pflanzen:

Das Zuckerrohr, der Wachsbaum, das Liguſtrum, auf welchem das Insekt lebt, welches das weißeste und kostbarste Wachs liefert, das man kennt, die Eichen, welche eine gewisse Art von Seidenraupen nähren, von denen man aus zwei Provinzen allein bis vierzig Tausend Ballen Seide erhält, der Lackbaum, dessen Harz einen der besten und schönsten Lacke der Welt ohne irgendwelche weitere Beimischung gibt usw. Die Erträgnisse, die ich angebe, sind natürlich Roherträge. Aber wie wäre es möglich, einen Nettoertrag einer solchen Wirtschaft zu berechnen? Wie sollte man die Handarbeit schätzen, die zwei oder drei Fuß Palmbaum, zwei Ar Bohnen, einige Hundertstel Ar Farbpflanzen kosten? Schon der Gedanke daran scheint lächerlich. Man kann sich soviele Orangenbäume vereint denken, als ein Hektar fassen kann, gewiß und ich mußte es tun, um wenigstens irgend eine Vorstellung zu geben. Aber will man den Bruttoertrag einer Pflanze auf einen ganzen Hektar ausschlagen, so wäre das ebenso trügerisch, als daraus den Nettoertrag zu berechnen.

Tausend vereinigte Bäume werden niemals den Ertrag geben, den sie bei Teilung in verschiedene Gruppen und insbesondere bei der Pflege durch verschiedene Besitzer geben. Es ist dieselbe Sache wie mit dem eben genannten Büffel: Je weniger man hat, desto mehr leistet er.

Hinsichtlich der Rente ist es noch viel schwieriger. Man versuche doch die unendlich kleinen Mengen und die einzelnen Augenblicke, welche das Einsammeln der Beeren des Oelbaums fordert, zu bewerten oder die zwei oder drei Minuten, die es bedurfte, einem Fuß Reis oder Getreide inmitten eines Feldes einen Löffel Dung zu verabreichen. Man versuche doch Dinge ohne Preis wie die Liebe und der Geschmack, die man diesem oder jenem Bedürfnis widmet, zu schätzen. Schließlich ist es immer dieselbe Sache, man liebt ein Lamm, nicht aber eine ganze Heerde. Ich hänge mehr an der Linde, die vor meinem Hause blüht, als an sämtlichen Linden des Waldes. Warum gelingt den Chinesen so leicht die Zucht des Eichenseidenspinners, den wir fünfundzwanzig Jahre vergeblich uns bemühen heimisch zu machen? Weil jede Familie nur eine sehr kleine Menge davon aufzieht. Wie gelingt es ihnen, ihre Ernten von Rost, Filzkraut und anderen Parasiten zu bewahren?

Wie gelang es ihnen, sie völlig auszurotten? Indem sie jede Pflanze einzeln, jede für sich pflegen. Aber nehmen wir an, man konnte wirklich die so verteilte Zeit wirklich abschätzen, welchen Wert sollen wir der Zeit selbst beilegen? Meist ist es nur die Zeit der Familienmitglieder. Man könnte darüber sagen, was ich vom Dung gesagt habe: Sie brauchen sie nicht kaufen. Schon indem sie atmen, müssen sie sie verbrauchen. Wenn sie fremde Hilfe brauchen, brauchen sie so wenig und für sowenig Geld, daß kaum der Rede wert ist, was auf die einzelne Ernte trifft. Es gibt also wirklich kein anderes Mittel, den Ertrag der verschiedenen Zweige eines Betriebes zu schätzen, als die Schätzung im ganzen und ihn als unzerlegbare Einheit zu betrachten, in welcher jede Kultur ihren besonderen Wert eben durch die Einheit erhält, in welcher sie wirkt. Die Landwirtschaft ist eben nicht wie die Industrie, man kann weder die Arbeit noch die Produktion spezialisieren und ausscheiden. Jede Verrichtung muß gewissermaßen in derselben Zeiteinheit vorgenommen werden. Was soll in den Zwischenräumen geschehen? Wenn man nur Reis oder Zuckerrohr anbaute, was sollte man mit seiner Zeit und dem Boden anfangen, nachdem die Ernte eingebracht? Soll eine einzige Pflanze alle Kosten, den Pacht des ganzen Jahres tragen? Und wenn sie mißrät? Was dann? Nein, antwortet der Kleinbetrieb, bedient Euch meiner

und ich werde Euch das Geheimnis verraten, weder eine Minute Eurer Zeit, noch einen Zoll Eures Bodens zu verlieren, bedient Euch meiner und ich schaffe Euch den fünffachen Wert Eures Geldes, ich vervielfache Eure Ernten und Ihr werdet sie zehnmal billiger verkaufen können. China hat diesen Rat befolgt und es nicht zu bereuen gehabt. Man wird Euch nicht sagen können, was die Produktionskosten eines Scheffels Reis oder eines Pfund Zucker sind, gewiß. Aber dank dem Kleinbetrieb werdet Ihr in China alle Lebensmittel außerordentlich billig finden und ebensoviele Familien Uang-Ming-Tse als Bauernfamilien überhaupt. Sie werden Euch die Seide zum Beispiel zu einem Preise verkaufen, daß sich unsere französischen Seidenzüchter bedroht fühlen und trotz der Entfernung Schutz verlangen werden.

Die einzelnen Vorgänge im Kleinbetrieb, sein Geheimnis — er hat keine andern — sind zu bekannt, als daß ich mich dabei aufzuhalten hätte. Indessen verlangt einer eine besondere Erwähnung. Es ist das Versetzen der Pflanzen. Man weiß, wie es vor sich geht: In einer Ecke des Gartens, wohl ausgesetzt der vollen Sonne und geschützt gegen heftige Winde durch eine der Mauern des Hauses, wählt man einen kleinen Fleck, den man mit Düngererde belegt, wenn der Boden nicht schon an sich sehr fett ist und richtet ihn so her, daß er mit Rahmen oder Strohdecken, wenn die Pflanzen es erfordern, bedeckt werden kann. Letzteres ist in China nur in den nördlichen Gegenden, wo die Winter kalt und lang sind, nötig. In dieses Beet sät man mit der Hand und sehr dick. Und wenn die Pflanzen eine gewisse Größe erreicht haben, hebt man sie aus und verpflanzt, versetzt sie an den Platz, wo sie bis zur Reife der Früchte wachsen sollen. Ein Teil ihres Daseins vergeht daher auf einer sehr kleinen Oberfläche von wenigen Quadratmetern. Die Zeit, welche sie einen größeren Raum einnehmen müssen, ist ebenfalls beschränkt und dasselbe Feld kann daher in demselben Jahre mehrere Ernten tragen. Das ist der wesentliche Zweck des Versetzens oder vielmehr des unter diesem Namen bekannten Vorgangs, von welchem das eigentliche Versetzen nur einen Teil bildet, aber es ist nicht der einzige. Auch wenn man sich wenig mit Gärtnerei befaßt, weiß man, daß eine Pflanze um so kräftiger gedeiht, je öfter sie in ihrer Jugend versetzt worden ist. Die Hauptwurzel wurde dabei beseitigt und durch eine Menge horizontaler Wurzeln ersetzt, welche ihre Standfestigkeit erhöhen, ihr die heftigen Winde erträglicher machen und indem sie dicht unter der Oberfläche bleiben, ihr besser die Nährstoffe zuführen, welche die Luft, das Wasser, der Dünger nach dem Ermessen des Menschen zur Verfügung stellen. Eine versetzte

Pflanze verzweigt sich viel rascher als eine andere und ihre oberirdischen Verzweigungen sind viel zahlreicher. Wenn sie nun dadurch genügend isoliert ist, daß man ihr leicht beikommen und im gegebenen Augenblick alle Sorgfalt erweisen kann, die sie fordert — und genau das bewirkt die Versetzung — so kann man sich von ihr jeden Wunders versehen. Von einem einzigen Getreidekorn hat man auf diese Weise bis zu sechzig Aehren erzielt.*) Einige Quadratfuß Luzerne haben das zwölf- bis vierzehnfache ergeben. Die Versprechungen des Kleinbetriebs waren demnach nicht übertrieben, sie wurden übertroffen. Er verfünffacht nicht nur die Ernten desselben Feldes, sondern auch den Ertrag derselben Ernte. Dann spart er Saatgut. Für einen Hektar genügen einige Liter Korn statt zweieinhalb Hektoliter. Das ist nicht alles. Wenn durch den Kleinbetrieb ein Hektar soviel hervorbringt, als zehn oder zwanzig bei gewöhnlichem Betrieb, so sind die zu bearbeitenden Flächen kleiner, die Fuhren kürzer, der Bedarf an Zugvieh geringer. Das gleiche gilt von dem Gerät, das schon durch die Anwendung des Wassers vereinfacht wird. Nimmt man zu den bereits erwähnten Geräten noch eine Gießkanne und einen Pflanzstock, so ist die Liste nahezu vollständig, was nicht der geringste der Vorzüge des Kleinbetriebs ist. Aber das ist immer noch nicht alles. Da der chinesische Bauer beständig nach Belieben über Wasser und Dünger verfügt, kann man sich denken, daß er sich nicht viel um Brachwirtschaft, Fruchtwechsel überhaupt das ganze System den erschöpften Boden ruhen zu lassen und den ausgeruhten von Neuem zu erschöpfen kümmert. Diese ganze listenreiche Wissenschaft braucht er nicht. Seine Gerechtigkeit und seine Hingebung lassen sie ihn entbehren. Da er gerecht ist gegen die Erde, hat die Erde keine Laune gegen ihn. Seit Jahrhunderten tragen dieselben Felder zweimal im Jahre dieselben Ernten von Reis oder Getreide. Die anderen Pflanzen zum mindesten ebenso anspruchsvoll, folgen sich von 6 zu 6 Wochen und nach jeder Ernte findet der Mensch seine Erde ebenso leistungsfähig und gelehrig wie vorher. Da er ihr ergeben ist, besitzt er sie, wie sie noch niemand besessen hat, wie noch nie ein Liebender die Geliebte besessen hat.

Endlich ein letzter Dienst, welchen der Kleinbetrieb und insbesondere das Pflanzenversetzen den Chinesen leisten. Sie

*) Anm. d. Verf. Die in Beeten gezogenen Pflanzen würden sich schwer verzweigen, wenn man sie zu lange darin ließe. Die Chinesen versäumen daher nicht, die Körner, die sie säen wollen, in einem Düngerbad einzuweichen. Durch Endosmose werden so die Cotyledonen, aus welchen die junge Pflanze ihre erste Nahrung zieht, gestärkt. Der Keim entsteigt so kräftiger dem Samen. In gleicher Weise werden dann die Wurzeln der Pflanze getränkt vor dem Versetzen. Dann kann man Reis- oder Getreidepflanzen versetzen, die bereits 15—20 cm Höhe erreicht haben. Im Norden Chinas werden oft die Pflanzen schon vollkommen vorbereitet für das Versetzen aus dem Süden bezogen.

gestatten ihnen, in ihre Betriebe alljährlich Pflanzen einzuführen, welche südlicheren Breiten entstammen. Nichts ist einfacher. Man braucht nur die Aussaat dieser exotischen so zu berechnen, daß die Versetzung in die Zeit fällt, in welcher Wärme und Licht in der nördlicheren Gegend die für das Weiterwachsen und Reifen der Pflanzen erforderliche Stärke erreicht haben.*) Dieser Zeitpunkt bestimmt ihren Platz in der Kulturenfolge desselben Bodens. Es ist ein richtiger Umlauf aber gegründet auf die klimatischen Bedingungen und nicht auf die Eigenart des Bodens. Und sie hat den Zweck und Erfolg, den Anbau jener südlicheren Pflanzen um ein oder zwei Breitengrade über ihr natürliches Verbreitungsgebiet hinaus auszudehnen. Als einer der bemerkenswertesten Erfolge ist das heute in der Mongolei gebaute Getreide zu nennen. Winter lang und so kalt, daß die Temperatur auf dreißig Grad unter Null sinkt, brennend heiße Sommer, aber so kurz, daß die Kartoffel im September erfriert, scheinen die Gegend völlig unzugänglich zu machen, außer für die Gräser jener unendlichen Weiden und für einige Bäume in den bevorzugtesten Gegenden. Und in der Tat, bis vor dreißig Jahren fand man wohl ab und zu einige Haferfelder, aber kein einziges Kornfeld. Seitdem ist die Bevölkerung rings um die übrigens ziemlich seltenen Wasserkanäle gewachsen, der Kleinbetrieb hat alle seine Wirkungen üben können und an der großen Mauer wenigstens, wo er am besten ausgebildet, kann jetzt das verpflanzte Korn reifen. Eine andere Pflanze, die Baumwollstaude, welche in anderen Ländern kaum den 36. oder 37. Breitegrad überschreitet, reicht in der Mandschurei über den 40. hinaus. Diese Beispiele könnten noch vermehrt werden, aber ich muß mich beschränken. Und da ich eben vom Klima spreche, will ich die Gelegenheit nicht versäumen, einem Einwand zu begegnen, der mir oft gemacht, auch dem Leser in den Sinn kommen könnte. „Aber", sagt man, „in China wie in Europa hagelt es und oft kreuz und quer und wenn deine Chinesen ihre Felder nicht mit Regenschirmen schützen, so wissen wir nicht, wie der Kleinbetrieb vor dieser Landplage sie bewahren könnte."

China antwortet leicht auf diesen Einwurf, so ernst er erscheint. Ohne mich zu vertiefen, ohne zu untersuchen, ob die Chinesen einen besonderen Pakt mit dem Himmel haben, beschränke ich mich auf die Feststellung, daß der Jahreszeitenwechsel in China regelmäßiger ist als bei uns. Es lassen sich sogar Halbsaisons unterscheiden. Ein Chinese weiß den Tag genau, an welchem er einen wärmeren oder leichteren Anzug

*) Anm. d. Verf. Die Chinesen unterscheiden das Klima nicht durch die Temperatur, sondern durch das Licht. Sie unterscheiden ein Klima von 13 Stunden, 13½ Stunden, 14 Stunden, 14½ Stunden usw. Tageslicht, d. h. von 13 Stunden usw. zwischen Sonnenauf- und -untergang.

anziehen muß. Man rechnet auf so und soviele Regentage im Frühling, auf so und soviele im Herbst und es ist selten, daß die Rechnung nicht stimmt. Die Dürren, die fürchterlichsten Plagen für China, hängen wesentlich von den Wintern ab. Wenn die Schneefälle in den Bergen von Tibet, aus welchen die beiden großen Flüsse herabkommen, nicht reichlich genug waren oder wenn sie zu rasch geschmolzen sind, sind die Flüsse und Kanäle bald trocken. Das ist dann gewiß ein Unglück, wenn nicht dazwischen ein gelegentlicher Regen fällt. Gegen die Plage der Dürre gibt es kein Mittel. Die Ueberschwemmungen, ebenfalls durch den Schnee in Tibet verursacht, sei es, daß er zu reichlich war oder zu rasch schmolz, sind das kleinere Uebel trotz der Verheerungen unter so dicht gedrängter Bevölkerung. Die Kanäle, die Speicherseen, die Flußdämme wirken in gewissem Maße entgegen. Ist dann das Unglück vorüber, so kehren die Bauern zurück und bepflanzen aufs Neue ihre Felder mit Pflanzen, welche sie aus den nicht heimgesuchten Gegenden beziehen. In wenigen Tagen sieht man nichts mehr davon. Es ist wie ein Zauber. Es gibt keinen Europäer, der davon nicht überrascht worden wäre. Die Regengüsse dauern fast niemals so lange, daß sie großen Schaden anrichten, sie finden genügenden Abfluß in die Kanäle und Flüsse. Was die Fröste anlangt und den Hagel, so schützen die Chinesen ihre Ernten nicht mit Zelten und Strohdecken, wie man im Gartenbau tut. Aber sie würden es sicher tun, wenn der Schaden, welche diese Naturerscheinungen verursachen, eben so groß und häufig wäre, wie in Europa. Im übrigen haben sie, wie gegen die Ueberschwemmungen in der Pflanzenversetzung, ein Mittel, das auch den Hagelschäden begegnet.

VII.

Also Wasser, Erde, Dünger einerseits, Zeit, Raum, Klima und das Geräte andererseits sind die großartige Erbschaft, welche die Väter der chinesischen Nation der Nachwelt hinterlassen haben. Denn man muß wohl verstehen: Hier hängt der Mensch nicht ab von jenen Dingen, von jenen allgemeinen, natürlichen Bedingungen, mit welchen er anderwärts viel mehr zu rechnen hat, als er sich deren bedient und denen er meist als Sklave zum Opfer fällt. Der Chinese hat sie sich wirklich unterworfen. Das Wasser läuft seinen Bedürfnissen entgegen, er macht aus der Erde, was er will, er spielt mit dem Klima, für ihn zählt die Zeit nicht, er erfüllt den Raum, er hat das Geräte fast entbehrlich gemacht.*)

*) Anm. d. Verf. Mit 50 Franken Steuern eingeschlossen kann ein Grundstück hinreichend zum Unterhalt einer Familie von zwei oder drei Personen bearbeitet, gesät, geerntet werden. Wie gesagt, wurde die Frage des industriellen Gerätes in China auf die gleiche Weise gelöst wie die der landwirtschaftlichen.

Alle diese Hindernisse sind verschwunden. Nie hat der Mensch glänzendere Siege errungen und er hat sie errungen, weil die Gesellschaft im Geiste ihrer Gründer für alle das Grundeigentum wollte, für jeden die Nutznießung des Bodens. Darum hat sie den Widerwillen gegen den Dung, den wir als den abstoßendsten betrachten, überwunden und ihn sogar verherrlicht. Nirgends sonst hat die Gesellschaft soviel für das Individuum getan. Nirgends sonst verdankt ihr das Individuum im gleichen Maße Dasein und Freiheit. Und doch verdankt es ihr noch eine viel kostbarere Sache.

Ich habe in einem früheren Abschnitt gesagt, daß die Arbeit für den Chinesen keine Pein ist, sondern ein Segen und man hat schon oben gesehen, daß in der Tat der Teil der Muskelanstrengung, der mechanische Kraftaufwand, die Plage beträchtlich herabgesetzt ist. Und im übrigen, wo ist die Pein für den, der sicher ist, die Früchte seiner Mühe zu ernten, sicher, daß er ihrer nicht beraubt wird, weder von einem müßigen Besitzer noch von den Wechselfällen des Klimas? Unter den Umständen, in welchen sich der chinesische Bauer befindet, hört die Arbeit auf, das zu sein, was sie anderwärts ist und ist wirklich nur mehr eine Frage der Sorgfalt, Ausdauer, Geschicklichkeit, des Scharfsinns und des Geschmacks. Befreit von der Anstrengung, der Plage und der Sorge ist der Bauer ein Künstler geworden und in gewissem Sinn ein Gelehrter. Niemand weiß besser den genau physiologischen Augenblick, in dem der Reis versetzt werden muß. Niemand ahnt, wie er die Bedürfnisse eines Quadratfuß Getreide. Die Reinlichkeit seiner Felder ist bis zur Koketterie getrieben. Gewisse Pflanzen, die sogenannten Wurzelpflanzen, hat er wie der Bildhauer seinen Ton formt, so gestaltet, daß sie sich seiner Art, nicht tief zu graben, angepaßt haben. Aus langen hat er kurze, kugelförmige, enorme gemacht. Er hat die für uns noch wilden Pflanzen gezähmt und sie gezwungen, Blätter, Früchte und Wurzeln hervorzubringen, die gut zu essen sind für uns.

Was die Tiere betrifft, so hat er den Büffel gezähmt und ihn so gefügig gemacht wie den Ochsen. Er hat zu Haustieren Insekten gemacht, welche unfaßbar schienen. Den gewöhnlichen Seidenspinner, den wir ihm verdanken, den Eichenseidenspinner, den er uns ebenfalls schenken wollte, mit dem wir aber bisher nichts anzufangen wußten, die Wachscochenille, so klein und gebrechlich wie die Blattlaus des Rosenstrauchs und noch unsichtbarer während eines Teil ihres Daseins. Er hat all diese Kinder der Luft, wie er sie nennt, gezwungen, ihm Tribut zu leisten im Werte von Hunderten von Millionen. Das sind die Gegengeschenke, welche das Individuum der Gesellschaft

gemacht hat und täglich macht, denn all diese Eroberungen sind nur Leistungen des Individuums, die Früchte seiner Geduld, seiner Beobachtungen, seiner Studien, seines Geschmacks. Ihr gehören die Werke der Kraft, die seit langem vollendet, ihm aber gehören die Werke der Kunst und der Intelligenz. Das ist die Rolle des Einzelnen, jenes die Rolle der Gesellschaft. Hier die Ausschaltung der Kollektivität, deren aktive, sichtbare Rolle auf das unentbehrliche Mindestmaß eingeschränkt ist, dort der Triumph des Menschen über die Sache, die Erhebung des Individuums nicht über, sondern in und durch die Gesellschaft. Ich habe schon diese meiner Ansicht nach einzig in der Welt dastehende Entwicklung angedeutet. Ich komme zur umständlicheren Begründung.

Der Chinese ist noch nach viel anderen Hinsichten als die, welche die Ausübung seiner eigentlichen Kunst des Ackerbaus berühren, — ich spreche nur vom Bauern — Künstler. Nehmen Sie das Dorf Uang-Mo-Khi und sagen Sie, ob ein harmonischeres Zusammenleben zwischen der Natur und der Schöpfung der Menschen gefunden werden kann. Nehmen Sie das Haus Uang-Ming-Tse und sagen Sie, ob Sie zwischen diesem Hause und seiner Umgebung nicht eine derart innige Beziehung finden, daß Sie beide nicht einmal in Gedanken trennen können? Da liegt es am Hang des Hügels wohlangelegt ganz an seinem Platz. Der es gebaut hat, hat sich nicht getäuscht. Es sieht und wird gesehen. Im Mittelpunkt einer Gruppe von fünf oder sechs etwas kleineren Häuschen, jedes hundert Schritte auseinander, diese Stätte, diese Wohnstätte muß wohl ein einladender, würdiger, friedlicher Aufenthalt sein für Leute, denen wir schon verbunden sind. Sein Anblick strahlt derart ihren Charakter wieder, daß man, ich weiß nicht welchen Schmerz empfinden würde, wenn sie nicht schienen, was sie sind. Wenn mir dies Gut geschenkt würde, gäbe ich es nicht gegen einen Palast, gäbe ich es für nichts in der Welt, eines seiner Nachbarn vielleicht ausgenommen. Seine Einwohner sind nicht ungebildet, ihr Oberhaupt ist sogar ein Gelehrter, alle haben Geschmack an Büchern, sie haben die Dichter gelesen.

Ihre Blumen beten sie an. Sie haben sie überall. Zwischen ihnen und den beseelten Wesen haben sie tausend Aehnlichkeiten entdeckt. Ich werde nicht verraten, mit welcher sie mich verglichen haben. Und wenn ich von ihrem Sternendienst spräche? Auf Theater sind sie versessen. Man weiß, daß Guignol zu uns von China gekommen ist und Polichinelle, Pierrot und Harlekin ebenfalls. Die Kinder erzählen sich Märchen, deren Ursprung sich in die Nacht der Jahrhunderte verliert. Soll ich einige Titel anführen? Die Katze und die Maus, der Blinde und der Lahme, die zwei Freunde, der Haß

und die Schildkröte, der Esel mit der Löwenhaut, die zwei Enten und die Schildkröte, die Auster und die Zänker und viele andere. Ich sehe Sie überrascht, geneigter Leser. Die Titel sind nicht meine Erfindung. Und ihre Feen, Elfen, Zauberer usw. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, wie Sie sehen. Seit die Welt steht, spuken diese Dinge in der Menschheit.

Sind Sie chinesisch, indisch, europäisch, wer weiß, was macht es? Man kann die gleiche Frage aufwerfen, bezüglich der Geschichten. Hätte ich genügend Raum, so würde ich gerne eine erzählen, welche seltsame Familienähnlichkeiten aufweist mit der Geschichte von Ali Baba und den vierzig Räubern aus tausend und einer Nacht. Doch eine ihrer Sagen sollen Sie hören.

Vor allem muß man wissen, daß der Klang der Metalle für das Ohr des Chinesen einen außerordentlichen Reiz hat. Ein Gongschlag, geführt auf die Mitte des Instruments, dessen Wellen zum Rande übergehen in Kreisen verschiedener Größen und verschiedener Härtung, die es durch die kunstvolle Hämmerung des Fabrikanten erhalten hat, ist für ihn eine köstliche Symphonie. Die letzten Schwingungen sind schon lange erloschen, so hören sie sie noch und scheinen sie in der Luft zu verfolgen, in der alles, Formen und Töne, Menschen und Dinge ein wenig früher, ein wenig später, endlich ineinanderfließen und verschwinden. Der Ton der Glocken von mächtigerer Wirkung, erweckt in ihnen dieselben Eindrücke, wenn auch ernsterer Natur. Wenn sie von der Höhe der Türme, in welchen sie schwingen, im breiten Strom langsam ihren Ton in den Raum ergießen, erhebt sich auch der Gedanke. Erschüttert, erregt von Erinnerung möchte er nicht die musikalischen Akkorde festhalten, sondern das Geheimnis der höheren Harmonien durchdringen, welche er zwischen sich und jenen Erinnerungen bestehen fühlt. Die Chinesen fühlen das alles. Und wie die meisten Völker haben sie mit dem Ton der Glocken den Ausdruck ihrer religiösen Empfindungen verbunden und sie der Feier ihres nationalen Kultus gewidmet. Um diese Bestimmung stärker zu betonen, bedecken sie sie mit gravierten oder erhabenen Inschriften, welche an die Großtage ihrer Geschichte erinnern. Die größten und bekanntesten sind die von Peking und Kanton. In Peking gibt es zwei, die eine Höhe von nicht weniger als 18—22 Fuß aufweisen. Sie sind bedeckt mit solchen Erinnerungsschriften und wenn sie an den großen Festen der Menschheit, zu Neujahr, am Fest der Erde, des Ackerbaus geläutet werden, nimmt ihr Ton den Sinn einer wirklichen Botschaft an. Es ist die Uebersetzung in lebende Sprache der in Bronze gegossenen Schrift-

zeichen. Es ist die große Stimme der Ahnen, die spricht und welche die Chinesen deutlich hören. Leider mischt sich meist in die reinsten und poetischsten Sagen immer irgend ein Aberglaube. Man glaubt ziemlich allgemein, daß ein menschliches Wesen oder menschliches Blut dem Metall während des Gusses beigesetzt, das Gelingen des Gusses verbürgt, und der Glocke einen reineren und schöneren Ton gibt. Oder ist es nur ein tiefes Symbol, dieses Opferblut, irgend einer geheimnisvollen Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart? Auch wenige Chinesen dürften darüber Aufschluß geben können. Wie dem sei: Hier ist die Sage, der dieser Gedanke zugrunde liegt.

Der Kaiser Yöng-Lo, der dritte der Dynastie der Ming, der um 1405—1425 unserer Zeitrechnung regierte, hatte eine Leidenschaft für die Glocken. Er befahl, deren fünf zu gießen, deren kleinste wenigstens 75 000 Kilogramm wiegen sollte. Man war erst bei der ersten und eben wurde der Turm, in dem sie aufgehängt werden sollte, fertig, als er einen Mandarin mit Namen Kuang-Yü mit dem Guß beauftragte. Der erste Guß mißlang, auch ein zweiter, der einige Monate später versucht wurde, hatte nicht mehr Glück. In beiden Fällen enthielt der Guß Löcher und Luftblasen und der Kaiser erklärte wütend, daß beim dritten Versagen der Kopf des Mandarinen falle. Das war zweifellos nur ein Schreckschuß, denn Yöng-Lo war sonst ein weiser Fürst. Er hatte die Alchimiebücher, welche das Volk narrten, zerstören lassen, gab alle die dem weltlichen Leben zurück, welche vor ihrem vierzigsten Lebensjahre Bonzen geworden waren und war ein großer Freund der Wissenschaften. Es war daher nicht zu befürchten, daß er sich seiner Drohung erinnerte und sie wahr machte. Aber der arme Kuang-Yü hatte doch zu befürchten, in Ungnade zu fallen. Auf alle Fälle hätte ein neuer Mißerfolg sein Ansehen geschmälert, Grund genug für eine Niedergeschlagenheit, die er nicht verbergen konnte. Kuang-Yü hatte eine Tochter von sechzehn Jahren, schön wie die ersten Blüten des Quittenbaums, die er zärtlich liebte. Kué, so hieß sie, bemerkte den Kummer des Vaters, dem sie endlich das ganze Geheimnis entlockte. Indem sie Tag und Nacht an nichts mehr dachte, als wie sie trösten und helfen könnte, kam sie auf den Gedanken, einen berühmten Sterndeuter aufzusuchen, um von ihm die Ursache des Unglücks ihres Vaters und die Mittel ein neues zu verhindern, zu erfahren. Der Sternkundige sagte ihr, daß der nächste Guß nicht besser gelingen werde als die beiden ersten, außer das Blut einer Jungfrau werde der Glockenspeise beigemischt. Kué, die von dem Kaiser nichts als seine fürchterliche Drohung wußte, kehrte voll Schrecken, aber

entschlossen, sich zu opfern, nach Hause zurück. Sie erhielt vom Vater die Erlaubnis, dem neuen Guß beizuwohnen. Der Tag brach an. Totenstille herrschte in der Werkstatt der Glockengießer. Atemlos war die Versammlung gespannt auf den Augenblick, da der Zapfen ausgeschlagen werde und das glühende Metall in die Form fließen sollte. Die Herzen schlugen nicht mehr in der bedrückten Brust. Plötzlich verläßt Kué ihren Platz und stürzt sich in das glühende zischende Metall mit dem Schrei: „Für meinen Vater.“ Vergeblich wirft sich einer der Umstehenden auf sie, um sie zurückzuhalten, er greift sie nur mehr am Fuß und in seinen Händen bleibt nichts als der Schuh der Verbrannten. Wahnsinnig vor Schmerz will der Vater ihr nach, doch hält man ihn auf und führt ihn nach Hause. Die Prophezeiung des Sterndeuters ging in Erfüllung. Niemals war eine vollkommenere Glocke gegossen worden. Aber von Kué ward keine Spur mehr gefunden. Das Blut der Jungfrau war eines der Elemente der Glockenspeise geworden. Als man die Glocke zum ersten Male läutete, folgte dem tiefen Dröhnen ihres Tons ein anderer, klagender, langer Ton, sanft und doch voll Angst wie der einer sterbenden Frau, in dem man deutlich das Wort Tsieh, Tsieh, das heißt Schuh, unterscheidet. So oft seitdem das Volk die Glocke hört, gedenkt es der Ereignisse und sagt: „Hört die arme Kué, die nach ihrem Schuh ruft.“

Das ist die Sage von der Glocke. Es gibt wenig Chinesen, welche sie nicht kennen. In Fe-Kien gibt es kein Haus auf dem Lande und in der Stadt, in dem man sie nicht erzählen hört. Die Legenden, in welchen der Drache eine Rolle spielt, sind jedoch noch volkstümlicher und zahlreicher. Welche bieten das größere Interesse, die an den Drachen von Chaldäa, Persien, Egypten, Griechenland erinnern oder die, in welchen man die Drachen der Kelten, der Römer oder Sachsen antrifft? Bald ist es der Wehrwolf des Jura, wo heute noch die Einwohner einiger Dörfer glauben, daß er einen Schatz behüte oder bald ist es der Drache des goldenen Fließes. Bald ist es der böse Drachen, der menschliche Wesen verzehrt wie la Guivre der Stadt Mailand, der Drachen des heiligen Georg der Russen und Engländer, der Grauli von Metz oder der Drachen, der Feind der Sonne und des Mondes, den die Römer mit Trompetenstößen in die Flucht schlagen bei Sonnen- und Mondfinsternissen, ganz wie die Chinesen ihn mit Gongschlägen vertreiben. Bald ist es dagegen der gute Drachen, das Symbol des Lebens bei den Hebräern und den Galliern. Oder auch der der Gottheit, deren Merkmale sein Körper, die Flügel, der Karfunkel oder die Kugel, die er auf dem Kopfe trägt, darstellen. Doch wollte ich nur sagen, daß die Chinesen,

obwohl wesentlich ein Bauernvolk in Phantasie und Vorstellungskraft, keinem der begabtesten Völker nachstehen. Freilich Kunst, Phantasie und Poesie bieten noch andere Gesichtspunkte. Aber für meine Studie über Dörfler mag es genügen.

Wir wissen nun, was in dem Beruf, welchem die Familie Uang-Ming-Tse ihre Stellung und Hilfsquellen verdankt, auf die sozialen, ökonomischen und physischen Bedingungen des Landes zurückgeht. Wir wissen, was unter dem Einfluß dieser Bedingungen im allgemeinen die individuelle Tätigkeit des Bauern wird. Einige Worte, einige Zahlen werden uns völlig aufklären. Es handelt sich nur mehr um Einzelheiten, gewissermaßen um die Probe auf die Rechnung.

VIII.

Der Betrieb der Familie Uang-Ming-Tse umfaßt 29 Meus oder 1 Hektar und 94 Ar ungefähr, die ihr völlig gehören. 11 Meus sind im Tal, 18 auf den Hügeln.*) Die erstern, welche alle bewässerbar, sind 400 Franken wert das Meu. Von den zweiten sind nur 5 bewässerbar, aber mit der Handspritze zu begießen. Sie sind mit Tee angebaut und ihr Wert schwankt nach dem Alter der Pflanzen. Der Tee ist nämlich erst im vierten Jahre auf seiner vollen Höhe. Die beiden ersten Jahre zählen nicht und im achten wird er bereits wieder erneuert. Wenige Pflanzen werden bis zum zehnten Jahre beibehalten. Das hängt vom Boden ab. Von den dreizehn Meu Tee sind zwei 210 Franken wert, drei 360 Franken, drei 390 Franken, drei 420 Franken und die zwei letzten 480 Franken, d. i. 4890 Franken für die Teepflanzung und für die 29 Meus 10 790 Franken.

Uang-Ming-Tse, wie alle chinesischen Bauern, beschränkt sich nicht darauf, die Erzeugnisse seines Betriebes direkt zu verkaufen, sondern er arbeitet sie um soviel als möglich. Wenn man nicht überall den geernteten Reis zu Alkohol destilliert, so kommt das daher, daß die Spiritusfabrikation in bestimmten Gegenden als große Industrie ausgebildet ist und es infolgedessen vorteilhafter ist, den Reis in natura zu verkaufen. Doch ist das eine Ausnahme. Sie machen selber ihren Zucker und ihr Oel. Sie spinnen selbst ihren Hanf und ihre Baumwolle und ihre Seide. Was wollen Sie? Niemand hat ihnen die Schönheiten der westlichen Industrie gelehrt. Sie wissen nichts von ihren geheiligten Grundsätzen und haben keine Ahnung

*) Uang-Mo-Khi und Fo-Kien sind gebirgig und die Talgrundstücke sind verhältnismäßig beschränkt. Der Boden hat einen mittleren Wert von 6000—6500 Franken für den Hektar erster Güte, der 3500—4000 kg Reis trägt und von 5000—5000 Franken zweiter Güte mit einem Ertrag von 1800—2500 kg. In Uang-Mo-Khi gehört der gesamte Boden zur ersten und zweiten Klasse.

von den Segnungen der Arbeitsteilung. Doch ist es zweifellos, daß man mit unseren Dampfpressen aus hundert Kilo Leinsamen 35 Kilo Oel erhält, während sie mit ihren Handpressen nur höchstens 25—26 Kilo erzielen. Gewiß, aber wenn der chinesische Bauer schwach ist in politischer Oekonomie, so ist er stark in sozialer, und wenn sie so schwache Techniker sind, so sind sie doch sehr tüchtige Landwirte. Indem sie so an der Industrie des Bodens festhalten, halten sie dort auch die Arme fest, welche in den großen Fabriken zusammengedrängt ihnen eines Tages versagen könnten und sie vermeiden die Zeiten der Arbeitslosigkeit, denen die Arbeiter der von der Erde getrennten Industrien ausgesetzt sind. Ferner erzeugt ein Hektar Leinsamen in ihren Händen 2250 Kilogramm Körner, bei uns dagegen kaum 1400—1500 Kilo. Schließlich bleibt ihnen der Vorteil, daß sie von einem Hektar 100 Kilo Oel mehr gewinnen als wir. Man sagt oft, daß die Landwirtschaft die erste der Industrien sei. Man muß nach China gehen, um zu erfahren, bis zu welchem Grade dies wahr ist. Das ist ein Beispiel. Wir finden ein zweites, ohne den Betrieb Uang-Ming-Tses verlassen zu müssen. Es ist die Zuckerfabrikation.

Zwei Schleifmühlen, gedreht von einem Büffel, um das Rohr zu zerkleinern, drei Kessel, um den Saft zu kochen und einzudicken, während er von einem zum andern geht, und ein Ofen mit Stroh geheizt, das ist die ganze Apparatur für die Zuckerfabrikation in China. Kalk zum Kristallisieren und Eier zum Klären, das sind alle Ingredienzien. Das ist einfach und man erklärt sich, daß mit solchen Mitteln man kaum 5 Kilo Zucker auf 100 Kilo Zuckerrohr gewinnt. Dieser Ertrag ist um so geringer, als das Rohr selbst ungemein zuckerhaltig ist. Man sagt, daß er auf Guadeloupe 18% enthält, wenn der Boden chemisch gedüngt ist. Ich weiß nicht, wieviel das Rohr in China enthält, aber was ich sagen kann, das ist das, daß in keiner tropischen Gegend, welche ich besucht oder bewohnt habe, ich Zucker gegessen habe, der mir so süß geschienen hätte. Es ist daher wahrscheinlich, daß bei der chinesischen Art der Bereitung viele Rückstände bleiben, welche man den Tieren zu fressen gibt. Trotz alledem gibt ein Meu 250 Kilo blaßbraunen Zucker von so klarer Farbe, wie sehr verdünnter Kaffee. Ein Hektar ergäbe demnach 3400 Kilo ungefähr. Auf den Antillen oder auf Reunion gibt die gleiche Fläche nach der üblichen Bebauungsart und mit Stalldünger gedüngt 2800 bis 3000 Kilo. Also auch hier ersetzt die Kunst des Landwirts reichlich die Künste der Technik und läßt in den Händen des Bauern einen größeren Gewinn, welcher schließlich dem Boden zugute kommt. Der Zuckerpreis ist denn auch so winzig, 25 Centimes das Kilo, daß China bedeutende Mengen nach

Indien und Kalifornien ausführt. Schon 1861 betrug die Ausfuhr 270 000 Kilo allein von den beiden Häfen Canton und Swa-Teu. Der weiße Zucker ist ein wenig teurer: 35 Centimes ungefähr das Kilo.

Man könnte einwerfen: Warum sollten die Chinesen nicht ebenso gute Techniker sein können, als sie Landwirte sind? Gewiß, aber es ist so sicher, daß die mächtige, aber kostspielige Dampfmaschinenindustrie sich mit dem Kleinbetrieb, dem Kleingrundbesitz und all dem übrigen verträgt? Das ist noch lange nicht gesagt. Und wäre es der Fall, von welcher Zukunft wäre Europa bedroht, wenn sich die Chinesen eines Tages dazu bekehrten? Entweder unterläge Europa oder es nähme Chinas ökonomische, landwirtschaftliche, soziale Grundsätze an, nachdem es dem Osten seine technischen Verfahren gegeben hätte. Ich habe schon gesagt, daß man daran denken sollte, aber man kann nicht oft genug darauf hinweisen.

Indessen beunruhigen wir uns nicht zu früh. Nicht nur sind die Chinesen nicht die Leute, die sich leicht beschwatzen lassen, auch die Art ihrer Landwirtschaft, deren Bedürfnisse und Vorteile schützen sie gegen die Verführungen, die sie davon abbringen könnten. Nehmen wir zum Beispiel die Teekultur. Man hat sie oft mit unserem Weinbau verglichen. Nichts ist richtiger, sowohl was die Rentabilität anlangt, als die Betriebsbedingungen. Sie ist der Weinbau Chinas. Die Aehnlichkeit ist vollkommen bis auf einen Punkt. In Frankreich können die Weinernten auf mehrere Jahre vernichtet werden derart, daß die verzweifelte Bevölkerung ruiniert ist und oft den Weinbau ganz aufgibt. In China gibt es keinen Frost, der die Tee-Ernte vernichtet. Andere Gefahren, welche sie bedrohen, kann der Mensch bis zu einem gewissen Grade beschwören, falls er rasch und sicher eingreift. Feuchtes, kaltes Wetter, langsames Wachstum, ungleiche Entwicklung der Blätter schaden der Güte der Blätter und daher dem Preis, abgesehen von dem Zeitverlust, der für die Ernte eingestellten Arbeiter. Heißes, feuchtes Wetter, das die Vegetation schießen läßt „wie ein Blitz" ist nicht weniger zu fürchten. Man muß dann nicht mehr ernten, sondern retten und so zahlreich die Erntearbeiter sein mögen, man hat nie genug, besonders für die beiden letzten der vier Ernten. Es sind die reichsten und wichtigsten nicht nur für China, sondern auch für Europa und Amerika. Ich versichere, es gibt keine Industrie, die solchen Anforderungen gewachsen wäre und die man nicht gerne opfern würde. Und übrigens, was würde aus den Bevölkerungen Englands, Rußlands, Amerikas und den Temperenzlergesellschaften? Mit welcher Ungeduld werden daher in London die ersten Schiffe, die Vorläufer der neuen Ernte erwartet? 500 000

Franken für den, der eine halbe Länge voraus ist.*) Während dieser Zeit rennt in China alles nach dem Blatt. Männer, Frauen, Kinder, Greise, junge Männer, junge Mädchen, doch immer die Geschlechter getrennt, erfüllen die Hügel. Oft genügt nicht die eingesessene Bevölkerung. Sie kommen aus dem Tal, von der Ebene aus allen vier Himmelsrichtungen. Ich habe gesagt: Die Geschlechter getrennt. Nicht so ganz.

Die Teefelder sind klein, obwohl im allgemeinen etwas größer als die Uang-Ming-Tses. Ein Wort, ein Blick, eine Blume sind rasch getauscht. Manchmal zur Vesper im Freien im Schatten eines schönen Li-Tschi spitzen sich aller Ohren. Unter einem Baume präludieren die Töne einer Guitarre. An den ersten Tönen erkennen alle das Sin-Fa. Doch die Sängerin hat aufgehört, man kehrt zur Arbeit zurück. Das ist die Weinernte von China. Sie fällt zusammen mit den großen Arbeiten für den Reis. Je nach der Oertlichkeit bindet man die letzten Garben Getreide, sie auf eine benachbarte Tenne zu bringen zum Dreschen oder man pflügt für den Reis oder man beginnt bereits, ihn zu versetzen. Ueberall sind die Schaufeln der Wasserräder im Gang.

Das Wasser klatscht, rieselt, braust und blinkt. Oh, wie sind unsere Felder trocken, traurig, leer neben diesen. Das möchte ich sehen in China, irgend einen Protzen, der eine Quelle einfinge, um sie in unterirdischen Kanälen in seinen Schloß-weiher zu führen, während die Felder darüber trocken blieben. Das Wasser ist so unentbehrlich zum Leben wie die Sonne, die Luft und die Erde. Niemand kann sagen: „Mir gehört es.“ Es gehört allen. Dieses Gefühl ist tief eingewurzelt. Der Flurwächter, der von dem Bauernrat beauftragt ist, das Wasser in die Bewässerungsläufe zu verteilen, hat niemals auch nur das geringste Vergehen feststellen können. Und der Rat, welcher wirklich gegebenenfalls darüber zu richten hätte, hat tatsächlich nur die eine Aufgabe, für den Unterhalt der Kanäle zu sorgen, wozu ein jeder im Verhältnis von zwei Centimes per Meu alle Kosten inbegriffen beiträgt.

Plötzlich hört man einen Gongschlag. An der Krümmung des Hügels, auf dem Pfad am Abhang bemerkt man einen Zug. Nach dem Gong die langgezogenen Rufe des Vortrabs. Danach die Stabträger, Gerichtsleute, die Fächer, das Parasol und der Thronhimmel eines Mandarin. Es ist der Präfekt oder Unterpräfekt der nächsten Stadt. Alle Bauern laufen herbei und umringen ihn. Auf einem Hügel stehend spricht er von der Erde, der Mutter des Menschengeschlechts. Er spricht von der Verehrung, die ihr ein jeder schuldet und ermahnt,

*) Anm. d. Verf. Sechs Meldedampfer, welche in Fu-Tschen in derselben Stunde abfuhren, kamen in London am selben Tage an.

sich niemals von ihr zu entfernen. Er spricht vom Reis, vom Getreide, vom Mais, vom Sorgho und von der Hirse, vom Korn, dem Symbol des Friedens und der Einheit aller Menschen. Dann verteilt er aus eigenem Wissen oder auf Vorschläge der Anwesenden verdiente Belohnungen zum Andenken. Es sind breite Seidenstücke mit den Namen der Ausgezeichneten und ihren Belobigungen. Aufgehängt im Hauptzimmer des Hauses bilden sie den Stolz der Familien. Endlich hat sich der Mandarin entfernt. Die Bauern verabreden einen bestimmten Tag, um die glücklichen Preisträger zu ehren und sie im Festkleid in den Tempel des Patron der Bauern, den Patron der fünf Körner zu führen, der der Bauernpatron für ganz China ist.

Die Teebauern haben noch ihren eigenen Patron. Nach der dritten Ernte wird in den Höfen und Galerien seines Tempels und nötigenfalls auch auf den Straßen ein Bankett veranstaltet. Die Tische und Mauern sind mit Guirlanden, Blumen- und Fruchtschalen bedeckt.

Dann tritt ein jeder in Prozession vor das Standbild und opfert einen Becher des neuen Tee. Das Fest endet wie alle chinesischen Feste mit einem Schauspiel und Gastmahl.

Die Teernte hat mich etwas abgeführt, aber ich hoffe, der Leser wird es verzeihen. Zu den Gründen, welche die Chinesen vor jeder Untreue gegen die Erde bewahren mußten, kommt noch einer, der Reiz, den ihr Landleben bietet. Dieser Reiz, der Wohlstand und damit die Gesundheit, die keine Industrie in gleichem Maße bieten, sind ein Band, wie es kein stärkeres und besseres geben kann.

Die Felder des Tals geben einen Ertrag von 1971 Franken. Uang-Ming-Tse erzielt demnach von seinen Teepflanzungen 3033 Franken und für die Ernten vom Hügel 1365, das ist ein Gesamtbruttoertrag von 6369 Franken.

Da jedoch der Frank nicht als gemeinsames Maß für Europa und China dienen kann, da er in beiden Ländern nicht den gleichen Wert hat, scheint es mir vorzüglicher, das Gewicht der geernteten Früchte ins Gedächtnis zu rufen. Man kann folgendermaßen zusammenfassen: 9910 Kilo Reis, 2100 Kilo Getreide, 1604 Kilo Tee, 300 Kilo große Bohnen, 160 Kilo Mais, 291 Kilo Oel, 180 Kilo Buchweizen, 230 Kilo Zucker, 180 Kilo Tabak, 50 000 Kilo Yamswurzeln, 9600 Kilo Rüben, 15 000 Kilo Kohl, 80 Stücke Baumwolle, 9720 Kilo Klee, 1095 Kilo Oelkuchen. 1200 Kilo Stengel und Blätter vom Sorgho, der Sojabohne und des Zuckers als Viehfutter, 15 000 Kilo Reisstroh, Stroh von Getreide, dicken Bohnen, Mais, Buchweizen, die ich nicht völlig in der Geldrechnung aufgeführt, und eine gewisse Menge von Früchten, Gemüsen usw. All das auf einer Fläche von 1 Hektar 94 Ar.

Mancher Leser fragt sich vielleicht, warum Uang-Ming-Tse nicht lieber die einträglichsten Pflanzenarten ausschließlich baut wie den Tee, die Yamswurzel und die übrigen sein läßt? Darauf würde Uang-Ming-Tse zunächst antworten, daß das beste Mittel den Preis einer Sache zu halten darin besteht, nicht zuviel davon auf den Markt zu werfen und daher wenig davon zu bauen. Ferner würde er sagen, daß die große Mannigfaltigkeit seiner Kulturen ihm das ganze Jahr ununterbrochene Beschäftigung gäbe, die Verschiedenheit der Ernten diese nicht nur gegen die Wechselfälle des Wetters, sondern auch gegen die des Marktes schütze und daß diese Betriebsart unendlich dem Anbau einer einzelnen Frucht im großen überlegen sei, welch letztere Betriebsart von einem Jahr zum andern entweder das Aufgeben oder die Erneuerung des Betriebsmaterials, der Geräte usw. erfordern würde. Er würde das Sprichwort anführen, das in China besser beachtet wird als in Europa: „Man soll nicht alle Eier in einen Korb legen." Vielleicht würde er auch noch sagen, daß es weder gut, noch wohlgetan, noch gerecht, noch menschlich, noch auch nur vorteilhaft sei, sich unter Freunden und Nachbarn Konkurrenz zu machen und eine Bodenbenutzung und eine landwirtschaftliche Betriebsform zu stören, welche schließlich doch das Werk von Jahrhunderten und an die sich alle gewöhnt haben.

Die direkten Ergebnisse ihrer Wirtschaft sind nicht die einzigen, welche die Familie Uang-Ming-Tse aus ihrem Betrieb schöpft. Der Stall, die Schweinemast, der Geflügelhof bringen weitere 775 Franken.

Addieren wir nun die sämtlichen Einnahmen auf, so kommen wir auf die Zahl von 7142 Franken. Nun zu den Ausgaben.

IX.

Zunächst die Steuer. Sie lastet nahezu ganz auf den Feldern in der Ebene und im Tale. Diejenigen, welche dem Reisbau dienen oder ihm dienstbar gemacht werden können, d. h. die bewässerbaren oder die bewässerbar gemacht werden können, zahlen etwas mehr als die, bei welchen das nicht der Fall ist. Wenn sie mit Reis angebaut sind, wird die Steuer teils in natura, teils in Geld erhoben. Auf alle Fälle überschreitet sie nicht 1 Franken 13 Centimes auf das Meu und wird nur auf die erste Ernte erhoben. Ist diese schlecht, so gewährt die Regierung oft Nachlässe, auch wenn die folgenden Ernten gut waren. Für die 2 Meus der Ebene zahlt daher Uang-Ming-Tse 12 Franken 65 Centimes. Die Steuer auf die Länder auf den Hügel ist fast unbedeutend, kaum 5 Centimes

auf das Meu. Im ganzen zahlt Uang-Ming-Tse 13 Franken 65 Centimes Steuer.

Dann die Abnützung der Geräte wie Acker- und Gartenwerkzeuge, der der Vorrichtungen für das Mahlen, das Zubereiten des Saatguts, die Behandlung des Tees, die Seidenspinnerei, die Weberei, die Oelmühlen und die Zuckerbereitung. Der ganze Posten erreicht für die Anschaffung die Höhe von 578 Franken. Hieraus zehn Prozent für Abnützung ergibt als Jahresausgabe 58 Franken.

Als Saatgut gebraucht man 130 Kilo Reis für die 26 Meu, das ist 5 Kilo auf das Meu, einschließlich des Bedarfs für die zweiten Ernten zu 8 Franken für je 60 Kilo, also 17 Franken. 70 Kilo Getreide für 14 Meu — 5 Kilo auf das Meu — zu 8 Franken die 60 Kilo 9 Franken. Das übrige ist kaum wert, im einzelnen angeführt zu werden. Es stellt kaum einen Wert von 20 Franken dar. Im ganzen also 46 Franken.

Was den Dünger anlangt, so ist zunächst zu beachten, daß der Bedarf der einzelnen Pflanzen verschieden ist. Die einen, von welchen man nur viele Blätter verlangt, wie der Sorgho, die Soja, die als Futterpflanzen gebaut werden, der Tabak und der Kohl, brauchen 600 Kilo Dung auf das Meu. Die, welche Körner bringen, brauchen etwas weniger, aber man muß gewisse Zusätze geben wie Asche, Kalk, Kanalschlamm usw. Man gibt zum Beispiel dem Zucker 800 Kilo Dung auf das Meu und 500 Kilo Asche. Mais, Buchweizen, Erbse brauchen nur 500 Kilo Dung und 150 Kilo Asche. Die Baumwolle erhält nur 300 Kilo Dung, das auf Klee versetzte Getreide 200 Kilo. Der Reis 600 mit 150 Kilo Asche. Uang-Ming-Tse schätzt die Menge Dung, die er jährlich in seinem ganzen Betrieb verbraucht, auf 50 000 Kilo und 10 000 Kilo Asche. Da jedoch weder der Dung noch die Asche, die im Hause erzeugt werden, als Einnahme gebucht sind, dürfen sie auch nicht als Ausgabe erscheinen. Es müssen also 10 000 Kilo, welche von dem Hausstand, den fremden Erntearbeitern und Tieren herrühren und 5000 Kilo Asche, die aus den verschiedenen Herden oder aus Abfällen, wie Kleiderreste, Tierknochen usw. gewonnen wird, abgezogen werden. Der Unterschied nämlich 20 000 Kilo Dung und 5000 Kilo Asche wurde gekauft zum Preis von 5 Franken für je 600 Kilo für Dung, was 166 Franken macht, und 12 Franken für die Asche, was 60 Franken macht. Im ganzen: 226 Franken. Große, besonders für den Zweck eingerichtete Schiffe führen diese Betriebsstoffe aus den benachbarten Städten herbei, selbst bis aus Fu-Tscheu.

Die Handarbeit erfordert zwei Arbeiter im Jahre zu je 100 Franken, eine Magd, welche 40 Franken erhält und 60 Aushilfstage von Männer-, Frauen- und Kinderarbeit zu je 25 Centimes im Mittel-Taglohn = 15 Franken. Im ganzen 225 Franken, abgesehen wohlverstanden von der Arbeit der Familie und der Hilfe der Nachbarn, denen übrigens die Uangs natürlich die gleichen Dienste leisten.

Die wesentlichen Ausgaben für die Nahrung der Familie betragen 1589 Franken nach einer genauen Berechnung. Unter die vierzehn Personen der Familie geteilt, gibt dies für die einzelne einen Jahresaufwand von 116 Franken, einschließlich Wein, Zucker, Tee, Salz, Fett, Oel und Küchenheizung. Im ganzen braucht die Person im Tage 1 Kilo 543 Gramm Nahrungsmittel und zwar 1 Kilo 071 Gramm Reis, Getreide und Dörrgemüse, 245 Gramm Frischgemüse, oder gesalzene und Champignons. Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß die Familie Greise und Kinder umfaßt und daß sie während sechzig Tagen die Kost für die Hilfsarbeiter zu liefern hat. Dann spreche ich nicht von der Gastfreundschaft, die sie ziemlich häufig übt. In den Provinzen und im Innern Chinas dürften sich jene Kosten nicht über 100 Franken für die Person in guten Jahren erheben.

Nach den Menschen die Tiere. Die Fütterung beansprucht im ganzen eine Ausgabe von 552 Franken 20 Centimes.

Ich habe zwei Artikel bisher nicht aufgeführt. Der eine bezieht sich auf die Behandlung des Tees. Außer dem der ersten Ernte, welchen man Knospentee nennt und welcher getrocknet wird, indem man ihn einfach der Luft aussetzt, werden die späteren Sorten einer leichten Röstung unterworfen.

War der Jahrgang gut, so braucht man 18 Kilo Kohlen, um 48 Kilo Teeblätter zu rösten. Die Ernte Uang-Ming-Tse von 1546 Kilo erforderte daher 576 Kilo Holzkohlen zu 6 Franken die 60 Kilo also 57 Franken. Ferner habe ich den Einkauf von 12 Ferkeln, die drei Monate darauf gemästet verkauft wurden, nicht aufgeführt. Sie kosteten 55 Franken.

Es besteht noch ein letzter Ausgabeposten: Die Gebäudeunterhaltung. Das Haus Uang-Ming-Tse besteht aus drei Wohngebäuden, deren mittlerer die beiden andern verbindet wie der Querstrich des Buchstabens H die beiden Schenkel. Es ist inmitten eines Hofes gebaut, der von einer Mauer umgeben ist.

Unter anderen Absonderlichkeiten hat man in Europa oft gesagt, daß die Chinesen den Bau ihrer Häuser beim Dach anfingen. Nichts richtiger wie das, und man wird gleich verstehen, warum sie es tun. Die Mauern werden aus Ziegeln gebaut in der Art, wie die Kinder Häuser aus Dominosteinen

bauen. Die Mauergruben der Umfassungswände werden zur Hälfte mit Bruchsteinen ausgefüllt, um den Mauern eine gewisse Standfestigkeit zu geben, doch bleiben diese so leicht, daß sie zwar keine Fundationen bräuchten, aber auch die Dächer nicht tragen könnten. Sie ruhen einfach auf großen Platten, die auf die gestampfte Erde aufgelegt werden. Diese Bauart bietet zwei große Vorteile. Sie ist sehr billig und verhindert die Feuchtigkeit vom Boden in die Wände des Gebäudes emporzusteigen. Was das Dach anlangt, so ruht es auf Holzpfosten, die auf Grundsteinen aufgesetzt werden, deren jeder wieder auf einem kleinen Mauerklotz von drei bis vier Fuß Fundationstiefe ruht. Damit fängt man gewöhnlich an, um die Mauern nicht zu beschädigen, sei es durch die Gräben, welche für die Fundamente gezogen werden müssen, sei es durch Zufälle, welche die Zimmermannsarbeiten mit sich bringen könnten.

Jedes Gebäude ist in fünf Räume geteilt von 8 Meter Länge und 5 Meter Breite, deren Böden auf Beton und große Bruchsteine verlegt sind, welche eine Art Unterbau von 30—40 Zentimeter Höhe bilden. Die Zwischenmauern zwischen den einzelnen Räumen bestehen aus Hohlziegeln, die auf Bambusstäben aufgereiht sind, deren Enden in Rinnen eingreifen, welche in den senkrechten Holzbalken eingearbeitet sind, was die Wände zu gleicher Zeit leicht und sehr solid macht. An der äußern Mauer gemessen hat das Gebäude eine gesamte Fassadenlänge von 33 Metern und nahezu die gleiche Tiefe. Es ist Nord-Süd gerichtet. Die Gründe dafür werde ich gleich auseinandersetzen. Jeder Gebäudeteil hat nur Fenster und Türen nach einer Seite, die in den Hof geht und womöglich nach Süden. Die Fenster sind nicht wie bei uns in die Mauer eingebrochen. Die Mauer, über welcher sie sich befinden, reicht nur bis Stützhöhe und von da bis zum Dach ist der Raum ausgefüllt von Holzfüllungen und den Türen und Fenstern, welche nicht mit Gläsern, sondern Platten von dünn geschliffenen Austernschalen oder einem besonderen Papier ausgestattet sind. Endlich rings um den Hof verengert sich das Dach, so daß es eine Veranda bildet, unter welcher man den größten Teil des Tages zubringt.

So wie beschrieben bedeutet das Haus Uang-Ming-Tse's einen Wert von 3200 Franken. Es verursacht jährliche Unterhaltungskosten nicht über 150 Franken.

Fassen wir die Ausgaben zusammen, so ergibt sich: 13,65 Franken Steuer, 58 Franken Materialabnützung, 146 Franken Saatgut, 226 Franken Dung, 255 Franken Taglohn, 1589 Franken Verköstigung der Familie, 552 Franken Viehfutter, 57 Franken Kohlen für das Rösten des Tees, 55 Franken für den Ankauf von Ferkeln, 150 Franken für

Gebäudeunterhaltung. Im ganzen 2988 Franken, was bei einer Einnahme von 7142 Franken einen Reingewinn von 4141 Franken ergibt.

„Und das Mobiliar und die Unterhaltung der Kleider, kostet das nichts?" — Geduld, älterer Bruder.

X.

Wenn Sie glauben, daß es leichte Sache war, die Erlaubnis zum Eindringen in die Privatgemächer der Familie und zur Aufnahme des Inventars ihrer Betten, Schränke usw. zu erhalten, sind Sie im Irrtum. Selbst in Frankreich wagt man kaum solches. Und in China ist der Fall noch ganz anders gelagert. Die Türe des Salon war mir weit geöffnet worden. Die der Scheunen und Lager ebenfalls. Aber die übrigen Türen hatte mein Blick nicht überschritten und ich zauderte lange, den Wunsch auszusprechen, von dem ich besessen war. Doch konnte ich nicht anders.

„Ich werde die Großmutter fragen", sagte Uang-Ming-Tse. Man nahm sich offenbar Zeit, den Ministerrat unter dem Vorsitz der Großmutter zu versammeln, um eine so ernste Frage zu entscheiden. Vielleicht wollte man auch einige Vorbereitungen und Veränderungen treffen. Nach drei Tagen benachrichtigte mich Frau Uang selbst als Vorstand des Ministeriums des Innern, daß die kleinen Appartements mir offen stünden. Wir begannen sofort den Rundgang. Alle Zimmer wurden besichtigt, selbst die Küche. Die ganze Zeit hatte ich den Eindruck, als befände ich mich, von kleinen Einzelheiten abgesehen, bei irgend einem lothringschen Bauern am Vorabend der Hochzeit eines seiner Kinder. Die Böden, wo sie nicht von Teppichen bedeckt waren, die Möbel und Geräte strahlten. Die Schränke, deren Türen halbgeöffnet waren, verrieten volle Fächer. Doch greifen wir nicht vor und bringen Ordnung in die Untersuchung.

Wie eben gesagt, ist das Haus Nord-Süd gerichtet und öffnet sich nach letzterer Seite. Daher wehen die gesündesten Winde. Doch ist diese Rücksicht nicht die einzige, welche beim Bau des Hauses in Betracht kam. Man hat den Fong-Schuei zu Rat gezogen. Bände wurden geschrieben, es zu erklären und man hat nichts erklärt und ich gestehe, daß ich auch nur wenig zur Aufklärung beitragen kann. Am besten hat man noch gesagt, es handle sich um ein System der Geomantik, welches auf empirischen Beobachtungen oder solchen, welche den Europäern als solche scheinen, sich gründet und die topographischen Bedingungen aufstellt, welche bei der Wahl des Orts für die Erbauung eines Hauses, einer Grabstätte usw.

erfüllt sein müssen. Werden diese Bedingungen erfüllt, so hat man alle Aussicht, mit dem Bau Glück zu haben. Erfährt man dagegen hintennach Unglück oder Mißerfolg, so ist das ein Zeichen, daß jene Bedingungen verkannt oder vernachlässigt wurden. So darf zum Beispiel der Wind, Fong, der von gewissen Seiten kommt, durch kein Hindernis wie einen Hügel auch nur von geringster Höhe aufgehalten werden, während man den Winden schlechten Einflusses solche Hindernisse entgegenstellen muß. Ganz unzulässig ist es, daß bis auf eine gewisse Entfernung ein Wasserlauf, Schuei, parallel mit der Front eines Hauses fließt. Wenn die Lage des Grundstücks Ebene, Tal oder Hügel nicht alle günstigen Umstände vereinigt, erbauen die Bewohner auf gemeinsame Kosten einen Turm, dessen Höhe so berechnet ist nach bestimmten Daten, daß er die üblen Luftströmungen ablenkt. Man muß auch die Nähe von Gebäuden vermeiden oder von Plätzen, von welchen die Blicke Fremder in das Heim dringen könnten. Das sind einige Regeln des Fong-Schuei, aber es gibt deren noch viele, die zusammen eine Art Wissenschaft ausmachen, die den Beruf von Spezialisten bildet und die man nicht zu konsultieren versäumt. Kinderei? Aberglaube? Wer weiß es? Wie dem sei, Uang-Ming-Tse, der kein Dummkopf ist, hat sich nach dem Glauben gerichtet und scheint ihn zu teilen.

Das große zweiflügelige Eingangstor, welches zum Hof führt, ist während des Tages immer offen, doch ist im Innern davor ein beweglicher Holzschirm aufgestellt, welcher neugierige Blicke abhält. Der sehr reinliche Hof ist mit großen Granitplatten gepflastert. Die Veranda ist mit mehreren Stühlen besetzt, zwei Tischen aus lackiertem Holz und dem Webstuhl. Die Säulen, welche sie stützen und alles Holzwerk außen und innen, Türen, Fenster und Füllungen sind ebenfalls mit einem schönen rotbraunen Lack eingelassen. Der Mittelbau höher als die andern enthält den Salon, der zum Ahnensaal an den Jahrestagen umgewandelt wird. Rechts das Zimmer der Urgroßmutter und das der ältesten Tochter von Po-Y, die immer bereit sind, ihre Großmutter zu bedienen. Links das Zimmer von Uang-Ming-Tse und Frau Uang und das der zwei andern jungen Mädchen. Von da gelangt man in den linken Flügel des Hauses und zurück durch den Hof. Das erste Zimmer ist das Po-Y's und seiner Frau mit dem Bettchen des letzten Kindes. Im zweiten schlafen die drei Knaben. Der rechte Flügel war bewohnt von Po-Sen und seiner jungen Frau. Er ist nun leer und selbst die Möbel sind weggeschafft. Man wird neue einstellen bei der Verheiratung des ältesten Sohnes. Die Räume der beiden Rückgebäude sind von den Lagern, den Pressen, den Geräten, der Küche und dem Zimmer

der Magd eingenommen. Die beiden Arbeiter kehren nach der Tagesarbeit in ihre eigenen Wohnungen zurück.

Wenn man den Salon betritt, sieht man sich gegenüber an der Mauer im Hintergrund einen langen Tisch, der mit zwei Weihrauchpfannen, zwei dicken Tonkrügen, zwei Zinnleuchtern, einigen Blumenvasen und Blumenstöcken besetzt ist. Ueber diesem Tisch ist nach Art eines Wandbords eine Art Kredenz aufgehängt. Sie ist für gewöhnlich geschlossen und enthält die Ahnentafeln. Zu beiden Seiten hängen schöne Wandbilder aus rotem Papier, bedeckt mit chinesischen Schriftzeichen: Verse, Sitten- und Weisheitssprüche. Anstoßend an den Tisch ist ein Antritt mit einer Stufe mit einem Kanapee geziert mit Palmen. An den Seitenmauern links eine Truhe, welche das Familienarchiv enthält, rechts eine kleine Bücherei mit Bildern zur Seite, welche Landschaften oder Blumen darstellen. Den beiden Enden des Kanapee gegenüber in der Mitte des Zimmers zwei Lehnstühle durch einen Leuchterstuhl getrennt, davor ein großer viereckiger Tisch. All diese Möbel bestehen aus schwarzem Holz. Endlich an den Wänden und überall, wo Platz ist, gewöhnliche Stühle in lackiertem Holz. Ein großer Teppich unter den Füßen. Diese Möbel und die der Schlafzimmer haben einen Wert von 1844 Franken.

Beim Eintritt in die Küche richtet sich der Blick sogleich auf ein großes farbiges Bild, das an den Kamin geklebt ist und zwei Alte, einen Mann und eine Frau, darstellt. Das sind die Schutzheiligen der Küche oder vielmehr die Genien des Herdes, welcher naturgemäß der Anfang jedes Hauses ist. Die Herdgeister schützen nach den Vorstellungen des Volkes das Haus und leiten das Dasein der Mitglieder der Familie. Am 25. Tag des letzten Monats des Jahres verlassen sie die Erde und steigen zum Himmel auf und geben dem großen Ordner der Dinge Rechenschaft über die Aufführung derer, die ihnen anvertraut sind und sie nehmen ihr Amt erst wieder in der Nacht zum ersten Tag des neuen Jahres auf. Das ist ein Glaube, der mindestens ebenso verbreitet ist wie bei uns die Geschichten vom heiligen Nikolaus, des Christkinds oder der Glocken, welche am Charfreitag nach Rom fliegen. Während ihrer Abwesenheit ersetzt man ihre alten Bilder, man scheuert und bringt alles in Ordnung und löscht endlich alle Feuer aus. Ist dann der Neujahrstag gekommen, so rüstet man sich, ihre Wiederkehr feierlich zu begehen. Sie findet gegen zwei Uhr statt. Viele legen sich nicht nieder, um sie zu erwarten. Dann wird ein neues Feuer angezündet und man bereitet das erste Mahl im neuen Jahre, welches man ihnen anbietet, ohne vorher daran zu rühren. Wie zu Weihnachten und Ostern in den verschiedenen Ländern von Europa bringen

die guten Herdgeister vom Himmel den chinesischen Kindern eine Menge von kleinen Geschenken, die von ihnen, man darf es glauben, mit demselben Vergnügen erwartet und empfangen werden, wie von den unseren. Das Mobiliar der Küche und des Magdzimmers hat einen Wert von 381 Franken, was mit den bereits berechneten von 1944 zusammen 2325 Franken ergibt. Der anfänglich berechnete Reingewinn von 4141 Franken ermäßigt sich daher bei 10% Abzug für Abnützung auf 3919 Franken.

Bleiben die Kleider und übrigen persönlichen Gebrauchsgegenstände.

XI.

„Frau Uang", sagte ich zu der Gattin meines Freundes, „wenn die Komplimente eines Mannes, der naturgemäß wenig erfahren in Dingen des Haushalts, in Ihren Augen einigen Wert haben sollten, so bitte ich Sie, die meinigen anzunehmen. Niemals habe ich ein besser gehaltenes Haus gesehen wie das Ihre." Frau Uang erwiderte mir mit einem Lächeln, aus welchem ich entnahm, daß in China wie überall eine Hausfrau nicht unempfindlich ist gegenüber Komplimenten dieser Art. „Doch", fügte ich bei, „habe ich in den Schränken . . . (hier warf mir Frau Uang von unten einen Blick zu) eine Menge Dinge gesehen, von welchen ich gerne wüßte, wozu sie dienen. Da war zum Beispiel . . . . ." „Verstehe, Si-Lao-Ye, sagen Sie doch ganz einfach, daß Sie Ihre Haussuchung bis auf den Grund führen wollen." „Sie haben es erraten, Uang-Lai-Lai." „Gut, Si-Lao-Ye, ich werde Großmutter fragen." Frau Uang erhob sich und verschwand. Statt Frau Uang erschien die Großmutter. „Meine Tochter sagt mir, daß, Si-Lao-Ye, alles in den Schränken sehen wollen?" „Ja, Madame, wenn es Ihnen nicht zuviel Umstände macht." „Keine andern, als was es den Kindern Arbeit machen wird, aber ich weiß, daß die Ihnen nichts abschlagen können." Sie stieß mit ihrem Stock auf den Boden. Alles lief herbei. „Hier", sagte sie, „Si-Lao-Ye, interessiert sich für alles, was Euch betrifft. Ihr wißt es und ich bin sicher, Ihr werdet alles tun, was er wünscht." Dann gab Frau Uang die Erklärung, die ich erwartete. Frau Po-Y begann zu lachen. Siu-Lien ebenfalls. Die beiden Mädchen folgten, dann die Knaben, bis auch das Kleinste von der allgemeinen Heiterkeit ergriffen wurde. „Wie, Si-Lao-Ye, Sie wollen unsere Sachen zählen?" „Wenn Sie die Güte haben wollen, Frau Po." „Wie, Sie wollen unsere Kleider sehen, Si-Lao-Ye?" „Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Fräulein Siu-Lien." „Wirklich, Si-Lao-Ye, Sie

wünschen . . . . .?" „Ja, kleine Häßlichkeit." „Tomm, Tomm, Ti-Lao-Ye . . . . ." „Willst Du Dich packen, Du Knirps." Und alle stürzten ab mit närrischem Gelächter. Dann wurde die Veranda gekehrt und alle kamen zurück mit dem Inhalt ihrer Schränke und Koffer. Zunächst wurde auf dem Boden ausgebreitet, als aber der Platz knapp wurde, legten die kleinen Frechlinge auf meinen Füßen aus, auf meinen Knien, auf meine Schultern und endlich auf meinem Kopf. Ich war zugedeckt wie ein Kleiderhausierer. Als ich dies Wort in meiner Abwehr fallen ließ, kamen sie auf einen Einfall. Man legte die Dinge im Kreis herum, die kleine Hung-Yü setzte sich in die Mitte und begann zu versteigern. Alle machten ihre Gebote, welche Uang-Ming-Tse, Po-Y oder eine der Damen berichtigte. So wurde das Inventar der Kleider unter allerlei Scherzen und unter dem unendlichen Gelächter der kleinen und großen Kinder, den Erzähler eingeschlossen, aufgenommen.

Das Ergebnis der Auktion war folgendes: Die Männerkleider ergaben 1152, die der Damen 1527 Franken 60 Centimes. Wenn man von dieser Summe 462 Franken für Uhren und Schmuck abzieht und wenn man berücksichtigt, daß die Kleider, welche sich am wenigsten abtragen, die teuersten sind, so kann man für den Unterhalt der Kleidung jährlich 500 Franken, das Viertel ihres Wertes ansetzen. Das setzt neuerdings die Ziffer des Reingewinns herab auf 3919 Franken.

Uang-Ming-Tse gibt seinen Kindern selbst Unterricht, zu welchem sich einige Nachbarskinder einfinden. Er hat also keine Ausgaben auf diesen Posten. Uang-Ming-Tse lehrt seine Schüler sogar etwas Zeichnen.

Ein sehr interessantes Kapitel ist das der außerordentlichen Ausgaben. Die Gesundheit, die Vergnügungen, und die religiösen Gebräuche. Nach dem Sprichwort: Mens sana in corpore sano, kommen zuerst die Kosten für Krankheiten. Seit der Krankheit Siu-Liens keine. Und seit vierzehn Jahren bedurfte man keiner sachverständigen Hilfe außer der einer Hebamme bei der Geburt der Kinder. — „Also", sagte ich zu Uang-Ming-Tse, „haben Sie keinen Feind?" — „Wie meinen Sie das, Si-Lao-Ye?" „Wenn man den Leuten glauben soll, so kommen die meisten Krankheiten von dem Haß der Andern." — „Der Meister hat das nicht so gesagt, Si-Lao-Ye. Er hat gesagt, daß die Menschheit nur ein einziger Mensch, gefeit gegen die Krankheiten, wenn er wohl gebildet ist, unempfindlich gegen Hitze und Kälte, und widerstandsfähig gegen verderbliche äußere Einflüsse, wenn alle Organe gesund sind. Wenn eines Tages die Harmonie herrschen wird, wie sie in der Menschheit herrschen soll, werden die Krankheiten keine Gewalt mehr haben über sie. Das physische Uebel ist nur

die Folge des moralischen, der Ungerechtigkeit, des Hasses, welche noch die Menschen trennen. Das hat Konfuzius gesagt."

Ich dachte, daß Konfuzius recht haben mag, aber ich sagte mir auch, daß die Beschäftigung der Familie Uang-Ming-Tse nicht ganz ohne Einfluß auf die Gesundheit der Familie geblieben sein konnte. Nichts entwickelt besser die Tätigkeit und die Muskelkraft als die Feldarbeit. Jedermann weiß das, aber man könnte ihr vorwerfen, daß sie das Hirn vernachlässigt. Das trifft für den Kleinbetrieb nicht zu. Welchen Aufwand von Gehirntätigkeit erfordert nicht die Mannigfaltigkeit der einzelnen Arbeiten! Es ist nicht nur eine anhaltende Uebung, es ist auch eine vielgestaltige. Soviel verschiedene Pflanzen, soviel verschiedene Sorgen und Mühen. Warum ist diese Pflanze krank, während ihre Nachbarn blühen? Ist es ein Insekt? Ein Fehler in der Ernährung? Der Mensch forscht, zerbricht sich den Kopf, findet das Mittel und, indem er die Pflanze pflegt, sie rettet, rettet er sich selbst, denn er hat in seinen Funktionen das unerläßliche Gleichgewicht bewahrt, die Harmonie, ohne welche der Organismus verkümmert, schwach wird und zugänglich allen Ursachen aller möglichen Krankheiten. Das was man Nervenleiden nennt, ist sehr selten in China, kaum daß man unter den Opiumrauchern einmal einen Nervenkranken findet. Ich habe nur von den unmittelbaren Arbeiten im landwirtschaftlichen Kleinbetrieb gesprochen aber die damit verbundenen Industrien zur Umwandlung der Erzeugnisse geben eine weitere Gelegenheit, die geistigen Kräfte zu üben. Wenn es *einen* Punkt gibt, über welchen die Forschungsreisenden einer Meinung sind, so ist es die allgemeine Intelligenz der Chinesen, ihre Anstelligkeit zu allen Dingen. Nun wohl, gäbe der Kleinbetrieb nicht eine genügende Erklärung für diese merkwürdige Tatsache?

Der Artikel Religion ist eine ziemlich verwickelte Sache bei Uang-Ming-Tse. Nirgends wie in China bekennt derselbe Mensch, ich sage nicht soviel, sondern soviele Religionen. Das ist zunächst die große Religion des Fortschrittes durch Arbeit begründet auf die Einheit des Himmels, des Menschen und der Erde, deren Kultus nichts anderes ist, als die Symbolisation dieser Ideen. Es ist mehr eine Philosophie wie eine Religion in dem unheilvoll gefälschtem Sinn, den man dem Wort heute gegeben.

Dann gibt es abgeleitet von dieser die Religion der Ahnen, die letzten Endes nichts als die Ausgestaltung derselben Grundsätze in der Familie ist. Schon diese beiden ersten und Hauptreligionen bedingen eine ziemlich große Anzahl von Festen und Feierlichkeiten, welche ebensoviele Gelegenheiten zur Arbeitsruhe bieten. Ohne die zu rechnen, welche an den Sonn-

wendtagen und Tagundnachtgleichen, an den Jahrtagen der Ahnen, des Konfuzius, und der großen Männer gefeiert werden, ohne die monatlichen oder halbmonatlichen Familienversammlungen zu rechnen, welche das Reinste und Wahrste in dem religiösen Gefühl anregen und unterhalten, kann man sagen, daß ein jeder Monat des Jahres durch ein Fest oder eine Unterhaltung gekennzeichnet ist, die mehr oder minder mit den beiden Religionen in Beziehung stehen. Im ersten Monat des Jahres zum Beispiel gibt es außer den religiösen besondere bürgerliche und häusliche Neujahrsfeiern; es gibt Prozessionen zu Ehren des Frühlings, die Prozession des himmlischen Drachen, die Laternennacht. In den zweiten Monat fällt das Gräberfest. In den dritten, das Fest des Hausgeistes, in den vierten, das der Kindheit, in den fünften das des Wasserdrachen, in den sechsten das der Sterne der Milchstraße, welches auch das Fest der Frauen ist. Dazu kommen die Feste des Mondes, des Alters, der Tempel, die Dankfeste nach den Ernten etc. etc. Ich habe nur einige angeführt. Es bedürfte eines Buches, auch nur die interessantesten zu beschreiben. Anzufügen wären die Feste der Schutzheiligen der Gewerbe und Körperschaften, gewisse Jahrtage der Gelehrten etc. Kein Volk hat in der Tat mehr Tage, welche dem Gedenken und der Befestigung seiner Einheit gewidmet wären. In diesen großen Veranstaltungen gibt es weder Klassen, noch Kasten, noch Rangstufen, noch Glaubensunterschiede. Niemand ist davon ausgeschlossen. Und sucht man nach den Symbolen, so findet man, daß der Gedanke, der Geist, der sie beseelt, nichts anderes sind als der Gedanke, der Geist der allgemeinen Menschheit selbst.

Nach diesen Festen kommen die Religionsgebräuche untergeordneter Art, welche nur der Ausdruck besonderer religiöser Vorstellungen sind, mehr geeignet zu trennen als zu verbinden, und deren Natur und Wirkung ich bereits zu schildern versucht habe. Uang-Ming-Tse und seine Familie gelten als Buddhisten. In Wirklichkeit sind sie es nicht mehr als ein gut Teil Europäer Katholiken oder Protestanten sind. Sie geben jedoch ihr Scherflein, wenn für den Tempel gesammelt wird, wie sie zu allen Ausgaben der Art, die üblich sind, beitragen. Sowohl hiefür wie für den Ahnenkultus wie für die großen nationalen Festlichkeiten erwachsen der Familie niemals große Kosten, da die Kosten für letztere auf die ganze Bevölkerung ausgeschlagen werden. Sie werden auf 3—4 Franken im Jahre auf den Einwohner geschätzt in ganz China. Was die Familie Uang-Ming-Tse anlangt, so ist diese Schätzung nahezu genau und wir können für die Ausgaben unter diesen Titel 50 Franken einsetzen.

Theater und Vergnügen sind etwas teurer: 200 Franken. Inbegriffen in diese Zahl sind die Einladungen einiger Freunde, die Beiträge zu öffentlichen Mählern und die Schauspiele, welche die Komödianten, die man auf gemeinsame Kosten kommen läßt, aufführen. Endlich die Ausbesserung der Brücken, Wege und Tempel oder eigentlich der öffentlichen Versammlungslokale kostet ebenfalls ungefähr 30 Franken freiwilliger Beiträge. Die drei Posten geben zusammen 260 Franken, welche von der letztgefundenen Zahl von 3419 Franken abgehen, sodaß ein schließlicher Reingewinn von 3159 Franken übrig bleibt.

Der Leser hat bemerkt, daß in der Rentabilitätsberechnung keine Rede war von der Verzinsung des Wertes des Besitzes. In Europa hätte eine gewissenhafte Rechnung nicht verfehlt, einen bestimmten Betrag dafür unter die Ausgaben einzusetzen. In China denkt man anders. So wenig man Rentner kennt, so wenig kennt man das, was wir Kapitalsanlage nennen. Ein Kapital hat nur den Wert, den man es hervorbringen läßt und die Anleihen sind in Wirklichkeit nichts anderes als Einlagen in Unternehmungen, Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Darum ist der Geldzins so hoch oder vielmehr beliebig und darum sind die Gesetze und die Gläubiger so nachsichtig gegen unglückliche Schuldner. Außerdem werden Darlehen nur auf sehr kurze Zeit gegeben und infolge des hohen Zinses ist der Gläubiger stärker interessiert, das Geld zurückzuzahlen als der Gläubiger es zurückzuerhalten. Ein Rentner, der von der dauernden Anlage seines Kapitals, von seinen Zinsen lebt, wäre demnach eine Ausnahme. Mit einem Wort: Kapital, Werkzeug, Boden oder Geld hat nur Wert für den, der es arbeiten läßt. Ihm selbst eine Produktionskraft zuschreiben, sich selbst zugleich als Schuldner und Gläubiger, als Herr und Sklave des Kapitals vorstellen, ist ein Gedanke, der niemals in den Kopf eines Chinesen gehen wird. Darum wollte Uang-Ming-Tse nicht angebliche Zinsen von seinem Reingewinn abziehen. „Was sollte ich mit dem Gelde anfangen?“ fragte er mich. „Kein Hauptbuch wie bei Euch, kein Borger, der es übernimmt, mein Geld für mich arbeiten zu lassen. Es bleibt schon nichts übrig, als daß ich es selber für mich arbeiten lasse oder vielmehr, daß ich Kinder habe, welche mir dabei helfen. Infolge der Wechselfälle meiner Laufbahn habe ich nicht viele gehabt, aber Po-Y, der bereits sechs Kinder hat, wird noch mehr haben, wie ich hoffe, und inzwischen verlassen wir uns auf meinen Bruder, den Kaufmann in Fu-Tscheu, und vertrauen ihm unser überflüssiges Geld an. Er verwendet es in seinem Geschäft, an dem er uns beteiligt hat. Doch muß demnächst ein Teil zurückgezogen werden, da Siu-Lien heiratet. Auch mein

Enkel wird bald ein Gleiches tun und wir müssen daran denken, unsern Betrieb zu vergrößern. Ich weiß wohl, Sie werden sagen, daß wir so Gläubiger und Schuldner gegenseitig werden. Die Wahrheit aber ist, daß wir für einander arbeiten. Und wenn das Alter mich zur Ruhe zwingen wird, so werden meine Kinder für mich arbeiten. Habe ich nicht damit angefangen, für sie zu arbeiten? Was ist also natürlicher?"

„Und, Uang-Ming-Tse, was ist einfacher, was ist fruchtbringender?"

XII.

Der Tag beginnt bei Uang-Ming-Tse mit Tagesanbruch. Po-Y steht als erster auf. Er weckt die ältesten seiner Kinder und die Dienstboten. Dann geht er in sein Zimmer zurück. Einige Augenblicke darnach hört man drei Schläge auf den Boden aus seinem und seines Vaters Zimmer und die Kinder stellen sich bei ihnen ein, sie zu bedienen. Bevor sie jedoch eintreten, erwarten sie ein zweites Signal. Darnach begrüßen sie ihre Eltern, bieten ihnen Tee und leisten ihnen alle Hilfe bei der Toilette, die sie in Anspruch nehmen. Darnach stellen die Gatten sich einander gegenüber und machen sich eine tiefe Verbeugung. Der Tag hat begonnen.

Hierauf wird die erste Mahlzeit eingenommen, die aus Reis, Kohl oder andern gesalzenen Gemüsen, kleinen Fischen gesalzenen Crevetten und einem Stück Käse begossen mit einer Brühe von Gerste und Bohnen besteht. Als Getränke Tee, den man jedoch nicht beim Essen, sondern darnach nimmt.

Die zweite Mahlzeit folgt Mittag und gleicht der des Morgens, außer daß die Gemüse frisch sind und in Fett oder Oel gekocht und die Portionen reichlicher sind. Die dritte Mahlzeit findet gegen vier Uhr statt und ist üppiger. Man gibt Erbsennudeln in Fett gebraten und kleine Brote aus Reis- oder Getreidemehl hinzu. Die vierte und letzte Mahlzeit wird um sieben Uhr eingenommen. Sie ist wie die am Mittag mit etwas Wein. Alle Mahlzeiten sind begleitet von allerlei Zuspeisen wie Meergras, Champignon, Fleisch. Das Meergras wird häufig als großes Gericht gegeben. Früchte der Jahreszeit nach Belieben.

Während des Sommers gibt es eine fünfte Mahlzeit, zwischen der ersten und der Mittagsmahlzeit um neun Uhr. Um neun Uhr gibt man als Zugabe eine Art Polenta aus Getreidemehl. Dann gibt es Mittags und Abends Schweinefleisch oder Ente und eine Weinzulage. An Festtagen ist die Tafel wesentlich reichlicher. Die Fleischstücke sind größer, es gibt mehr Gebäck, eingemachte Früchte etc. Herren und Dienstboten essen miteinander, doch an getrennten Tischen.

Nach den Mahlzeiten geht jedes an seine Arbeit. Im allgemeinen arbeiten die Frauen nicht im Feld. Doch gibt es Ausnahmen in einzelnen Provinzen und Distrikten. In Uang-Mo-Khi verlassen die Frauen nicht das Haus oder den Garten, außer zur Zeit der Tee-Ernte. Aber sie haben genügend Arbeit und recht ermüdende dabei. Sie nehmen an der Männerarbeit, bei allen Verrichtungen zur Behandlung der Körner, Trocknung, Enthülsung, Bleichung des Reis, beim Mahlen etc. teil. Eine Vorstellung, wie viel Zeit einzelne dieser Arbeiten kosten, zu geben, sei angeführt, daß es einen guten Tag braucht, um 915 Kilo Reis so zu trocknen, daß er in den Speicher gebracht werden kann. Eine weitere Tagesarbeit erfordert es, 183 Kilo zu enthülsen.

Alle getrockneten, gesalzenen und gezuckerten Einmachsachen werden von den Frauen bereitet und das ist keine kleine Aufgabe. Dann Küche, Wäsche, Reinigung von Haus und Hof. Nicht zu vergessen den Hühner- und Schweinestall. All das wird von den beiden Frauen und den beiden Mädchen besorgt, nur unterstützt von der Magd und von den Männern, wenn sie von ihrer Arbeit außerhalb zurückkommen. Endlich sind die Haspel für die Cocons und zum Spinnen der Seide der Webstuhl, ständig bereit, von der einen oder andern in Bewegung gesetzt zu werden. Die jungen Mädchen haben nebenbei noch ihre kleinen Handarbeiten ihres Geschlechts wie Nähen, Sticken etc. Sie verkaufen sogar davon und die Einnahmen bleiben ihr ausschließlich Eigentum. Auch ein Teil der Kleider wird von den Frauen hergestellt.

Wenn die Männer an den langen Winterabenden weder draußen noch zu Hause Arbeit haben, so machen sie Decken aus Stroh oder Schnur, an welchen sie so großen Bedarf haben. Dann stricken sie große Fischnetze und die Einnahmen dafür gehören ihnen.

Uang und seine Frau führen das Regiment des Hauses, er das äußere, sie das innere. Frau Uang regelt auch die Ausgaben, das heißt, sie führt die Kasse. Ueber allem jedoch steht die Großmutter, deren Sohn und Schwiegertochter offiziell die Regierung erst zwei Jahre führen. Als sie das Szepter abgab, feierte man ihren neunzigsten Geburtstag.

Das Haus war voll von allen Nachbarn, Freunden und Verwandten, welche bis von Fu-Tscheu hergekommen waren, um ihr ihre Huldigungen und Glückwünsche darzubringen. Das war der Augenblick, den sie gewählt, ihren Rücktritt anzukündigen. Seitdem befaßt sie sich mit nichts mehr. Darum ist sie nicht vergessen. Alles bemüht sich um sie und sucht mit Ergebenheit und Sorgfalt ihr die Melancholie ihrer letzten Jahre zu versüßen.

Sie lebte noch im Jahre 1869, als ich vor meiner Abreise aus China der Familie meinen Abschiedsbesuch machte, die mir eine herzliche und bezaubernde Aufnahme bereitet hatte. Drei Jahre ändern viel bei Greisen und Kindern. Sie war zweifellos recht zusammengefallen und gebeugt, die alte Großmutter, aber sie war nicht einen Tag krank gewesen. Uang-Ming-Tse, Po-Y und ihre Frauen befanden sich immer wohl. Siu-Lien hatte seit langem das Haus verlassen. Sie war verheiratet und hatte zwei Kinder. A-Pé, der älteste war ebenfalls verheiratet und hatte einen dicken Jungen, den er mir vorführte. Die Andern waren gewachsen. Tschen, der zweite, war beinahe erwachsen. Meine kleine Häßliche und mein kleiner Rubin waren nun große Fräulein und der kleine Frechdachs A-sen war so schüchtern geworden, daß er mich nicht wieder zu erkennen schien, aber er hatte einen kleinen Bruder. von zehn Monaten, welcher mich aus seinen großen Augen anblickte mit einem Ausdruck, der wenig Ehrerbietung verriet.

Auch der Besitz hatte sich geändert. Er war um ein Dutzend Meus gewachsen, wodurch ein weiterer Arbeiter eingestellt werden mußte, den jedoch Tschen bald ganz ersetzen wird.

Welch glückliche Stunden habe ich inmitten dieser braven Leute erlebt. Welche schönen Erinnerungen habe ich ihnen zu verdanken! Warum aber, wenn sie mir durch den Geist gehen, müssen sie von anderen traurigen Gedanken getrübt werden? Warum bei Jenen soviel Wohlbefinden, Behagen, Ruhe und Glück? Warum bei uns soviel Unsicherheit, Unstetigkeit, Elend?

Man wird sagen, daß die Uang in dem Teebau ein kostbares Hilfsmittel haben. Aber haben wir in Frankreich nicht die Rebe, den Maulbeerbaum, den Oelbaum, die Zuckerrübe, den Tabak und eine Menge anderer Pflanzen, die bei richtiger Pflege den Tee aufwiegen könnten? Hatten wir nicht die Gewähr, daß größere Sorgfalt uns vielleicht gegen den Wettbewerb industrieller Erzeugnisse hätte verteidigen können?

Man wird sagen, daß die Uang ein Land bewohnen, in welchem fünf Ernten gemacht werden. Das ist richtig, aber es sind vierzehn Personen auf nicht ganz zwei Hektar. Aber selbst wenn unser Klima nur *eine* Ernte ermöglichte, müßte unsere Bevölkerung nicht 70 Millionen betragen? Warum beträgt sie nur die Hälfte? Aber warum nur *eine* Ernte? Die Gärtner machen viel mehr. Mit nur zwei Ernten müßte Frankreich 140 Millionen Menschen ernähren.

Man wird andere Einwände erheben. Man wird von der geringen chinesischen Steuer sprechen und unsere erdrückenden Staatsausgaben gegenüberstellen. Man wird endlich die Abgelegenheit Chinas anführen und die Vorteile, welche seine

geographische Lage bietet, sei es hinsichtlich äußerer Kriege, sei es hinsichtlich des Handels und des Wettbewerbs des Auslands.

Dieses Buch ist eine einzige Antwort auf diese Einwände. Wenn die kleine Steuerlast in China einer der Gründe der Wohlfahrt des Landes ist, so ist sie nicht der einzige und vor allem nicht der unmittelbarste. In Wirklichkeit wäre es richtiger, in jener geringen Steuerlast nur den Ausdruck der Einrichtungen, insbesondere des Steuersystems selbst und der Form des Eigentums zu sehen. Infolge dieses Steuersystems, welches alle Energien entbindet, hat die Gütererzeugung angeregt durch einen beispiellosen inneren Verbrauch einen Umfang angenommen, von welchem der Betrieb der Familie Uang-Ming-Tse nur eines der bemerkenswertesten Beispiele ist. Dank diesem System und der Form des Eigentums wird der Pächter entlastet von der wachsenden Bürde einer schmarotzerhaften Bodenrente, selbst Besitzer. Und welch mächtigeren Antrieb für die Arbeit, das heißt für die Gütererzeugung, könnte es geben? Dank diesem System endlich sind alle Kräfte des Menschen und der Natur erwacht und haben sich vereint für das — Leben.

Die Steuer ist kaum 3 Franken für den Kopf, auf das Hektar höchstens 5 Franken. Doch auf die Berggegenden treffen nur 75 Centimes und sie erzeugen so viel wie die andern. Glaubt man wirklich, es sei sehr schwierig für die chinesische Regierung, ein oder zwei Franken mehr für das Hektar zu bekommen, besonders für letztere Gegenden? Glaubt man, daß die Bauern, welche wie die Uang-Ming-Tses 3000 Franken Reingewinn auf weniger als zwei Hektar erzielen, nicht leicht zu der Steuererhöhung zu haben wären? Die chinesische Regierung scheint nicht daran gedacht zu haben, sei es, weil sie die Rechte der Arbeit achtet, sei es, weil es ihr widerstrebt, an die alten Einrichtungen zu rühren, sei es, weil sie die durch die neuen Beziehungen mit Europa geschaffenen Verbindlichkeiten als zufällig und vorübergehend betrachtet und weil sie bei dringendem außergewöhnlichen Bedarf bisher immer mit der außerordentlichen und vorübergehenden Besteuerung der Reichen und der nicht besteuerten Industrie ausgekommen ist. Sobald sie aber jene Notwendigkeiten als dauernd erkannt und sie die Gelehrten und die Bevölkerung als unvermeidlich eingesehen haben werden, wird es ihr ein Leichtes sein, ihre Einnahmen um einige hundert Millionen zu vermehren, da dies eine Mehrung von 40—50 Centimes per Einwohner und nicht mehr ausmacht für Gegenden wie Uang-Mo-Khi.

Es ist daher ein Irrtum, anzunehmen, daß die Einrichtungen, welche sich China gegeben, unter anderer geographischer Lage notwendig hätten anders werden müssen und daß

das Land sie eines Tages werde aufgeben müssen unter dem Einfluß der Beziehungen mit Europa. Eben diese Einrichtungen sind es viel mehr, welche China in den Stand setzen, allen Anforderungen zu begegnen.

Auch die Abgeschlossenheit Chinas, die übrigens viel geringer als man sich gewöhnlich vorstellt, war es nicht, welche seine Märkte vor dem fremden Wettbewerb schützte. Was sie besser schützt als Zölle, was sie sogar gegen fremde Armeen schützt, das ist der Ueberfluß, die Mannigfaltigkeit und Billigkeit der Erzeugnisse, das ist die Dichte der Bevölkerung. Was die Einfuhr Europas von China abhält, ist der Umstand, daß China voll ist, voll Menschen, voll von Produkten, das sind seine Einrichtungen insbesondere sein Steuersystem und seine Gestaltung des Bodenbesitzes.

Es bleibt also ganz bei der Frage, die ich eben gestellt habe: Warum zählt Frankreich nicht 70 Millionen Einwohner? Warum soll es nicht eines Tages 140 Millionen zählen?

Es gibt keine wesentlichen Unterschiede zwischen Chinesen und Europäern. Ruht nicht die chinesische Zivilisation auf denselben Grundlagen, auf welchen alle andern Zivilisationen oder alle Religionen, welche jene hervorgebracht haben, ruhen? Grundsatz oder Dogma, ist es nicht immer die Zusammengehörigkeit oder die Einheit?

Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Chinesen jenem Grundsatz oder Dogma eine größere Tragweite verliehen haben und daß sie ihr ganzes Gesetz ihm untergeordnet und angepaßt haben.

Das Manifest zur Brechung der Zinsknechtschaft des Geldes

Mit Erläuterungen versehen

von

Dipl.-Ing. Gottfried Feder

G.-Z. —.20

Der Staatsbankrott, die Rettung

von

Dipl.-Ing. Gottfried Feder

G.-Z. —.15

Der bekannt politische Essayist von B. schreibt u. a. über diese Neuerscheinungen:

„Es tut einem außerordentlich wohl, in dem Wust von gutgemeinten, aber nicht in die Tiefe gehenden Arbeiten, die zu den politischen Zeitfragen Stellung nehmen wollen, endlich einmal auf einen Menschen und seine Arbeit zu stoßen, der kein politischer Flachsmann ist, sondern begreift, daß es sich nicht mehr um Interessenkämpfe, sondern um die Existenz der Nationalwirtschaft handelt.

Das Manifest zur Brechung der Zinsknechtschaft des Geldes und die eingehenden Erläuterungen, die der Dipl.-Ing. Feder in dem ersten Hefte der „An Alle, Alle"-Hefte des Verlages Jos. C. Huber herausgibt, wird im Mittelpunkt des politischen Interesses für lange Zeit stehen und verdient von allen Finanzleuten, Volkswirten und Sozialpolitikern einem eingehenden Studium unterworfen zu werden. Dasselbe habe ich zu sagen von dem zweiten Band der „An Alle, Alle"-Hefte „Der Staatsbankrott, die Rettung".

Jos. C. Hubers Verlag, Diessen vor München

Der kommende Steuerstreik

seine Gefahr, seine Unvermeidlichkeit, seine Wirkung

von

Gottfried Feder und **Dr. A. Buckeley**

Diplom-Ingenieur — Rechtsanwalt u. Syndikus

G.-Z. —.50

An den Anfang stellen die zwei Verfasser eine strikte Absage an die Demokratie des gegenwärtigen Deutschlands und werfen dann die Frage auf: „Welches ist aber nun das Schlußergebnis aus dem Weltkrieg? Die Niederwerfung Deutschlands? Der Sieg der Entente? Die deutsche Revolution? Die Verjagung der deutschen Fürsten? Die Bolschewisierung Rußlands? Die sittliche und wirtschaftliche Verwahrlosung aller Völker des westlichen Kulturkreises? Das sind alles nur Voraussetzungen, gewollte Notwendigkeiten, Begleitumstände und negative, zerstörende Erscheinungen — aber keine Ziele. Das hätte alles keinen Sinn, wenn es nicht irgend jemand zum Nutzen wäre. Wem zum Nutzen ist also Krieg und Revolution, Tod und Not, Phrase und Schwindel, Klassenkampf und Brudermord?“ — „Zum Nutzen einer Handvoll internationaler Bank- und Börsenmänner“. Wahrlich — so wird mancher einwenden — eine zwar scharf geprägte, aber nichtsdestoweniger schwer zu belegende Formel. Indessen lassen sich die Verfasser keine Mühe verdrießen, um die ungeheure Macht und die noch schlimmere Schuld des zwischennationalen Leihkapitals zahlenmäßig und tatsachenverwertend zu beleuchten.

Jos. C. Hubers Verlag, Diessen vor München

Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft

Von Dr. Max Kemmerich, München

3. neubearbeitete Auflage

11.—15. Tausend

G.-Z. —.25

Kemmerich steht wie der Freiherr v. Stromer-Reichenbach auf dem Standpunkt, daß sich aus dem bisherigen Geschichtsverlauf der zukünftige errechnen und sogar zahlenmäßig prophezeien läßt. Wie er in früheren Jahren später tatsächlich Eingetroffenes vorausgesagt hat, so erschließt er die Geschichte Deutschlands, die angeblich über einige Jahrzehnte grausamen Blutvergießens (auf die Einzelheiten muß ich hier verzichten) zu einer glanzvollen Vormachtstellung führen soll. Das nächste Ereignis, das er voraussagt, und das wir ja bald auf seine Richtigkeit hin prüfen können, ist die Wiedererrichtung des Zarentums, und zwar durch einen Romanow (angeblich in zwei Jahren bevorstehend). Für geschichtliche Arbeitsgemeinschaften dürfte sich das Büchlein — allerdings nur im Zusammenhang mit Kemmerichs anderen Werken — deshalb eignen, weil es über das Stoffliche die Teilnehmer zum Durchdenken der Probleme veranlaßt.

Jos. C. Hubers Verlag / Diessen vor München

Duke University Libraries
D00224403F